
Geschichte der Philologien

2023
63/64

Herausgegeben von
Christoph König
und Anna Kinder
in Verbindung mit
Michel Espagne,
Ralf Klausnitzer,
Na Schädlich,
Denis Thouard und
Ulrich Wyss

Wallstein

Geschichte der Philologien

Herausgegeben von
CHRISTOPH KÖNIG
und
ANNA KINDER

in Verbindung mit
Michel Espagne,
Ralf Klausnitzer,
Na Schädlich,
Denis Thouard und
Ulrich Wyss

2023
Doppelheft 63/64

Wallstein Verlag

Eine Veröffentlichung der Deutschen Schillergesellschaft e.V. Redaktion: Ruth Doering und Tim Schünemann

Editorial Board:

Anne Bohnenkamp, Beatrice Gruendler, Michael Lackner, Sheldon Pollock,
Jörg Schönert, Jürgen Paul Schwindt und Meike G. Werner

Die Zeitschrift ›Geschichte der Germanistik‹ erscheint ab dem Jahr 2020 als ›Geschichte der Philologien‹. Unter ihrem neuen Namen trägt die ›Geschichte der Philologien‹ einer Erweiterung ihres Profils seit Jahren Rechnung: Anfangs, seit 1991, war die ›Geschichte der Germanistik‹ das Organ germanistischer Wissenschaftsgeschichtsforschung. Aus der Beobachtung anderer, benachbarter Philologien wurde allmählich eine Komparatistik der Fächer, im Sinn des historischen Vergleichs und der philosophischen Reflexion. Das internationale Editorial Board begleitet aktiv den Weg: Dort sind die verschiedenen Fächer durch namhafte Gelehrte vertreten. Die Aufsätze erscheinen in den drei Sprachen Deutsch, Englisch und Französisch.

Die ›Geschichte der Philologien‹ erscheint in der Regel als Doppelheft einmal jährlich. Preis des Doppelheftes €19,90; im Abonnement €15,90. Preise und Lieferbarkeit älterer Hefte auf Anfrage. Beiträge sind an die Herausgeber der ›Geschichte der Philologien‹ zu senden:

Prof. Dr. Christoph König, Lehrstuhl für Neuere und neueste deutsche Literatur, Universität Osnabrück, Neuer Graben 40, 49074 Osnabrück, Deutschland; E-Mail: christoph.koenig@uni-osnabrueck.de

Dr. Anna Kinder, Arbeitsstelle für die philologische Wissenschaftsforschung, Deutsches Literaturarchiv Marbach, Postfach 1162, 71666 Marbach/Neckar, Deutschland; E-Mail: anna.kinder@dla-marbach.de

Diese Publikation wurde im Rahmen des Fördervorhabens 16KOA026 mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Open Access bereitgestellt.

Dieses Werk ist im Open Access unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 4.0 lizenziert.



Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z. B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Autorinnen und Autoren 2024

Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen 2024
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Garamond Premier Pro und Myriad Pro

ISBN (Print) 978-3-8353-5470-8

ISBN (Open Access) 978-3-8353-8037-0

ISSN (Print) 1613-0758

DOI <https://doi.org/10.46500/83535470>

Inhalt

Aufsätze

- Caroline Jessen:** Von der Unverfügbarkeit der Manuskripte.
Die Heine-Sammlung Salman Schoockens, 1936-1966 5
- Dieter Burdorf:** Der Literaturwissenschaftler Karl Ludwig Schneider
(1919-1981). Zu den Anfängen seines Expressionismus-Konzepts in Nachlass-
Texten aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges 17
- Benjamin Krutzky und Laura Marie Pohlmann:** Der leere Umschlag.
Materialorientierte Notizen zur Entstehung der ›Duineser Elegien‹ 32
- Tim Schünemann:** Die Prinzipien der ›Erläuterungen‹ in der historisch-
kritischen Ausgabe der ›Werke‹ Rilkes aus wissenschaftsgeschichtlicher
Perspektive. Zur Kommentierung literarischer Texte in der Kritischen
Hermeneutik 48
- Colinda Lindermann:** Von Kronen und Ozeanen: Die arabische Lexikografie
in nachformativer Zeit 71
- Daniel Weidner:** Ursprung überschreiben. Johann Gottfried Eichhorns und
Johann Philipp Gablers Philologie der biblischen Schöpfungsgeschichte 81
- Na Schädlich:** Lobschrift auf (Kosten von) Winckelmann: Christian Gottlob
Heynes Göttinger Philologieprogramm 1777 99
- Lin Xiao:** La représentation de la dichotomie « plein-vide » dans les traités et
manuels occidentaux du chinois du 19^{ème} siècle 117
- Carlotta Santini:** Le paradoxe de l'Arche d'Homère. Frederik Nutzhorn
critique de Friedrich August Wolf 129
- Marcel Lepper:** Geist mit Fußnoten 145
- Michel Chaouli:** Kritik als Stil (all the way down) 159
- Christoph König:** Philologische Fragmente zur Gegenwart (2020-2023) 167

Ineditum

- Hans-Harald Müller:** Ein Brief von Andreas Heusler zur Gründung der
›Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und
Geistesgeschichte‹ 170

Nachlässe – Sammlungen – Autographen

Ruth Doering: Neuerwerbungen des Deutschen Literaturarchivs Marbach im Bereich der Philologien und weiteren Wissenschaften 174

Projekt

Tina Werner: Rainer Maria Rilke als »Dichter-Phänomenologe« bei Käthe Hamburger 178

Kommentierte Bibliographie

Systematische und theoretische Aspekte	180
Hermeneutik, Philologie, Textkritik	182
Institutionen- und Personengeschichte	186
Germanistische Literaturwissenschaft	190
Sprachwissenschaft	193
Klassische Philologie	193
Romanistik	196
Sinologie	197
Slavistik	198
Geschichtswissenschaft	198
Politikwissenschaft	199
Philosophie	199
Sozialwissenschaften	200

Aufsätze

Caroline Jessen

Von der Unverfügbarkeit der Manuskripte. Die Heine-Sammlung

Salman Schockens, 1936-1966

Heines Werke liegen in zwei historisch-kritischen Ausgaben vor, durch die weit zerstreut Überliefertes gesichert wurde und nun in edierten Texten verfügbar ist.¹ Die ›Düsseldorfer Heine-Ausgabe‹ (1973-1997) und die ›Heine-Säkularausgabe‹ (Weimar/Paris, seit 1970)² sind Zeugnisse einer Hochphase neugermanistischer Editionsprojekte, die Spuren der Kompensation eines Überlieferungsbruchs in sich tragen.³ 1945 befand sich ein Großteil der Manuskripte Heines außerhalb Deutschlands. Der Bankier Albert Strauß und der Unternehmer Salman Schocken hatten ihre Sammlungen nach der nationalsozialistischen Machtübernahme in die USA bzw. nach Palästina transferieren können und dadurch wesentliche Heine-Bestände gerettet.⁴ Die Zerstreung der Heine-Handschriften war aber nicht nur ein Produkt der forcierten Migration nach 1933, sondern geht, in Verschränkung mit der jüdischen Diasporageschichte, auf das 19. Jahrhundert zurück. Die »Schicksale«⁵ der Handschriften hatte der Philologe Erich Loewenthal (1894-1943) bereits 1926 als Spiegel der Rezeptionsgeschichte beschrieben: »Wie die heutige Zerstreung der Manuskripte über die Alte und Neue Welt« verrate, dass »Heine die unangetastete Stellung und unumschränkte

- 1 Vgl. zu Grundanliegen der Edition: Rüdiger Nutt-Kofoth, Editionsphilologie, in: Handbuch Literaturwissenschaft, Bd. 2, Stuttgart, München 2013, S. 1-26. – Vgl. zur Edition als Rettung bes. Roland Reuß, Lesen, was gestrichen wurde. Für eine historisch-kritische Kafka-Ausgabe, in: Franz Kafka, Historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Handschriften, Drucke und Typoskripte, hg. von Roland Reuß und Peter Staenge, Basel, Frankfurt am Main 1995, Einleitung, S. 9-24, hier S. 16.
- 2 Heinrich Heine, Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke, hg. von Manfred Windfuhr im Auftrag der Landeshauptstadt Düsseldorf, 16 Bde. in 23, Hamburg 1973-1997 [DHA]. – Heinrich Heine, Säkularausgabe. Werke, Briefwechsel, Lebenszeugnisse, hg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar [heute Klassik Stiftung Weimar] und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris, Berlin, Paris 1970 ff. [HSA].
- 3 Vgl. Jost Hermand, Streitobjekt Heine. Ein Forschungsbericht 1945-1975, Frankfurt am Main 1975, S. 53-61; Bodo Plachta, Heine-Editionen, in: Editionen zu deutschsprachigen Autoren als Spiegel der Editions-geschichte, hg. von Rüdiger Nutt-Kofoth und Bodo Plachta, Tübingen 2005, S. 141-161; Uwe Maximilian Korn, Von der Textkritik zur Textologie. Geschichte der neugermanistischen Editionsphilologie bis 1970, Heidelberg 2021, S. 218-224. – Vgl. auch Richard Alewyn, Deutsche Philologie. Neuerer Teil, in: Aufgaben deutscher Forschung, Bd. 1: Geisteswissenschaften, hg. von Leo Brandt, Köln, Opladen 1956, S. 181-191, bes. S. 181-182.
- 4 Vgl. zur Sammlung in Deutschland: Eberhard Galley, Das Düsseldorfer Heine-Archiv. Geschichte und Aufgabe, in: Heine-Jahrbuch 7, 1968, S. 58-74, hier S. 64-65.
- 5 Erich Loewenthal, Einleitung, in: Heinrich Heine, Der Prosa-Nachlass. Neu geordnet, gesichtet und eingeleitet von Erich Loewenthal, Hamburg, Berlin [1926] (Heines Werke in Einzelausgaben), S. VII-XXXVI, hier S. VII.

Anerkennung eines Goethe oder Schiller versagt blieb«, so beruhe »zugleich auf dieser Versprengung seiner Verehrer die Weite seines Nachruhms«. ⁶

Als Philologe wirkte Loewenthal der Zerstreuung entgegen. ⁷ In der Edition der Goethe-Schriften zeigte sich die Bedeutung eines zentrierten Materialspeichers für die wissenschaftliche Arbeit: Habe der »Goethefreund« das Weimarer Archiv und »rund 90 Orte« besucht, so werde »ihm kaum Wesentliches entgangen sein«. Die Handschriften Heines würden demgegenüber »von rund 500 Eigentümern behütet«, zitierte Loewenthal 1937 aus der »Topographie der Goethe-Handschriften«, ⁸ um sein für den jüdischen Schocken-Verlag Berlin verfasstes Konzeptpapier zu einer kritischen Ausgabe der Werke und Briefe Heinrich Heines einzuleiten. Dieses Projekt aus den Jahren 1936 bis 1939 scheiterte, ⁹ wirkte aber *ex negativo* in Auseinandersetzungen über Heine-Handschriften und Editionsanliegen in den Jahren 1945 bis 1966 fort. Der vorliegende Beitrag rekonstruiert diesen Zusammenhang und analysiert die Überlagerungen literaturwissenschaftlicher und politisch-symbolischer Motive im Umgang mit den Handschriften Heines. Besondere Aufmerksamkeit kommt dabei den Funktionen von unikatlicher Handschrift, Kopie und kritischer Edition zu, da ihr spannungsreiches Nebeneinander erlaubt, eine editorische Praxis zu befragen und Überlagerungen von Überlieferungssicherung, Zugänglichkeit und Geschichtsschreiben nach dem Holocaust sichtbar zu machen. ¹⁰

1. 1933 bis 1939

Mit der Bitte um Fotografien eines Heine-Briefes hatte sich der nach London emigrierte Unternehmer Fritz Eisner im Frühjahr 1936 an den Schocken-Verlag Berlin gewandt. Er unterstützte Erich Loewenthal, der seit 1921 Material für eine erweiterte Ausgabe der von Friedrich Hirsh edierten Briefe Heinrich Heines zusammentrug. ¹¹

6 Ebd.

7 Zur Biografie vgl. Olaf Hildebrand, [Art.] Loewenthal, Erich, in: Internationales Germanistenlexikon 1800-1950, Bd. 2, hg. von Christoph König, Berlin, New York 2003, S. 1109 f.; Markus Wolter, Erich Ludwig Loewenthal. Stolpersteine in Berlin, online: <https://www.stolpersteine-berlin.de/en/biografie/6462> [Stand 30.7.2023].

8 Erich Loewenthal [= E. L.], Materialsammlung zur kritischen Gesamtausgabe der Werke und der Briefe Heinrich Heines, in: Schocken Archive – JTS Schocken Institute for Jewish Research, Jerusalem [=SchA], SchA 332/143/5, S. 8. Er zitiert Wilhelm Frels, Topographie der Goethe-Handschriften, in: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg 8, 1930, S. 55-66, hier S. 65-66. Vgl. Korn (Anm. 3), S. 49-68.

9 Vgl. Volker Dahm, Das jüdische Buch im Dritten Reich, Teil 2: Salman Schocken und sein Verlag, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 22, 1982, Sp. 301-916, bes. Sp. 574-581; Renate Francke, Zur Geschichte der Heine-Edition in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. Unbekannte Zeugnisse im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, in: Heine-Jahrbuch 60, 2021, S. 143-155.

10 Vgl. zur Editionspraxis als Beobachtungsgegenstand: Carlos Spoerhase, [Rez. zu:] Uwe Maximilian Korn, Von der Textkritik zur Textologie. Geschichte der Editionsphilologie bis 1970, Heidelberg 2021, in: Arbitrium 40, 2022, H. 2, online: <https://doi.org/10.1515/arb-2022-0046> [Stand 30.7.2023].

11 Zu Hirsh vgl. Gudrun Jäger, Friedrich Hirsh – Heine-Forscher und erster Komparatist im Nachkriegsdeutschland, in: Heine-Jahrbuch 2007, S. 216-234.

Die Sammlung Salman Schockens umfasste 1936 den fast vollständigen Briefwechsel zwischen Julius Campe und Heine sowie u. a. poetologisch wichtige Briefe an Moses Moser, zahlreiche Gedicht- und einige Prosamanuskripte, darunter die Druckvorlage des »Rabbi von Bacherach« mit Korrekturen von Heines Hand.¹² Schocken hatte unter dem Eindruck der Inflation seit 1924 Handschriften im Autografenhandel und aus Privatbesitz erworben,¹³ betrachtete sie als eine Geldanlage, interessierte sich aber auch früh für die Möglichkeiten ihrer Publikation.¹⁴ Seine Sammlung markierte kulturelles Kapital. Sie war bereits in Jerusalem, als ihr durch die Anfrage aus London eine unerwartete Relevanz in Deutschland zukam.

Schockens Verlagsleiter Lambert Schneider und der Lektor Moritz (Moshe) Spitzer sahen in der Arbeit Loewenthals eine Gelegenheit, den Verlag zu profilieren,¹⁵ und schlugen vor, die Briefe und Werke Heines im Schocken-Verlag zu publizieren, da mehrere Bände einer zweiten Auflage der kritischen Heine-Ausgabe des Germanisten Ernst Elster zwar für das Bibliographische Institut Leipzig vorbereitet waren, aber nicht mehr erscheinen konnten.¹⁶ Spitzer wies Schocken auf die Möglichkeit hin, Arbeitsmaterialien Elsters sowie die von diesem erschlossene Heine-Sammlung von Albert Strauß und die sogenannte »Kleine Sammlung Meyer«, die noch nicht ausgewertete Prosafragmente sowie Briefe von und an Heine umfasste, »zwecks Veranstaltung einer endgültigen kritischen Heine-Ausgabe« zu erwerben.¹⁷ Die Edition besaß symbolischen Wert und verband sich mit der Sammeltätigkeit Schockens. Dieser erwarb die Meyer-Sammlung Ende 1936 oder Anfang 1937; Bemühungen um die Sammlung Strauß, die einen Großteil des eigentlichen Heine-Nachlasses umfasste, blieben erfolglos.

Im Januar 1937 legte Erich Loewenthal »Richtlinien für eine kritische Gesamtausgabe der Briefe Heinrich Heines«¹⁸ vor, im April desselben Jahres folgte der »Plan einer kritischen Gesamtausgabe der Werke Heinrich Heines«.¹⁹ Die Editionen sollten »philologische Zuverlässigkeit, bequeme Lesbarkeit und praktische Benutzbarkeit«

12 Heinrich Heine, *Der Rabbi von Bacherach*. Ein Fragment, mit den zugehörigen Briefen Heines und mit einem Nachwort hg. von Erich Loewenthal, Berlin 1937 (Bücherei des Schocken Verlags 80).

13 Vgl. die Verzeichnisse in SchA 876/4.

14 Vgl. Salman Schocken [= S. Sch.], *Notiz*, Berlin, 7.3.1931, in: SchA Boxes/Heine.

15 Vgl. Hartmut Steinecke: »Schluß mit Heine!« Der Dichter und sein Werk im nationalsozialistischen Deutschland, in: *Heine-Jahrbuch* 47, 2008, S. 173-205; Dietmar Goltschnigg, Hartmut Steinecke (Hg.), *Heine und die Nachwelt. Geschichte seiner Wirkung in den deutschsprachigen Ländern. Texte und Kontexte, Analysen und Kommentare*, Bd. 2: 1907-1956, Berlin 2008, S. 106-110.

16 Heinrich Heine, *Sämtliche Werke*. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe, hg. von Ernst Elster, 7 Bde., Leipzig, Wien 1887-1890 [2. Aufl., 4 Bde. 1925, unvollständig]. Vgl. Jeffrey Sammons, *Zur ausgeklammerten Heine-Rezeption. Beobachtungen zur ersten großen Zeit der Heine-Philologie*, in: *Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland*, hg. von Wilfried Barner und Christoph König, Göttingen 2001 (*Marbacher Wissenschaftsgeschichte* 3), S. 111-128, bes. S. 121.

17 Moritz Spitzer an S. Sch., 1.9.1936, SchA 332/143/3.

18 E. L., *Richtlinien für eine kritische Gesamtausgabe der Briefe Heinrich Heines*, 19.1.1937, SchA 332/143/5.

19 Ders., *Plan einer kritischen Gesamtausgabe der Werke Heinrich Heines*, 15.4.1937, SchA 332/143/5.

verbinden.²⁰ Die Ausgabe der Briefe war auf 4 Bände, die der Werke auf 12 Bände angelegt.²¹ Loewenthal sah für letztere einen Druck in moderner Rechtschreibung bei Erhaltung des Lautstandes und der Interpunktion Heines vor, einen Parallelabdruck verschiedener Fassungen von Texten, einen »übersichtliche[n] und lesbare[n] Variantenapparat unter Verzicht auf nebensächliche, d. h. nicht bezeichnende Lesarten«,²² sachliche, knappe Erläuterungen, Nachworte und Register. Das Konzept war durch und durch philologisch ambitioniert; es skizzierte ein Vorhaben, das sich mit dem Ort und der Zeit, in der es formuliert wurde, kaum in Einklang bringen lässt.

Dies trifft vor allem auf die Materialsammlung zu, der Loewenthal ein eigenes Dossier widmete. Viele neu aufgefundene Handschriften ließen die »eminent gewissenhafte künstlerische Arbeit, die Heine an seine Werke, auch die kleinsten Zeitungs- und Korrespondenzartikel, wandte, in ungeahnter Weise erkennen«,²³ so Loewenthal, in Anspielung auf die Möglichkeit eines philologischen Einwands gegen antisemitische Stereotype der Heine-Kritik.²⁴ Er erklärte die Zusammenführung des Zerstreuten zur vordringlichen Aufgabe und lenkte Aufmerksamkeit auf den Wert von Kopien und Abschriften. Hier schloss er an die Arbeit Elsters an,²⁵ der ein privates Kopien-Archiv aufgebaut hatte, das der Idee der aufkommenden professionellen »Lichtbildarchive« folgte.²⁶

Und weiter betonte Loewenthal, nur wenige Heine-Handschriften befänden sich in öffentlichen Sammlungen, sie zirkulierten, seien zum Teil unauffindbar, vernichtet oder in Privatbesitz unzugänglich. Kopien und Abschriften ersetzten Nicht-mehr-Vorhandenes und Nicht-mehr-Zugängliches: »Das Ideal wäre, wenn sämtliche Sammlungen und Materialien aller bis jetzt tätigen Heineforscher benutzt werden könnten.«²⁷ Der Philologe plante ein zentrales Archiv aus Fotokopien, Abschriften und Drucken. Diese ermöglichten die Bildung neuer Kontexte, variable Ordnungen, hoben die Fragmentierung der Schriften auf und hielten sie doch material sichtbar; sie waren

20 Ders. (Anm. 18), S. 2.

21 Vgl. Lambert Schneider an S. Sch., 17.3.1939, SchA 332/143/5.

22 E. L., Plan einer kritischen Gesamtausgabe der Werke Heinrich Heines. Drittes Exposé, 21.11.1937, in: SchA 332/143/5, S. 1.

23 Ders. (Anm. 19), S. 1.

24 Vgl. Dietmar Goltschnigg, »Die Fackel ins wunde Herz«. Kraus über Heine. Eine »Erledigung«? Texte, Analysen, Kommentar, Wien 2000.

25 Vgl. Uwe Maximilian Korn, Ernst Elster als Reihenherausgeber von Meyers Klassikerausgaben (1888-1919), in: Die Präsentation kanonischer Werke um 1900. Semantiken, Praktiken, Materialität, hg. von Philip Ajouri, Berlin, Boston 2017 (Beihefte zu editio 42), S. 107-119, S. 116.

26 Vgl. Kopien der Kleinen Sammlung Meyer, Goethe- und Schiller-Archiv Weimar [= GSA], GSA 176/2. Vgl. Edmund Stengel, Lichtbildarchiv der älteren Urkunden auf deutschem Boden. Erster Arbeitsbericht 1930-1933, in: Archivalische Zeitschrift 42-43, 1934, S. 371-374.

27 E. L., Materialsammlung, S. 3. Es geht an dieser Stelle – im Sinne einer Idee, die Christoph König prägnant als »zweite Herausgeberschaft« bezeichnet – nicht zuletzt um die Möglichkeit, an das im Material (Abschriften, Exzerpten, Kopien) geborgene Wissen früherer Heineforscher anzuschließen. Vgl. Christoph König, Nachwort, in: Rainer Maria Rilke, Duineser Elegien und zugehörige Gedichte. 1912-1922, hg. von Christoph König, Göttingen 2023 (Rilke, Werke. Historisch-kritische Ausgabe), S. 450-484.

Plan einer kritischen Gesamtausgabe
der Werke Heinrich Heines

Ziel

ist die möglichst vollständige, systematisch geordnete, ausreichend erläuterte, für Jahrzehnte hinaus abschliessende Sammlung aller schriftlichen Geisteserzeugnisse Heines (mit Ausnahme der gesondert zu sammelnden Briefe), die sowohl wissenschaftliche Ansprüche in einwandfreier Weise befriedigt, als auch den Lesern und Freunden Heines in der Ganzen Welt die Ausgabe gibt, die allein den ganzen Umfang des Heineschen Geistes und der Heineschen Kunst ermessen und genießend nachempfinden läßt.

Die Notwendigkeit

der Ausgabe ergibt sich aus folgenden Erwägungen:

1. Seit dem Abschluss der kritischen Ausgabe Elsters (im Jahre 1893!) sind Hunderte und aber Hunderte von Handschriften und Erstdrucken sowie Entwürfen und Skizzen Heinescher Werke aufgetaucht, die für eine kritische Gesamtausgabe nutzbar gemacht werden müssen, bis jetzt aber nur zum kleinen Teile hier und da, vielfach an ganz entlegenen Stellen, veröffentlicht wurden oder sich noch unveröffentlicht und ungenutzt in dem von Elster, von Hirth und von dem Unterzeichneten in langjähriger Sameltätigkeit zusammengebrachten wertvollen Material befinden oder auch in einigen Privatsammlungen (in Berlin, in New York und an anderen Orten) enthalten sind, die dem Unterzeichneten zur Verfügung stehen.
2. Dieses ungeheuer reiche neue Material läßt einerseits die eminent gewissenhafte künstlerische Arbeit, die Heine an seine Werke, auch die kleinsten Zeitungs- und Korrespondenzartikel, wandte, in ungeahnter Weise erkennen, als auch bietet es eine besonders wichtige Grundlage für die so notwendige Erläuterung des Zeitgebundenen in Heines Schaffen, der Fülle sonst unverständlicher Anspielungen, Beziehungen usw.

Erich Loewenthals erstes Exposé zur Heine-Werkausgabe vom 15.4.1937 im Verlagsarchiv.
Foto: Schocken Archive – JTS Schocken Institute for Jewish Research Jerusalem.

epistemische Objekte eigenen Rechts.²⁸ Besondere Aufmerksamkeit widmete Loewenthal dem von Ernst Elster zusammengetragenen Material, doch den Großteil des Elster'schen Arbeitsapparats hatte 1936 der amerikanische Germanist Walter Wadepuhl erworben, darunter Abschriften und Fotografien von Handschriften der Sammlung Strauß sowie Vorarbeiten für die nicht mehr erschienenen Bände der Werkausgabe.²⁹ Neben Wadepuhl sei auch der in Frankreich lebende Herausgeber der Briefe Heines, Friedrich Hirth, einzubinden, denn er habe »in 25jähriger Sammelleidenschaft«³⁰ Material zusammengetragen. Die Mängel der philologischen Arbeit der beiden waren demgegenüber zweitrangig.³¹

Die ambitionierte Ausgabe des Schocken-Verlags sollte in einem komplizierten Netz von Beziehungen und ohne Materialhoheit erarbeitet werden. Der politische Kontext, die mit den sogenannten »Nürnberger Gesetzen« verbundene Entrechtung und Verfolgung von Jüdinnen und Juden, fand kaum Berücksichtigung. Der Wunsch, diese Ausgabe zu realisieren, war so groß, dass keine Prüfung der Machbarkeit stattfand. Die Zusammenarbeit war aufgrund der räumlichen Distanz der Mitarbeiter voneinander und durch die bereits in Jerusalem bewahrten Handschriften Schockens problematisch. Nur die schmale Edition »Der Rabbi von Bacherach. Ein Fragment« in der Bücherei des Schocken-Verlags machte 1937 Loewenthals Arbeit sichtbar: die sorgfältige Textkonstitution, die Erschließung eines im handschriftlichen Material aus den Jahren 1824-1840 dokumentierten Schreibprozesses, die Auseinandersetzung mit Heine als jüdischem Dichter.³² Alle anderen Pläne brachen 1939 ab, als der Verlag in den Wochen nach den Novemberpogromen liquidiert wurde. Loewenthal arbeitete nach seiner Entlassung unbezahlt weiter.³³ Noch im Mai 1939 warb er für die »Erfassung möglichst der ganzen Handschriften in Photographien oder Abschriften« in einem Archiv »außerhalb Deutschlands«³⁴ – und verband so die Rettung seiner Person mit der Überlieferungssicherung der Heine-Schriften im Medium der Kopie.

Schocken zögerte angesichts einer Vielzahl von Aufgaben, sich zu den Heine-Plänen zu positionieren;³⁵ sein Mitarbeiter Lambert Schneider weigerte sich im Zuge der

28 Vgl. Stefan Martus, Carlos Spoerhase, Geistesarbeit. Eine Praxeologie der Geisteswissenschaften, Berlin 2022, S. 235-248.

29 Vgl. Francke (Anm. 9), S. 144.

30 E. L., Materialsammlung, S. 11. Vgl. Heinrich Heines Briefwechsel, 3 Bde., hg. von Friedrich Hirth, Berlin 1914-1920.

31 Vgl. Francke (Anm. 9), S. 150 f.

32 Das Nachwort der Edition wurde mehrfach wieder abgedruckt. Vgl. bes. Erich Loewenthal, Der Rabbi von Bacherach (1937), in: Heine-Jahrbuch 1964, S. 3-16; Helmut Koopmann (Hg.) Heinrich Heine, Darmstadt 1975 (Wege der Forschung 289), S. 32-48. Klaus Briegleb folgt dem von Loewenthal konstituierten Text. Vgl. Heinrich Heine, Sämtliche Schriften in 12 Bänden. Bd. 1, hg. von Klaus Briegleb, München 1997 [EA 1968], S. 459-501; S. 827-847 [Kommentar].

33 Vgl. E. L. an Fritz Eisner [F. E.], 18.7.1939, GSA 176/68.

34 Ders., Arbeitsbericht und Arbeitsplan, 19.5.1939, SchA 332/143/5.

35 Vgl. Dahm, Das jüdische Buch, Teil 2, Sp. 787.

Verlagsabwicklung trotz mehrerer Anfragen, die Handschriften der von Schocken erworbenen »Kleinen Sammlung Meyer« nach Palästina zu versenden, weil Loewenthal sie noch auswertete.³⁶ Schocken erhielt nur die mit dem Bestand erworbene Totenmaske Heines,³⁷ bevor die Kommunikation im Winter 1939 abbrach. Loewenthal musste 1941 mit seiner Mutter und seiner Schwester in ein sogenanntes Judenhaus ziehen, wurde zur Zwangsarbeit in der »Zentralbibliothek« im Reichssicherheitshauptamt verpflichtet, 1943 nach Auschwitz deportiert und ermordet.³⁸

2. 1945 bis 1966

Nach Kriegsende richtete Schocken seine Aufmerksamkeit auf die Rückgewinnung seines Eigentums in Deutschland, den Aufbau eines Verlags in New York – und auf seine Sammlung. In der Verortung von Kulturgut sollte sich das Ende jüdischer Geschichte in Deutschland spiegeln.³⁹ In diesem Sinne erwarb er 1945 die bedeutende Heine-Sammlung Eric Benjamins in New York, durch die weitere Gedicht- und Prosa-Manuskripte, darunter die Druckvorlage des »Atta Troll« und eine umfangreiche Handschrift der »Reisebilder« mit Heines Korrekturen, große Teile der Börne-Denkschrift und wichtige Briefe in seinen Besitz kamen.⁴⁰ Dieses Sammeln reagierte massiv auf die gewaltsame Fragmentierung jüdischer Überlieferung, die Schocken direkt betraf.

Im Dezember 1945 erreichte ihn ein Bericht Lambert Schneiders, dass das »gesamte Heine Material«, darunter auch die 1936/1937 erworbene »Kleine Sammlung Meyer«, nach der erzwungenen Auflösung des Verlags in Bankschließfächern eingelagert worden war. Diese seien bei der Einnahme Berlins aufgebrochen, alle Original-Handschriften entwendet worden.⁴¹ Fritz Eisner informierte Schocken über die geretteten Papiere – Abschriften und Arbeitsmaterialien Loewenthals, die Schocken als Eigentum des Verlags betrachtete,⁴² aber nie erhielt. Sie dienten Eisner in der weiteren Editionsarbeit und gelangten Jahre später mit Material aus seinem Besitz in das Goethe- und Schiller-Archiv Weimar.⁴³

Eisner drängte Schocken, die 1939 abgebrochenen Arbeiten fortzusetzen. Dieser lehnte ab; er sei aber weiterhin daran interessiert, »Heine Material, soweit es sich

36 Vgl. S. Sch., Notiz [mit Anm. von Moritz Spitzer], 1.10.1939, SchA 332/143/3.

37 Vgl. [N.N.] Nachtraege (von Herrn Schocken angegeben) zu III (Autographen), 22.10.1946, SchA 876/2.

38 Vgl. Wolter (Anm. 7).

39 Vgl. Susanna Brogi, Caroline Jessen, Fragments. Salman Schocken, the papers of Novalis, and the Nuremberg Haggadot, in: Leo Baeck Institute Year Book 67, 2022, S. 195-215.

40 Vgl. E. L., Bericht über Herrn Eric Benjamin, 10.10.1937, SchA 876/3.

41 Lambert Schneider, Heine Material Schocken, Heidelberg, 10.12.1945, SchA 332/143/3.

42 Vgl. bes. F. E. an S. Sch., 20.8.1948, SchA Boxes/Heine; S. Sch. an F. E., 6.12.1956, GSA 176/81.

43 Vgl. die Bestandsbeschreibung zu GSA 176 in: Francke (Anm. 9), bes. S. 146-147; vgl. ebd., S. 150, zur Verwendung von Notizen Loewenthals für Editionen nach 1945.

zeigt, zu sammeln«. ⁴⁴ Seine Ankäufe zielten auf Sicherstellung. Nur Fritz Eisner und Jonas Fränkel erhielten Auskunft und Kopien von Teilen der Jerusalemer Sammlung. ⁴⁵ Die übrige Heineforschung, so Schocken, bestärke ihn in einer »ganz negativen Haltung«, ⁴⁶ die sich nicht änderte, als ihm 1955 der 24-jährige Marburger Germanist Manfred Windfuhr schrieb, um die Bereitstellung der Heine-Sammlung für eine neue historisch-kritische Ausgabe der Werke des Dichters zu erwirken.

Abgesehen von ihrer wissenschaftlichen Notwendigkeit soll sie gerade im Hinblick auf den bevorstehenden 100. Todestag des Dichters eine »geistige Wiedergutmachung« in die Wege leiten. Diese Form der Wiedergutmachung kann aber nur dann repräsentativ sein, wenn die Edition auf breiter Grundlage aufgebaut wird. ⁴⁷

Es gehe nicht um einen bloßen Neudruck, und der Mitarbeiterkreis solle sich »auf die junge Germanistengeneration stützen«. ⁴⁸ Die Verknüpfung der geplanten Heine-Ausgabe mit der deutschen Wiedergutmachungspolitik ⁴⁹ sprach Schocken durch den Hinweis auf die erforderliche Bereitstellung der translozierten Sammlung eine Mitverantwortung für das Gelingen der Wiedergutmachung zu. ⁵⁰ Schocken reagierte zunächst nicht, dann ablehnend. Die Sperrung seiner Sammlung verband sich mit einer Kritik an der Funktionalisierung des Dichters im Zusammenhang deutscher Ost-West-Konkurrenzen, Wiedergutmachungs- und Antifaschismuskurse: »Als Jude habe ich Heine gesammelt. Ich weiss ihn als Juden und Dichter zu schätzen, weiss aber auch, wie nahe hier politischer Missbrauch liegt.« Düsseldorf sei »ebenso fragwürdig« wie Weimar, »wenn auch in einer anderen Faerbung«. ⁵¹ Dies traf einen Kern; ⁵² die zwei von jüdischen Sammlern geretteten Sammlungen (Strauß, Schocken) wurden in der wissenschaftspolitischen Konkurrenz von DDR und BRD zu umkämpften Ressourcen, mit deren Sicherung sich eine Materialgrundlage für Editionsprojekte, aber auch die Vorstellung der Material- und Deutungshoheit verbanden.

Schockens Handeln intervenierte durch Verweigerung. Er zeigte 1956 in Jerusalem eine Ausstellung, die Heines Arbeitsweise Aufmerksamkeit schenkte, ⁵³ und sperrte die

44 S. Sch. an F. E., 4.3.1947, in: GSA 176/81. Vgl. Francke (Anm. 9), S. 152.

45 Vgl. SchA Boxes/Heine; GSA 176/81. Vgl. auch Eisner, Vorbemerkung, in: HSA, Bd. 23, S. 8.

46 S. Sch. an F. E., 21.11.1949, in: SchA 176/81. Vgl. Eva D. Becker, Heinrich Heine: Ein Forschungsbericht 1945-1965, in: Koopmann (Anm. 32), S. 377-411.

47 Manfred Windfuhr an S. Sch., 26.5.1955 [Abschrift], SchA 876/4. Ich danke Manfred Windfuhr für die Möglichkeit, diesen Brief zu zitieren.

48 Ebd. – Vgl. zur Vorstellung des Neubeginns bes. Sammons (Anm. 16), S. 123.

49 Vgl. Constantin Goschler, Schuld und Schulden. Die Politik der Wiedergutmachung für NS-Verfolgte seit 1945, Göttingen 2005.

50 Vgl. Schocken Books, New York an Manfred Windfuhr, 3.3.1956, SchA NY Files/Eisner-London.

51 S. Sch. an F. E., 6.12.1956, GSA 176/81.

52 Vgl. Goltschnigg und Steinecke (Anm. 15), Bd. 2, S. 135-162.

53 Vgl. Manfred Sturmman, Gedanken zu einer Ausstellung, in: Mitteilungsblatt des Irgun Olei Merkaz Europa [MB], 1956, Nr. 10, S. 4 und S. 8.

Handschriften zugleich für die deutsche Forschung, nicht zuletzt aufgrund der Restitutionspolitik in DDR und BRD: Er könne die Handschriften keinem DDR-Verlag zur Verfügung stellen, da die DDR sich weigerte, Entschädigung für das ihm geraubte Eigentum zu zahlen.⁵⁴ Auch die Wiedergutmachungspolitik der BRD lehnte der Verleger ab. In einer Familienbesprechung erklärte er seinen Söhnen 1958, er habe geträumt, er werde »dem Manne schreiben, dem Herrn Dr. Soundso«, er könne sich vorstellen, »dass dieses Deutschland, das heute aus Gewissensgründen alles verdeckt und vertuscht und Gelder gern ausgibt, aber nicht zur Sache selbst sich aeußern will, sich einmal ändern wird und das[s] legitim das Heinearchiv in dem Geburtsort in Duesseldorf liegen wuerde bei einem Deutschland, das das bejahen kann.«⁵⁵ Dieser Kommentar bezog sich auf eine Heine-Forschung, in der die Auseinandersetzung mit Heine als jüdischem Dichter eine Leerstelle bildete,⁵⁶ ebenso wie auf einen Umgang mit der deutschen Geschichte, der im Rahmen der Wiedergutmachungspolitik Gespräche über persönliche Verantwortung vermied und die Möglichkeit einer »Restitution der Sprache«⁵⁷ vergab. In ihrer Unzugänglichkeit hielt die Sammlung Schockens einen Überlieferungsbruch in Deutschland, ein abgebrochenes Gespräch, sichtbar.

Die Unverfügbarkeit der Originale bedingte die Suche nach Ersatz. Helmut Holtzauer, Generaldirektor der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur (NFG), erwog, den an einem College in den USA lehrenden Walter Wadepuhl in Editionspläne einzubeziehen, denn dessen Kopien der Sammlung Strauß und der »Kleinen Sammlung Meyer« aus dem Vorbesitz Elsters traten an die Stelle der nicht zugänglichen Originale.⁵⁸ Wadepuhl überließ den NFG einen Teil des Arbeitsmaterials. Seine Fotokopien der Briefe und Manuskripte, die Schocken während des Kriegs geraubt worden waren, bildeten für die zwei historisch-kritischen Ausgaben, HSA und DHA, wertvolle Textzeugen. Als Produkten mehrfacher Akte der Aneignung war den Kopien die Signatur ihrer Zeit nicht zuletzt in Stempeln und Besitzvermerken eingeschrieben. Sie hielten die Verpflichtung gegenüber der »alten« Forschergeneration sichtbar. Die Loslösung des wissenschaftlichen Zugangs von Eigentumsverhältnissen im Modus der Kopie entsprach strukturell der

54 Vgl. S. Sch. an Jonas Fränkel, 8.1.1958, SchA NY Files/Prof. Dr. Fränkel.

55 S. Sch., in: Familien-Besprechung im Hotel Accadiah in Herzliah, Oktober 1958 [Protokoll], SchA 870.

56 Vgl. bes. Hermand (Anm. 3), S. 128-129, S. 139. Die Charakterisierung, Heine sei durch seine Poesie »ein Wahrer des jüdisch Besonderen in der europäischen Diaspora, der im Besonderen die Negation der christlichen Taufe schreibend zu maskieren versteht« (Klaus Briegleb, Bei den Wassern Babels. Heinrich Heine. Jüdischer Schriftsteller in der Moderne, München 1997, S. 8), deutet die Herausforderung an.

57 Gershom Scholem, Juden und Deutsche (1964/1970), in: Judaica 2, Frankfurt am Main 1970, S. 20-46, hier S. 46. Vgl. Sigrid Weigel, Shylocks Wiederkehr. Die Verwandlung von Schuld in Schulden oder: Zum symbolischen Tausch der Wiedergutmachung, in: Fünfzig Jahre danach. Zur Nachgeschichte des Nationalsozialismus, hg. von ders. und Birgit R. Erdle, Zürich 1996, S. 165-192, hier S. 173.

58 Vgl. Francke (Anm. 9), S. 146.

wissenschaftlichen Praxis Elsters und Loewenthals. Sie wird aber vor dem Hintergrund des Raubs jüdischen Eigentums in den Jahren 1933 bis 1945 prekär. Markiert der Verweis auf Kopien einer »verschollenen« Sammlung im editorischen Kommentar einen Verlust, so manifestiert sich in der Nichtbenennung der direkten Provenienz der Sammlung Schockens zugleich das Fehlen einer Sprache, die diesem Verlust auf die Gefahr der Ablenkung vom edierten Text hin gerecht zu werden versucht.⁵⁹

Auch das Heine-Archiv in Düsseldorf bemühte sich um die beiden großen Privatsammlungen. Der Leiter der Landes- und Stadtbibliothek, Eberhard Galley, kontaktierte nach Schockens Tod das »Institute of Microfilms of Hebrew Manuscripts« der Israelischen Universitäts- und Nationalbibliothek, das in der Tradition der Lichtbildarchive Kopien zusammenführte, und erinnerte an Verbindlichkeiten: »Ich meine, wenn wir Ihnen die Mikrofilme unserer hebräischen Handschriften zur Verfügung stellen, sollte auch von der Schocken-Library die gleiche Grosszügigkeit bei der Ueberlassung deren Bestände obwalten.«⁶⁰ Verpflichtungen, das gerettete Eigentum zugänglich zu machen, bestanden für die Familie Schockens nicht. Während die Erben von Albert Strauß ihre Heine-Sammlung 1956 an die Stadt Düsseldorf verkauften,⁶¹ blieb die Sammlung Schocken über den Tod ihres Begründers 1959 hinaus gesperrt.⁶² Selbst nachdem Eberhard Galley im »Heine-Jahrbuch« das Nachwort Loewenthals zu seiner Edition des »Rabbi von Bacherach« abdruckte, um eine »posthume Anerkennung des großen Heine-Forschers in Deutschland«⁶³ auszudrücken, schien sich in der Würdigung das ambivalente ökonomische Prinzip der Wiedergutmachung zu spiegeln; Gideon Schocken lehnte die mit der Publikation verbundene Bitte um Kopien ab. Der Wiederabdruck von Loewenthals Aufsatz initiierte aber eine editionsphilologisch ambitionierte Auseinandersetzung, die ihre Argumente aus der Beschäftigung mit der Materialbeschaffenheit in Düsseldorf zugänglicher Manuskripte ableitete und Loewenthals Beobachtungen kritisch fortsetzte.⁶⁴

Salman Schockens Sohn Gideon folgte dessen ungeachtet Überlegungen seines Vaters und verkaufte die Heine-Sammlung im Oktober 1966 an die Bibliothèque Nationale de France (BNF) in Paris. Gideon Schocken hatte dem Heine-Archiv in Düsseldorf unmittelbar vor dem seit Mai 1965 vorbereiteten Verkauf noch ein auf 10 Tage befristetes Angebot übermittelt, die Sammlung für 1,6 Millionen DM zu erwerben, versicherte Vermittlern der BNF aber, Frankreich sei »la seule vraie patrie

59 Vgl. z. B. in Bezug auf Manuskriptbruchstücke zu »Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland«: Manfred Windfuhr, Überlieferung, DHA, Bd. 8,2, S. 608-619, hier S. 608; Renate Francke, Überlieferung, HSA, Bd. 8,2, S. 359-371, bes. S. 360, S. 362.

60 Eberhard Galley an Institute of Microfilms of Hebrew Manuscripts, 9.12.1964 [Abschrift], SchA 876/4.

61 Vgl. bes. ders. (Anm. 4), S. 66-67.

62 Vgl. ders. an Gideon Schocken, 6.3.1962, Heinrich-Heine-Institut, Hausarchiv.

63 Ders. an Theodor Schocken, 13.1.1964, ebd.

64 Vgl. Franz Finke, Zur Datierung des »Rabbi von Bacherach«, in: Heine-Jahrbuch 4, 1965, S. 26-32. Vgl. die Würdigung in: Francke (Anm. 9), S. 147.

du plus grand poète allemand«. ⁶⁵ Die strategischen Papiere, die im Glauben an eine Ankaufschance für Düsseldorf entstanden, betonten den freien, zentrierten Zugang zu den Originalen als Voraussetzung für editionsphilologische Forschung auf einer immer wieder neu überprüfaren Textgrundlage. ⁶⁶ Von »16 vorgesehenen Werkbänden« könnten »13 ohne den Bestand der Schocken-Sammlung nicht bearbeitet werden«, da diese zahlreiche nicht ausgewertete Werkmanuskripte enthalte. ⁶⁷ Einerseits waren Kopien und Abschriften als Produkte einer von Verlust geprägten Übertragung ⁶⁸ nur bedingt hinreichend für die Edition, andererseits kam dem Besitz der Originale ein symbolischer Wert zu. Manfred Windfuhr fasste in einem Gutachten die »wissenschaftspolitische Bedeutung« der Sammlung Schocken zusammen und betonte die Konkurrenz zur DDR. ⁶⁹ Sein Lehrer Friedrich Sengle verband einen Ankauf mit der Möglichkeit, Antisemitismus-Vorwürfen zu begegnen. ⁷⁰ Beide Gutachten bekräftigten Relevanz jenseits wissenschaftlicher Referenzrahmen. Die Ankaufmittel kamen dennoch nicht rechtzeitig zusammen. Durch die Vorbereitungszeit und Voten mehrerer französischer Germanisten gelang es der BNF, die Sammlung mit Mitteln des französischen Staats zu einem deutlich niedrigeren Preis zu erwerben. ⁷¹ Anschließend Verhandlungen über eine von Weimar, Paris und Düsseldorf gemeinsam getragene Ausgabe scheiterten, aber die nun dauerhafte Trennung der beiden von jüdischen Sammlern geretteten Bestände forcierte den Tausch von Kopien, eine materialseitige Zusammenarbeit konkurrierender Editionsprojekte.

Schockens Anliegen, die über einen Überlieferungsbruch hinweg geretteten Heine-Handschriften der deutschen Öffentlichkeit zu entziehen, wurde durch die Integration seiner Sammlung in das kulturelle Erbe Frankreichs auf symbolischer Ebene eingelöst. Sie hält Heines Schreiben in seiner deterritorialen Verfasstheit sichtbar. Die Verortung der Originale öffnete, auf wissenschaftlicher Ebene, den Weg für zwei große historisch-kritische Ausgaben und eine methodisch innovative französische Handschriftenforschung. ⁷² In der Geschichte der Sammlung zeigen sich so Möglichkeiten und Grenzen einer jüdischen Materialpolitik nach 1945 als Intervention. Die

65 Louis Hay, Übersetzung eines Briefs von Gideon Schocken an Louis Hay, 8.8.1966, BNF, archives administratives, E.38.b/220.

66 Fritz Eisner spricht von der Möglichkeit einer »totale[n] Benutzung«. Vgl. ders. an Walter Wadepuhl, 4.2.1956, GSA 176/134.

67 Eberhard Galley, Entwurf eines Schreibens an die Volkswagenstiftung, [3.8.1966], Heinrich-Heine-Institut, Hausarchiv.

68 Vgl. Per Röcken, Was ist – aus editorischer Sicht – Materialität? Versuch einer Explikation des Ausdrucks und einer sachlichen Klärung, in: editio 22, 2008, S. 22-46, hier S. 45.

69 Vgl. Manfred Windfuhr, Sammlung Schocken, wissenschaftspolitische Bedeutung, 17.10.1966, Heinrich-Heine-Institut, Hausarchiv.

70 Vgl. Friedrich Sengle an die Stiftung Volkswagenwerk, 15.9.1966, ebd. – Zu den antisemitischen Begriffen der Äußerungen Sengles zu Heines Werk und Windfuhrs Kritik vgl. das prägnante Bsp. in Martus/Spoerhase (Anm. 28), S. 88-90.

71 Vgl. BNF, archives administratives, E.38.b/220.

72 Vgl. Michel Espagne, De l'archive au texte. Recherches d'histoire génétique, Paris 1998; Almuth Grésillon, *Éléments de critique génétique. Lire les manuscrits modernes*, 2. Aufl. Paris 2016.

mit ihr verbundenen Aushandlungsprozesse wurden nicht nur aufgrund anders gerichteter Aufmerksamkeiten bislang nicht in der Forschung berücksichtigt, sondern auch durch die Ablösung der Texte von der Geschichtlichkeit der Handschriften, schon im Moment der ersten Reproduktion. Die Edition dient der für die Literaturwissenschaften zentralen Verfügbarkeit der Texte, sie ist ein Akt der Rettung, aber zu fragen bleibt, ob sie sich als solche nicht stärker – das heißt über textgenetische Fragen hinausgehend – in ein Spannungsverhältnis zur Geschichtlichkeit des überlieferten Materials setzen müsste, ist diese doch wesentlich für die Verfügbarkeit und verbindet sich, wie im vorliegenden Fall, mit konkreten, historisch signifikanten Akten der Rettung ebenso wie mit großen Verlusten.

(Dr. Caroline Jessen, Leibniz-Institut für jüdische Geschichte und Kultur – Simon Dubnow, Goldschmidtstraße 28, 04103 Leipzig; E-Mail: jessen@dubnow.de)

Dieter Burdorf

Der Literaturwissenschaftler Karl Ludwig Schneider (1919-1981).

Zu den Anfängen seines Expressionismus-Konzepts in Nachlass-Texten aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges¹

1.

Am 5. Mai 1945 kehrt Karl Ludwig Schneider in seine Heimatstadt Hamburg zurück.² Zwei Tage zuvor ist die in großen Teilen zerstörte Stadt an die britische Militärregierung übergeben worden. Der am 25. September 1919 geborene Schneider war erst am 12. April 1945 beim Herannahen der US-amerikanischen Truppen aus dem Landesgerichtsgefängnis Stendal freigelassen worden, nachdem der Bürgermeister der altmärkischen Kleinstadt deren kampflose Übergabe angeordnet hatte. Nach seiner Verhaftung am 15. November 1943 in Freiburg hatte Schneider, bevor er nach Stendal überstellt wurde, Haftzeiten im Konzentrationslager Neuengamme bei Hamburg, im Gestapo-Gefängnis Hamburg-Fuhlsbüttel sowie in den Untersuchungsgefängnissen Hamburg und Berlin-Alexanderplatz hinter sich. Noch am 20. April 1945 fand in Hamburg in Abwesenheit eine Verhandlung des »Volksgerichtshofs« gegen ihn und mehrere Mitangeklagte statt. Die Anklage lautete auf »Vorbereitung zum Hochverrat, Feindbegünstigung und Wehrkraftzersetzung sowie Rundfunkverbrechen«. Andert-halb Jahre verbrachte Schneider in Einzelzellen unter der akuten Bedrohung durch

- 1 Diese Untersuchung wäre nicht möglich gewesen ohne das große Entgegenkommen und die nicht nachlassende Hilfsbereitschaft von Katja Schneider-Stief (Halle an der Saale), die den Nachlass von Karl Ludwig Schneider seit dem Tod seiner Witwe Nina Schneider verwaltet und nunmehr die Überführung der wissenschaftlichen Teile des Nachlasses in das Deutsche Literaturarchiv in Marbach am Neckar vorbereitet. Für ihre Hilfe habe ich sehr herzlich zu danken, insbesondere für die Erlaubnis, aus dem unveröffentlichten Nachlass zu zitieren und die von ihr angefertigten Verzeichnisse sowie insbesondere die Chronik zum Leben von Karl Ludwig Schneider zu benutzen. – Ebenso herzlich danke ich Klaus Hurlebusch (Hamburg), Hans-Harald Müller (Hamburg) und ganz besonders Gunter Martens (Zell am Harmersbach) für ihre außerordentlich wertvollen Hinweise zu Karl Ludwig Schneider und seinem Wirken in Hamburg.
- 2 Neben der in Anm. 1 genannten unveröffentlichten Lebenschronik von Katja Schneider-Stief greife ich bei den biographischen Angaben auf folgende Hilfsmittel zurück: Hans-Harald Müller, Schneider, Karl Ludwig, in: Internationales Germanistenlexikon. 1800-1950, hg. und eingeleitet von Christoph König, Bd. 3, Berlin, New York 2003, S. 1643 f.; Hans-Harald Müller, Joachim Schöberl, Karl Ludwig Schneider und die Hamburger »Weiße Rose«. Ein Beitrag zum Widerstand von Studenten im »Dritten Reich«, in: Hochschulalltag im »Dritten Reich«. Die Hamburger Universität 1933-1945, hg. von Eckart Krause u. a., Berlin, Hamburg 1991, S. 423-437; [Angela Bottin,] Dokumentarischer Überblick und Kurzbiographien, in: Hamburger Akademische Rundschau. Nachdruck. Begleitband: Berichte, Dokumentation, Register, hg. von Angela Bottin, Berlin, Hamburg 1991, S. 67-86 und 87-100 (zu Schneider ebd., S. 97 f.); Angela Bottin, Enge Zeit. Spuren Vertriebener und Verfolgter der Hamburger Universität [1991]. 2021 – Enge Zeit revisited [erweiterte Neuauflage], Berlin 2021. – Vgl. ferner Schneiders knappe, aber prägnante Interview-Außerungen in: Harald Focke, Uwe Reimer, Alltag der Entrechteten. Wie die Nazis mit ihren Gegnern umgingen. »Alltag unterm Hakenkreuz«, Bd. 2, Reinbek bei Hamburg 1980, S. 63-66 (Kapitel »Wir wollten den Boden bereiten«. Studenten planten den Aufstand).

die Todesstrafe, die ihn sicher ereilt hätte, wenn er nicht aufgrund der Bombardierungen Hamburgs und Berlins am 16. November 1944 nach Stendal verlegt worden wäre und wenn die Befreiung sich um nur wenige Tage verzögert hätte. Die anderthalbjährige Haft und die glückliche Befreiung bleiben der entscheidende Wendepunkt im Leben Schneiders.

Schneider, der aus einem regimekritischen Elternhaus kommt (der Vater ist Koch), war Mitglied der Bündischen Jugend gewesen, die eine gewisse Eigenständigkeit innerhalb der nationalsozialistisch formierten Jugendorganisationen bewahren konnte. Er besuchte die reformorientierte Hamburger Lichtwarkschule, die im Zuge der Gleichschaltung 1937 aufgelöst und mit einem benachbarten Realgymnasium zur Oberschule am Stadtpark zusammengelegt wurde; dort machte er im März 1938 sein Abitur. Nach einem halben Jahr Reichsarbeitsdienst am Kurischen Haff leistet Schneider bis zum August 1939 seinen Wehrdienst als Infanterist. Unmittelbar im Anschluss daran wird er an der Front in Polen, Frankreich und der Sowjetunion eingesetzt und zunächst zum Gefreiten und Obergefreiten, später zum Unteroffizier befördert. Ende November 1941 erhält er einen unerwarteten Studienurlaub und kann somit das Studium der Fächer Germanistik, Geschichte, Anglistik und Zeitungswissenschaften an der Hamburger Universität aufnehmen. Im Sommer 1942 beginnt Schneider einen Offizierslehrgang, wird aber nach einer schweren Magenoperation (im Juli 1942) und einer Rekonvaleszenzphase im April 1943 als kriegsversehrt und dienstuntauglich aus der Wehrmacht entlassen. Zum Wintersemester 1942/43 hat Schneider sein Studium wiederaufgenommen. Ab dieser Zeit gehört er einem Kreis aus Studentinnen und Studenten, aber auch jungen Lehrern, Buchhändlern und Ärzten an, die sich in Opposition zur nationalsozialistischen Herrschaft sehen und über mögliche Widerstandsaktionen debattieren; einige von ihnen kennen sich bereits seit ihrer Schulzeit an der Lichtwarkschule. Die Medizinstudentin Traute Lafrenz (1919-2023) stellt den Kontakt zur Münchner Widerstandsgruppe »Weiße Rose« her und bringt Flugblätter der Münchner Regimegegner nach Hamburg, wo sie von ihrem dortigen Freundeskreis, der sich als Hamburger »Weiße Rose« versteht, vervielfältigt und verbreitet werden. Vor allem aufgrund eines Spitzels, den die Gestapo in die Hamburger Gruppe eingeschleust hat, werden deren Aktivitäten aufgedeckt, und es kommt seit Mai 1943 zu etlichen Verhaftungen und in der Folge einer Reihe von Todesurteilen, die schnell vollstreckt werden. Auch der Studienortwechsel nach Freiburg und die Verwendung von Decknamen können Schneider vor der Festnahme im November 1943 nicht bewahren.

2.

Mit nur kurzen, ebenfalls nicht unbeschwerten Unterbrechungen, in denen er etwa drei Semester lang in Hamburg studieren konnte, hat Schneider seit seinem Abitur sieben Jahre (von seinem 19. bis zu seinem 26. Lebensjahr) mit Arbeitsdienst, Militärdienst, Kriegsdienst, Krankenhausaufenthalt und in Gestapo-Haft verbracht, die meiste Zeit davon in Situationen einer unmittelbaren Bedrohung seines Lebens. Von der briti-

sehen Verwaltungsbehörde wird er als ehemaliger politischer Häftling anerkannt. Seine Gesundheit ist durch die schwere, auf den Aufenthalt an der Front zurückgehende Magenerkrankung und die 18-monatige Haft irreversibel angeschlagen. Auch die Traumatisierungen begleiten ihn vermutlich sein Leben lang, ohne dass er sie anderen gegenüber offen thematisiert hätte. Doch Schneider versucht schon als Soldat durch das Verfassen eines Kriegstagebuchs die grauenhaften Erfahrungen und Beobachtungen seines Alltags zugleich festzuhalten und zu bewältigen. Am 1. November 1941, also kurz vor dem Ende seiner Zeit an der Ostfront, schreibt er an die befreundete Musikstudentin Dorothea Zill (1921-2000): »Dies alles aber, ich meine die Erlebnisse der letzten Monate, haben den inneren Boden umgepflügt mit allem, was darauf wuchs, Gutem und Schlechtem. Irgendwie ist Neuland in einem entstanden, und die Zukunft wird entscheiden, ob es brach bleibt oder nicht. Irgendwie aber bin ich trotz allem durchgestoßen zu einem tieferen Ernst, der gerade in den schwersten Stunden jene Heiterkeit gebiert, die über Tod, Angst und Vergänglichkeit triumphiert.«³ Diese zukunfts offene Haltung erhält sich Schneider auch während der Jahre der Haft, in denen er Notizen auf winzigen Papierresten macht, von denen er aber nichts für die Zeit danach bewahren kann.

Nach dem Krieg, als nun schon 26-Jähriger, kann er sich zum Wintersemester 1945/46 kurz nach Wiedereröffnung der Hamburger Universität erneut als Student einschreiben, und zwar nun für die Fächer Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Anglistik, Philosophie und Romanistik. Schneider ist Mitglied im neu gegründeten Zentralausschuss der Hamburger Studenten und lernt dort später berühmt gewordene Mitstudenten wie Conrad Ahlers, Ralf Dahrendorf und Jürgen Ponto kennen.

Schneider legt nun eine beispiellose Aktivität an den Tag, so als strebe er danach, die verlorenen Jahre seiner Adoleszenz nachzuholen, und zwar auf zwei parallelen Tätigkeitsfeldern. Auf der einen Seite treibt er mit großer Energie sein Studium voran. Das Sommersemester 1947 verbringt er als Gaststudent mit Hilfe eines Stipendiums an der Universität Zürich und kann dabei Lesungen und Vorträge Thomas Manns hören. Nach dem Tod des Vaters im Mai 1948 lässt er sich gegen Ende des Jahres exmatrikulieren, um sich ganz auf die Arbeit an seiner Promotion zu konzentrieren, die er trotz einer erneuten schweren und langwierigen Magenerkrankung, welche er im Frühjahr 1949 erleidet, am 28. Juli 1950 mit dem Rigorosum abschließen kann. Aufgrund der immer wiederkehrenden Erkrankungen werden ihm eine Haftentschädigung und 1957 eine Erwerbsminderungsrente zugesprochen.

Auf der anderen Seite ist Schneider in denselben vier Jahren von 1946 bis 1950 als Publizist und Herausgeber tätig. Er ist Lizenzträger und leitender Redakteur der >Hamburger Akademischen Rundschau<, einer überwiegend von Studierenden getragenen Zeitschrift, die aber immense Wirkungen als eine überregionale Kulturzeitschrift erzielt. In seiner vor Vertretern der britischen Militärregierung und des Hamburger Senats sowie vor dem Rektor der Hamburger Universität gehaltenen Rede zur Ver-

3 Zitiert nach: Bottin, Enge Zeit (Anm. 2), S. 68.

leihung der Lizenz, die im Rundfunk übertragen wird, zeigt sich Schneider versöhnlich und hoffnungsvoll:

Akademische Jugend, die durch die Fegefeuer dieses Krieges hindurchgegangen ist, die in dieser Menschheitsdämmerung verzweifelt und enttäuscht alles untergehen sah, was ihr wert und beständig erschien, wird es erleichtert begrüßen, daß sie ihre Fragen, Nöte und Forderungen äußern darf. Ihre Lehrer aber werden nur so erkennen, wo und wie sie helfend eingreifen können.

Ich glaube, die Tatsache, daß hier eine Zeitschrift entstehen wird, an der Dozenten und Studenten gemeinsam arbeiten, ist ein schöner Beweis dafür, daß es wenigstens im Dienst an der Wissenschaft kein Generationsproblem im Sinne jüngster Prägung gibt.

Ja es zeigt sogar, daß wir keine Kluft zwischen uns und unseren Lehrern sehen wollen; denn in einer Zeit, in der an die Stelle des Zerstorten noch nichts Neues getreten ist, müssen wir ihnen dankbar sein, daß sie uns die Begegnung mit den aus der Vergangenheit überkommenen und über allem Wandel der Zeit erhabenen Werten vermitteln, deren Bewahrer sie sind.

Wenn nun bei der Begründung dieser Zeitschrift die Initiative der Studenten entscheidend war, so mag ihnen das weiterhin zeigen, daß Resignation, Müdigkeit und Verzweiflung bei der Jugend keineswegs die Regel ist, daß vielmehr ihr wertvollster Teil mit aller Kraft am wiedererwachenden geistigen Leben teilzunehmen wünscht.⁴

In dieser sehr thetisch formulierten Rede verbindet Schneider ein zeitgemäß ernüchtertes Pathos des Neuanfangs mit einem aus heutiger Sicht allzu konzilianter Respekt vor den Leistungen der älteren Generation, von deren vor ihm sitzenden Vertretern sicherlich nicht alle gänzlich unkompromittiert waren, aber er verbindet es auch mit einem gehörigen Selbstbewusstsein als Angehöriger des ›wertvollsten Teils‹ der Jugend, als Repräsentant seiner Generation, der Krieg und politische Verfolgung überlebt hat und nun präzise Erwartungen, ja Forderungen an die älteren akademischen Lehrer stellen kann. Aufschlussreich ist, dass Schneider für die gerade eben beendete Zeit von Nationalsozialismus und Krieg nicht nur die danteske Metapher des ›Fegefeuers‹ benutzt, sondern mit dem Schlagwort ›Menschheitsdämmerung‹ auch den Titel der berühmten, 1920 von Kurt Pinthus herausgegebenen Sammlung expressio-

4 Karl Ludwig Schneider, Rede zur Verleihung der Lizenz für die ›Hamburger Akademische Rundschau‹ am 6. Juni 1946, in: Bottin (Hg.), Hamburger Akademische Rundschau. Nachdruck. Begleitband (Anm. 2), S. 3 f., hier S. 3. – Im Rückblick fasst Schneider (zusammen mit dem Verleger Joachim Heitmann) das Programm der Zeitschrift folgendermaßen zusammen: »Auseinandersetzung mit dem düsteren Erbe des Dritten Reiches, Besinnung auf die durch den Faschismus unterdrückten geistigen Traditionen und Befreiung aus der langjährigen Isolierung durch den Wiederaufbau der wissenschaftlichen und kulturellen Kontakte zum Ausland.« Joachim Heitmann, Karl Ludwig Schneider, Zum Nachdruck der ›Hamburger Akademischen Rundschau‹ aus dem Jahre 1949, in: Johann Wolfgang Goethe. 1749. 1949. Hamburger Akademische Rundschau 1949, S. 561-688. Nachdruck. Hamburg 1981/1982, unpaginiert [S. III].

nistischer Lyrik aufruft. Der Expressionismus ist, wie im Folgenden gezeigt werden soll, nicht nur der zentrale Forschungsbereich Schneiders in den folgenden Jahrzehnten, sondern er hat ihn schon seit der Schulzeit und durch Kriegseinsatz und Haftzeit hindurch immer wieder intensiv beschäftigt.

Die Zeitschrift erfüllt die hohen damit geweckten Erwartungen und erhält in den kommenden Jahren auch international ein außerordentlich positives Echo. Sie greift das Bild eines »anderen Deutschland« auf, das zahlreiche Aktive des Widerstands und Exilierte geleitet hatte. Fragen der Ursachen des Antisemitismus und der Verantwortung der Intellektuellen werden in den Heften erörtert. Es können höchst angesehene Autoren wie Richard Alewyn, Hermann Broch, Max Brod, Thomas Mann, José Ortega y Gasset und Bertrand Russell gewonnen werden. Im November 1947 reist Schneider in seiner Funktion als Chefredakteur nach London, Cambridge und Glasgow und knüpft Kontakte, unter anderem zu dem exilierten expressionistischen Schriftsteller Kurt Hiller, zum Leiter der Holocaust-Bibliothek Alfred Wiener, zu dem Essayisten Erich Heller und zu dem 1933 aus Berlin geflohenen jüdischen Lyriker und Literaturkritiker Michael Hamburger. Gleichzeitig ist Schneider selbst als Dichter aktiv: Im Hansischen Gildenverlag, dem Verlag der »Hamburger Akademischen Rundschau«, erscheinen seine Gedichtbände »Disteln und Dornen. Gedanken und Gedichte aus der Zeit der politischen Haft« (1946) und »Die frohe Botschaft vom Tode. Ein Sonettenkranz« (1947).

Aus ökonomischen Gründen muss die Zeitschrift im Sommer 1950 eingestellt werden. Schneider erwägt (wie schon mehrfach während der nationalsozialistischen Herrschaft) die Emigration in die USA, gibt die Pläne jedoch bald darauf auf. Im November 1950 wird er am Literaturwissenschaftlichen Seminar der Universität Hamburg wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl seines Doktorvaters Hans Pyritz (1905-1958), der selbst gerade erst zu Beginn des Jahres 1950 zum ordentlichen Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft ernannt worden war, nachdem er Ende 1945 von der Universität Berlin aufgrund seiner NS-Aktivitäten entlassen worden war und ab 1947 die Hamburger Professur vertreten hatte.⁵

3.

Die Laufbahn Schneiders gerät nun in ein ruhigeres Fahrwasser. Während seiner Assistentenzeit publiziert er zunächst (mit einiger Verspätung) seine Dissertation »Der bildhafte Ausdruck in den Dichtungen Georg Heyms, Georg Trakls und Ernst Stadlers«

5 Vgl. Reiner Bölhoff, Pyritz, Hans Werner, in: Internationales Germanistenlexikon. 1800-1950, hg. und eingeleitet von Christoph König, Bd. 2, Berlin, New York 2003, S. 1445-1447; Reiner Bölhoff, Pyritz, Hans Werner, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 21, Berlin 2003, S. 26f. <https://www.deutschebiographie.de/pnd118743031.html#ndbcontent> [30.03.2023]; Christa Hempel-Küter, Hans-Harald Müller, Zur Neukonstituierung der neueren deutschen Literaturwissenschaft an der Universität Hamburg nach 1945, in: Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945, hg. von Wilfried Barner und Christoph König, Frankfurt am Main 1996, S. 19-34.

1954 im Heidelberger Winter Verlag sowie im selben Jahr eine zweibändige Ausgabe der ›Dichtungen‹ Ernst Stadlers im Verlag Heinrich Ellermann, Hamburg, eine Edition, die ein ungeheuer breites öffentliches Echo erfährt. Mit Ellermann plant er ferner eine ähnlich konzipierte Ausgabe der ›Dichtungen und Schriften‹ Georg Heyms, von der in den Jahren 1960 bis 1968 vier Bände erscheinen, an denen jeweils Mitarbeiter Schneiders beteiligt sind. Die Stadler-Edition ist, wie Schneider immer wieder hervorhebt, die erste wissenschaftliche Ausgabe eines expressionistischen Dichters überhaupt. Die Heym-Edition, deren Apparateile unvollständig bleiben, ist bis heute die einzige und damit maßgebliche kritische Edition der Schriften dieses Autors.

1951, im Jahr des Todes der Mutter Schneiders, lernt er Nina Sommermeyer kennen, die er 1952 heiratet; 1953 wird die Tochter Katja geboren. Am 26. Juli 1958 – vier Monate nach dem Tod von Pyritz – habilitiert sich Schneider aufgrund seiner Habilitationsschrift ›Klopstock und die Erneuerung der deutschen Dichtersprache im 18. Jahrhundert‹, die 1962 wie die Dissertation bei Winter erscheint. Im Sommersemester 1960 vertritt Schneider die Professur von Albrecht Schöne an der Universität Münster, auf die er im September berufen wird. Wenige Wochen zuvor hat Schneider aber auch einen Ruf auf den aufgrund des Todes von Pyritz vakanten Hamburger Lehrstuhl erhalten, den er zum 1. Oktober 1960 annimmt. Schneider bleibt seiner Heimatuniversität von nun an zeit seines Lebens, also für etwas mehr als zwanzig weitere Jahre, erhalten; einen Ruf auf das Heidelberger Ordinariat in der Nachfolge von Friedrich Sengle, den er 1966 erhält, lehnt er ebenfalls ab. Demgegenüber nimmt er Gastprofessuren in Stanford (1965), Bloomington/Indiana (1969) und an der Universität Paris IV (1971/72, auf Einladung von Claude David) wahr. Freundschaften verbinden ihn mit den amerikanischen Exil-Germanisten Egon Schwarz (1922-2017) und Edgar Lohner (1919-1975, seit 1973 an der Universität Mainz tätig, nachdem er 1968 einen Ruf nach Hamburg abgelehnt hatte).

Schneider ist also national (auch im Rahmen der Deutschen Forschungsgemeinschaft) wie international außerordentlich gut vernetzt. Er kann wohl als einer der einflussreichsten und renommiertesten westdeutschen Germanisten der 1960er und 1970er Jahre gelten. Er spricht zu wichtigen Gedenktagen wie dem 150. Todestag Heinrich von Kleists; in der von Walter Müller-Seidel, dem Vorsitzenden der Kleist-Gesellschaft, herausgegebenen Gedenkschrift steht sein Beitrag in einer Reihe mit denjenigen Wilhelm Emrichs, Emil Staigers und Benno von Wieses – also germanistischen Granden ihrer Zeit, von denen allerdings zwei erheblich NS-belastet waren; nur Staiger als Schweizer hatte weniger Gelegenheit, Schuld auf sich zu laden. Während die drei Kollegen ihre Reden zwar im Gedenkjahr mehrfach gehalten hatten, wurden sie aber in der prestigeträchtigen Publikation zuerst gedruckt. Nur Schneider greift auf einen Text zurück, den er bereits 1959 in der Festschrift zum 60. Geburtstag seines Weggefährten seit den Tagen der ›Hamburgischen Akademischen Rundschau‹, des Direktors der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Hermann Tiemann, publiziert hatte.

Auch ansonsten publiziert Schneider sparsam. Nach den beiden Qualifikationschriften, die mit 184 und 142 Druckseiten knapp gehalten sind, legt er nur noch eine weitere monographische Buchpublikation vor: 1967 erscheint im Hamburger

Hoffmann und Campe Verlag der Band ›Zerbrochene Formen. Wort und Bild im Expressionismus‹, der auf insgesamt 204 Seiten sieben Aufsätze umfasst, von denen sechs schon zuvor publiziert wurden; einer von ihnen ist ein leicht variiertes Teildruck der Einleitung zur Stadler-Ausgabe von 1954. Auch diesmal stehen Stadler, Trakl und besonders Heym im Fokus von Schneiders Aufmerksamkeit; nur passagenweise werden Referenzen zu anderen zeitgenössischen Autoren hergestellt. Schneider konzentriert sich also auch in seiner dritten (und letzten) Monographie auf den Kanon von Autoren, den er schon in seiner 1950 verteidigten Dissertation untersucht hatte.

Beteiligt ist Schneider zusammen mit Hermann Tiemann auch an den Vorarbeiten zur historisch-kritischen Ausgabe der ›Werke und Briefe‹ Friedrich Gottlieb Klopstocks, für die 1962 eine Arbeitsstelle an der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek eingerichtet wurde.⁶ Die Ideen dazu gehen schon auf die NS-Zeit zurück; 1951 hatte Pyritz sich noch einmal für das Projekt ausgesprochen, ohne aber konkrete Schritte zu dessen Verwirklichung einzuleiten. An der ab 1974 erscheinenden und mittlerweile nahezu abgeschlossenen Ausgabe wirkt Schneider aber selbst nicht aktiv mit und figuriert in der Titelei nur unter den ›Begründern‹ der Edition. Seine Editionstätigkeit im Bereich des Werks Klopstocks, der immerhin Gegenstand seiner Habilitationsschrift war, beschränkt sich auf eine – allerdings vorzüglich gemachte und bis heute lieferbare – Auswahlausgabe der ›Oden‹ im Reclam Verlag (1966).

Der Gegenwartsliteratur ist Schneider keineswegs abgeneigt. Allerdings konzentriert er sich dabei auf einige wenige (wie in seinem gesamten Œuvre ausschließlich männliche) Autoren, zu denen er eine persönliche Bekanntschaft aufbauen konnte. So gelingt es ihm, 1964 eine Lesung von Paul Celan (1920-1970) in Hamburg zu arrangieren, einem Autor, zu dem er bereits seit 1957 Kontakt hatte.⁷ 1978 trägt Schneider mit einem umfangreichen Aufsatz zur Festschrift anlässlich des 75. Geburtstages von Joseph Breitbach (1903-1980) bei, mit dem er seit seinem Pariser Gastsemester befreundet ist. 1981 schließlich publiziert er einen Handbuch-Beitrag über Peter Huchel (1903-1981), der nach jahrelangen Repressionen 1971 aus der DDR ausreisen durfte und den er über Heinrich Ellermann kennt. Dass Schneiders Interesse an den deutschsprachigen Avantgarden des frühen 20. Jahrhunderts nicht nachgelassen hat, zeigt schließlich eine Reihe dreier Rezensionen von Bänden der Werkausgabe von Kurt Schwitters, die in den Jahren 1974, 1976 und 1978 in der ›Frankfurter Allgemeinen Zeitung‹ erscheinen.

Am 9. Juli 1981 stirbt Schneider im Alter von nur 61 Jahren an einem Herzinfarkt, in der Nacht, bevor er am folgenden Tag in den vorzeitigen Ruhestand hätte verabschiedet werden sollen. Der Abschluss mehrerer Projekte, insbesondere der Heym-Ausgabe, an der er mehr als zwanzig Jahre lang gearbeitet hatte, bleibt ihm verwehrt. Ein wissenschaftliches Spätwerk konnte er nicht mehr schreiben. Eine Neuauflage der Stadler-

6 Vgl. dazu Klaus Hurlbusch, Klopstock-Editionen. Annäherungen an einen Autor, in: Editionen zu deutschsprachigen Autoren als Spiegel der Editionsgeschichte, hg. von Rüdiger Nutt-Kofoth und Bodo Plachta, Tübingen 2005, S. 285-313, besonders S. 303-311.

7 Eine Edition des Briefwechsels zwischen Paul Celan und Karl Ludwig Schneider wird von mir vorbereitet.

Edition hat Schneider zusammen mit seinem Schüler Klaus Hurlebusch noch bis zur Satzfertigkeit vorbereitet; sie erscheint nach seinem Tod 1983. An einer monumentalen historisch-kritischen Edition der Gedichte Georg Trakls aus den Jahren 1910 bis 1912 hat Schneider seit den späten 1960er Jahren mit seinen Schülern Günter Dammann und Gunter Martens gearbeitet; eine Probe daraus mit dem Gedicht ›Der Krieg‹ wird 1978 publiziert. Die zweibändige Ausgabe selbst wird erst 1993 veröffentlicht.⁸

Schneiders Nachlass blieb fast vierzig Jahre lang im Besitz seiner Witwe Nina Schneider. In Kürze wird er dem Deutschen Literaturarchiv in Marbach übergeben.

4.

Wie ist die institutionelle und fachgeschichtliche Position Schneiders zu seinen Lebzeiten zu bewerten; und wie erklärt es sich, dass er heute nahezu vergessen ist? Zur Beantwortung dieser Fragen sind Schneiders Äußerungen, Arbeiten und Editionen zum Expressionismus heranzuziehen, die den Kern seines Werks bilden. Schneider ist, so meine These, einer der wichtigsten Initiatoren der Forschungen und Editionen zum Expressionismus im deutschen Sprachraum nach 1945. Sein früher Tod und die Tatsache, dass viele seiner zu ihrer Zeit innovativen Forschungsansätze seitdem zum Allgemeingut geworden sind,⁹ andere dagegen aufgrund von Umorientierungen des Kanons und des methodischen Instrumentariums heute als veraltet gelten müssen, haben seine nachhaltige Wirkung verhindert. Im Folgenden möchte ich die frühesten Dokumente von Schneiders Beschäftigung mit dem Expressionismus vorstellen, die in seinem Nachlass vorliegen und bislang unbekannt geblieben sind. Einer späteren Untersuchung muss es vorbehalten bleiben, nachzuzeichnen, wie Schneider aus diesen Ansätzen in den 1950er, 1960er und 1970er Jahren seine Position als einer der maßgeblichen Forscher und Editoren zur Literatur des Expressionismus entwickelt.

Schneider selbst führt die zentrale Rolle, die der Expressionismus zeitlebens für ihn spielte, in einem Brief an Herbert Meinke von 1977 auf seine schulische Prägung an der Lichtwarkschule zurück:

So danke ich es besonders dem Unterricht von Herrn Börnsen, daß ich mich frühzeitig mit moderner deutscher und europäischer Kunst auseinandersetzte und mitten im Dritten Reich eine intensive Beschäftigung mit dem deutschen Expressionismus begann, der später mein bevorzugtes Arbeits- und Forschungsfeld als Literarhistoriker wurde.¹⁰

8 Alle diese Leistungen Schneiders sollen in einer weiteren Studie von mir gewürdigt werden.

9 Schon Brinkmann spricht davon, dass das meiste von Schneiders Thesen »die Forschung längst ›internalisiert‹ habe, dass sich aber die Lektüre bestimmter Arbeiten »eines der originellsten Anreger der neueren Expressionismusphilologie [...] auch heute noch‹ lohne (Richard Brinkmann, Expressionismus. Internationale Forschung zu einem internationalen Phänomen, Stuttgart 1980, S. 230). Das gilt mehr als vierzig Jahre nach diesem Forschungsbericht weiterhin.

10 Zitiert nach: Müller und Schöberl 1991 (Anm. 2), S. 424f. – Eine ganz ähnliche Aussage über den Zeichenlehrer John Börnsen (1893-1973) ist übrigens auch von dem Lichtwarkschüler Helmut Schmidt

Es entspricht ganz dieser Darstellung, dass die ersten Nachlass-Texte, die Schneiders Beschäftigung mit dem Expressionismus dokumentieren, Essays und Skizzen zur bildenden Kunst sind. So liegen zwei kurze, aber ausformulierte Typoskripte vor, die Schneider zum 25. Todestag Franz Marcs verfasst hat, der 1880 geboren wurde und am 4. März 1916 bei Verdun starb. Eine vermutlich geplante Veröffentlichung, etwa in einer Zeitung, kam nicht zustande. Einer der Texte ist mit »Uffz. K. Sch.« unterzeichnet, muss also nach Schneiders Beförderung zum Unteroffizier am 1. November 1941 entstanden sein. Das andere Typoskript ist vermutlich früher und damit näher an dem Gedenktag im März 1941 entstanden. Gerade in diesem Text zeichnet der 21-jährige ehemalige Lichtwarkschüler, der nunmehr selbst Soldat in einem Weltkrieg ist, die Grundimpulse von Marcs künstlerischer Produktion und den Verlauf von deren Wirkungsgeschichte mit literarisch-künstlerischen Mitteln nach, die kaum den Konventionen eines Feuilleton-Gedenkartikels entsprechen:

Entwurf
Zum 25. Todestag Franz Marc's

Am 4. März 1916 ist Franz Marc vor Verdun gefallen.

Der Tod lähmte dem Maler die Hände und legte ihn in die Erde Verduns, an die Seite all derer, die ein kaum begonnenes Leben hingaben für das Glück ihres Landes, jenes Deutschlands, an das er mit tausendfachen Fesseln der Geburt und des Erinnerns gebunden war.

Lange schien es, als sei die Zeit hinweggestürmt über sein Werk, als habe sie die Spuren seines Wirkens und Wollens ausgelöscht und hinweggespült für immer.

Gerade die Zeit aber, die der letzte Richter aller Dinge ist und unbarmherzig hinwegspült ins Meer des Vergehens und Vergessens, was nicht den Stempel der Ewigkeit auf seiner Stirn trägt, liess ihm höchste Gerechtigkeit widerfahren, denn sie stellt sein Werk an die Seite der Dinge, die unberührt vom Wechsel des Geschehens ein ewiges Licht in unser Leben werfen.

Jenen Geist, der unablässig formend und suchend vordringt in das Dickicht des Lebens [,] atmen seine Worte und Werke. Wie der Arzt, der den geheimnisvollen Organismus des Lebens unter der Hülle des Körpers verborgen weiss, löst er das Äussere der Dinge auf, macht sie transparent; doch nicht, um zu zerstören, sondern nur, [gestrichen: sondern] um jenes innere Licht, das er hinter dem äusseren Antlitz aller Dinge weiss und ahnt, hervor-quellen zu lassen.

(1918-2015) überliefert, der ein Jahr vor Schneider, 1937, kurz vor der Auflösung der bisherigen Lichtwarkschule, Abitur machte: »Die Lichtwarkschule legte ganz großen Wert auf Kunsterziehung, und der Zeichenlehrer John Börnsen – heutzutage würde man sagen, ein begnadeter Pädagoge – riss uns mit. Er war besonders engagiert in der Kunst seiner Jugend, dem deutschen Expressionismus.« Helmut Schmidt im Gespräch mit Sandra Maischberger, in: Spiegel Geschichte 2015, H. 7 vom 19.11.2015, zitiert nach: https://de.wikipedia.org/wiki/Lichtwarkschule#cite_note-20 [29.03.2023].

Mit zärtlicher Behutsamkeit und Liebe versucht er die Seele der Tiere durchleuchten zu lassen durch das feine Spiel ihrer Bewegungen und gleich R. G. Binding liebt er über alles das edelste Geschöpf der Tierwelt, das Pferd, das er in unzähligen Formen u. Farben zum Symbol der Anmut und Reinheit erhob.

Langsam tastete er sich vor an den Funken des Göttlichen, der in allen Wesen und Dingen glüht[,] und entfachte ihn zur Flamme, so daß die Dinge wie von innen erleuchtet erscheinen. Es haftet daher seinen Bildern etwas Visionäres, fast Fabelhaftes an, das sich uns, wie ein Märchen vor erstaunten Kinderaugen, auftut. Fast drängt sich der Vergleich auf mit jenen Bildern, die unter den Linsen des Mikroskops entstehen, denn auch er, der Erzähler der Tierschicksale, hat etwas vergrößert in unser Blickfeld gedrängt, etwas [,] das im dichten Schleier der Wälder sich unaufhörlich und ungesehen vol[1]zieht wie die Teilung der Zellen unter der Oberfläche der Körper. Sind nicht auch seine Bilder von eben derselben Schärfe und Feinheit und dringen sie nicht ebenso tief ein in das geheimnisreiche Leben der Natur? Muss nicht das konstruktive und ornamentale Element seines Schaffens gedeutet werden als der Wille gestaltend einzudringen in alles Gesehene und Gefühlte, denn nirgends ist der Übermut des Spiels, das Zufällige oder die Unsicherheit des Experiments darin spürbar. Wie tief unterscheidet ihn die Symbolik seiner Farben, die Wahl seiner Motive, von der bunten Spielerei eines Feiningers, der jeder tragende Gedanke fehlt, die nur zum Grotesken, zum Effekt hinzielt. Fast schmerzlich ist es, zu wissen, daß er noch immer in der Reihe derjenigen genannt wird, die uns mit lallender Stimme weismachen wollten, sie hätten der Malerei eine Zukunft eröffnet. Wie deutlich sagen besonders seine frühen Werke, die sich noch ganz im [sic] Nach- und Abbilden beschränken, daß er niemals in einem Atemzug genannt werden darf mit jenen, die ihr künstlerisches Unvermögen, ihre technische Unzulänglichkeit verbargen unter einem Feuerwerk von Farben und Formen.

Sein Leben schloss, als es sich dem Gipfelpunkt näherte [,] und das lässt sein Opfer grösser und schmerzlicher erscheinen. [Handschriftlicher Zusatz, als Anmerkung 1 unter dem maschinenschriftlichen Text:] *über all sein Forschen und Suchen spannen sich die Worte, die er wenige Tage vor seinem Tode schrieb.* Es mag sein, daß seine Stimme nur schwach hineinreicht in eine Zeit, die erfüllt ist vom Widerhall eines gewaltigen Kampfes, die um Gestalt und Form ihres äusseren Antlitzes ringt. Unmöglich aber ist es, vorbeizu[]gehen an der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit seines Wollens, an dem Ernst dieses begonnenen Werkes. Seine »Briefe aus dem Felde« zeigen sehr deutlich, daß das, was uns geblieben ist als sein Werk, nur der Anfang war eines Weges, der ihn hinausgehoben hätte über die kulturelle Verwirrung der Nachkriegszeit.

Vielleicht ist zur Stunde niemand berufener das Wort für ihn zu erheben als jene Jugend, die in den Gefahren des gegenwärtigen Krieges erfuhr, daß er auch in die stunden [sic] höchster menschlicher Gefährdung hineinreichte mit seinen Worten wie ein stiller Begleiter. Aus dieser Erfahrung gebar sich zugleich die Gewissheit seiner Auferstehung in die Herzen der Jungen, und somit in die Zeit, und die Ehrfurcht[,] mit der wir an sein Grab treten.

An das Grab des Soldaten, an das halbvergessene Grab des Malers, aus dem unaufhörlich junges Leben spriesst und einströmt in den Geist aller, die um die Vertiefung ihres Seins ringen.¹¹

Ausgangs- und Zielpunkt dieser Gedankenreihe ist die Wirkungsgeschichte Franz Marcs, die unverkennbar lebensphilosophisch vorgestellt wird: Sein Werk sei zunächst scheinbar in Vergessenheit geraten, habe sich aber gerade angesichts dieser Gefährdung durch den unbarmherzigen Verlauf der Zeit bewährt als eines der »Dinge«, die »ein ewiges Licht in unser Dasein werfen«. Diejenigen, die ein Vierteljahrhundert nach Marcs Tod erneut »höchster menschlicher Gefährdung« ausgesetzt sind, stehen daher Schneider zufolge Marc nahe wie niemand sonst, ja, daraus leite sich »die Gewissheit seiner Auferstehung in die Herzen der Jungen, und somit in die Zeit« ab, eine Gewissheit, die sicher nicht religiös, sondern vitalistisch als ein Übergehen der geistig-künstlerischen Kräfte des verstorbenen Künstlers in seine heutigen Nachfahren, die wie er zugleich Soldaten und Künstler sind, gedacht ist.

Worin besteht dieses die Zeiten überdauernde künstlerische Vermögen Marcs? Das führt Schneider in den mittleren Absätzen seines frühen Essays aus. Die vitalistischen Überlegungen zur Wirkungsgeschichte finden in diesen Überlegungen zu den für Marc kennzeichnenden produktiven Impulsen ihr Spiegelbild. In mehreren Ansätzen

11 Karl Ludwig Schneider, Entwurf. Zum 25. Todestag Franz Marc's. Typoskript mit handschriftlicher Ergänzung des Autors, 2 Seiten. Privatbesitz [künftig DLA Marbach]. Der Text ist vollständig und zeichengenau wiedergegeben. Schneiders Sofortkorrekturen von Tippfehlern wurden ausgeführt und nicht eigens markiert. Dagegen werden von Schneider gestrichene ganze Wörter in eckigen Klammern genannt. Fehlende Spatien nach Satzzeichen wurden ergänzt, überzählige Spatien vor Silbentrennungsstrichen getilgt. Zusätze in eckigen Klammern von mir. In spitze Klammern gesetzt sind mutmaßliche Verschreibungen Schneiders. – In dem zweiten Entwurf (Zum Todestag Franz Marc's. Typoskript, 2 Seiten. Privatbesitz [künftig DLA Marbach]) sind die Formulierungen erheblich geglättet und gekürzt. In beiden Texten bezieht sich Schneider explizit auf den in seiner Nachlassbibliothek vorhandenen und mit dem Erwerbungsdatum »Januar 1941« versehenen Band: Franz Marc, Briefe aus dem Feld, Berlin 1940. Die handschriftlich hinzugesetzte Anmerkung 1 ist offenbar als Einleitung eines Zitats aus den Briefen des Malers konzipiert. Dieses fehlt jedoch in der hier abgedruckten Fassung, während es in den zweiten Entwurf des Gedenktexes aufgenommen ist: »Wie schön, wie einzig tröstlich zu wissen, daß der Geist nicht sterben kann, unter keinen Qualen, durch keine Verleugnungen, in keinen Wüsten. Dies zu wissen macht das Fortgehen leicht.« Hier zitiert nach: Franz Marc, Briefe aus dem Feld. Mit 32 Bildern des Verfassers, Berlin 1941, S. 152; das Diktum des Malers wird eingeleitet durch den Satz »Kurz vor seinem Tode schrieb Franz Marc:« (ebd.). Vgl. das in Wortlaut und Orthographie geringfügig abweichende Zitat in Schneider, Zum Todestag Franz Marc's [2. Fassung], S. 2. Schneider zitiert diesen Passus, der schon in der Briefausgabe als ein Vermächtnis des jung verstorbenen Künstlers exponiert wird, auch in einem Brief an Ernst Otto Wölper vom 4. Februar 1941 und in seinem am 20. Juni 1943 erschienenen Zeitungstext »Gedanken über das Postenstehen« (vgl. Nina Schneider, KLS' erste Veröffentlichungen in Zeitungen und zur Bedeutung von Franz Marc für KLS. Typoskript, 1 Seite. Privatbesitz). – Dass die beiden Marc-Sätze als eine Art Losung des Hamburger Widerstandskreises fungierten, zeigt, dass sie (wiederum eingeleitet durch den Satz »Kurz vor seinem Tode schrieb Franz Marc«) auch auf einem während der Haft beschriebenen Notizzettel des Buchhändlers Reinhold Meyer überliefert sind, der am 12. November 1944 in der Gestapo-Haftanstalt Hamburg-Fuhlsbüttel unter ungeklärten Umständen ums Leben kam. Vgl. Bottin, Enge Zeit (Anm. 2), S. 82 und 137 (Faksimile).

und noch ohne ein sicheres begriffliches, methodisches und kunstgeschichtliches Instrumentarium versucht Schneider plausibel zu machen, dass Marc nicht wie sein Zeitgenosse Lyonel Feininger (1871-1956) – bezeichnenderweise ein US-amerikanischer, wenngleich lange Zeit in Deutschland tätiger Künstler – ein artistisches, auf bloße Effekte abzielendes Verständnis von Kunst vertrete, sondern dass seine Kunst das »Leben der Natur« in allen Feinheiten zu erfassen und nachzubilden strebe. Zum Vergleich zieht Schneider die Tätigkeiten des Arztes und des Forschers, der Naturphänomene mit dem Mikroskop untersucht, heran. Doch geht es ihm nicht um Sektion und damit gerade die Zerstörung des Lebens. Dieses Bild von ärztlicher Tätigkeit hat im Rahmen des Expressionismus besonders Gottfried Benn vertreten, ein Autor, für den Schneider auch in seinen späteren Forschungen kein großes Interesse gezeigt hat. Vielmehr entwickelt er die Vorstellung eines minimalinvasiven »Durchleuchtens« der lebendigen Dinge im Hinblick auf die in ihnen wirkenden Lebensimpulse hin. Genau besehen spricht Schneider nicht von einem transitiv verstandenen »Durchleuchten« (mit einer Betonung des verbalen Bestandteils des Kompositums), sondern von einem »zärtlichen«, »behutsamen«, ja »liebvollen« »durchleuchten [...] lassen« (mit einer Betonung des »durch-«), einer Aktivierung des inneren Glanzes der Dinge. Insbesondere im Hinblick auf die »Seele der Tiere« sei Marc das gelungen, der damit zu einem »Erzähler der Tierschicksale« geworden sei. Dass Schneider als Parallele in der Literatur ausgerechnet Rudolf Georg Binding (1867-1938) einfällt, der Husarenoffizier, Rennreiter und Pferdezüchter sowie national-konservative Kulturautor der Zeit, zeigt, dass Schneider 1941 noch nicht über klare Vorstellungen von literarischem Expressionismus, auch nicht von literarischem Impressionismus verfügt, wie sie nach dem Krieg, am Ende des Jahrzehnts im Mittelpunkt seiner Dissertation stehen werden.

5.

Eine weitere Stufe von Schneiders Beschäftigung mit dem Expressionismus dokumentiert ein gut drei Jahre später in der Haft (wahrscheinlich in Stendal), also nun ohne alle Hilfsmittel, entstandener Text. Schneider konnte den mit einem Bleistiftrest auf Papierfetzen niedergeschriebenen Text nicht retten – wie alle seine Notizen aus der Haft ging er verloren. Allerdings hat er in diesem Fall, wohl kurz nach der Befreiung, aber ohne genaue Datierung, eine Rekonstruktion der für ihn wichtigen Skizze niedergeschrieben, die im Nachlass erhalten ist. Der Text dokumentiert Schneiders Versuch, in einer Situation der radikalen Isolation und der permanenten Bedrohung durch die Todesstrafe eine maximale geistige Konzentration und einen analytischen Zugang zu der für ihn seit der Schulzeit wichtigsten Kunstrichtung, dem Expressionismus, zu erreichen.

Abhandlung über den Expressionismus

Entwurf etwa Weihnachten 44 in Zelle 69.

unser Leben ist das Ergebnis der Begegnung der Welt in uns mit der Welt um uns – :

Der Act der künstlerischen Schau (des malerischen Erlebnisses) ist ein zweifacher. Er besteht aus folgenden Momenten.

1. Das rein physikalische Erlebnis.
2. Das seelische Erlebnis [sic]

Anders formuliert: 1. Das rein visuelle oder Augenerlebnis

2. die individuelle Reaktion durch das Augenerlebnis ausgelöst –

In den Kunststilen bis zum Expressionismus (ausschließlich) tritt 2, das innere Erlebnis nur latent + gleichsam verdeckt auf –

Diese Feststellung ist der Ausgangspunkt für eine Betrachtung des Expressionismus –

Der Expressionismus stellt in sofern etwas völlig neues dar [,] als er das »innere Erlebnis« betont einbezieht oder in den Vordergrund rückt –

Die andern Kunststile lassen die Dinge durch sich selbst sprechen. Eine Korrektur findet höchstens im Sinne der idealisierung [sic] oder überhöhung [sic] statt. Der Expressionismus commentiert, das heißt, er gibt das Augenerlebnis wieder [,] nachdem es durch das Medium der Künstlerischen Seele gegangen ist –

Das heißt, aus dem physicalischen, objektiven Erlebnis [sic] wird ein rein individuelles Erlebnis. Das objektive Erlebnis wird also quasi getränkt mit den Substanzen der eigenen Existenz – Dies ist zugleich auch die Ursache für die häufige Hilflosigkeit des Betrachters dem expr. Kunst Gegenstand gegenüber. Das äußere Erlebnis ist konkret und begrenzt, daß [sic] innere aber seinem Wesen nach psychologischer und assoziativer Natur. Der Nährboden des Expr. ist die moderne Psychologie. Ich unterscheidet daher zwei Richtungen im Expr –

1. Den expressiven Colorismus
(Nolde, Marc, Klee, Schmitt-Rottluff usw.)
2. Den [gestrichen: expressiven] constructiven Expressionismus
(Braque, Candinsky, Picasso)

1. Projiziert das assoziative Erlebnis in das konkrete Augenerlebnis hinein und benutzt die Farbe als dominierendes Ausdrucksmittel –

2. Gemalte Assoziationen. Das Augenerlebnis als erstes Glied in der Kette der Assoziationen. Das concrete Erlebnis wird gleichsam überwuchert und kann den Assoziationen gegenüber völlig in den Hintergrund treten.

Richtung 2 müsste bei consequenter und logischer Weiterentwicklung also seinem [sic] Wesen nach bei einer reinen Bilderschrift enden.

Richtung 1 wird die Farbe + ihren symbolischen Wert als tragendes Moment nehmen und die visuelle Wahrnehmung quasi als Erlebnis-Gerippe benutzen –¹²

12 Karl Ludwig Schneider, Abhandlung über den Expressionismus, Entwurf etwa Weihnachten 1944 in Zelle 69. Manuskript, 2 Seiten. Privatbesitz [künftig DLA Marbach]. Der Text ist vollständig wiedergegeben. Im Manuskript unterstrichene Passagen werden hier kursiv gesetzt. Zu den übrigen Editionsprinzipien siehe Anm. 11.

Zunächst fällt auf, dass Schneider hier noch konsequenter als in den beiden Entwürfen zu einem Gedenktext für Franz Marc ausschließlich vom malerischen Expressionismus redet, dass er zugleich aber den Fokus öffnet, indem er nicht wie 1941 eine Opposition zwischen dem gepriesenen Marc und dem seiner Ansicht nach abzulehnenden künstlerischen Ansatz Feiningers (und anderer, nicht namentlich genannter Künstler) konstruiert, sondern ohne explizite Wertung zwei Richtungen des Expressionismus unterscheidet. Allerdings gehören der ersten Gruppe vermutlich nicht zufällig ausschließlich deutsche bzw. deutschsprachige Künstler an (»Nolde, Marc, Klee, Schmitt-Rottluff usw.« – Klee ist Schweizer), während die zweite Gruppe einen französischen, einen russischen und einen spanischen Maler versammelt, von denen aber Kandinsky der engste Weggefährte Marcs in der Münchner Künstlervereinigung »Der Blaue Reiter« war. Der Kontext der beiden frühen Entwürfe über Franz Marc einerseits und der späteren Arbeiten Schneiders über Bild und Bildlichkeit im literarischen Expressionismus legen die Vermutung nahe, dass ihn die erste, im deutschen Sprachraum angesiedelte Richtung des Expressionismus stärker interessiert.

Zunächst unterscheidet Schneider zwei »Momente« der »künstlerischen Schau« oder des »malerischen Erlebnisses«: das »rein physikalische«, visuelle Erlebnis einerseits und das »seelische« Erlebnis als Reaktion auf das »Augenerlebnis« andererseits. Während die früheren Kunststile »die Dinge durch sich selbst sprechen« ließen und sich also auf die physikalische Seite der Wahrnehmung beschränkten, gebe der Expressionismus »das Augenerlebnis wieder [,] nachdem es durch das Medium der Künstlerischen Seele gegangen« sei. Das »objektive Erlebnis« werde dabei »getränkt mit den Substanzen der eigenen Existenz«.

Mit diesem Modell hat Schneider die vitalistische Anpreisung der Kunst Franz Marcs, die er gerade dadurch gekennzeichnet sah, dass die künstlerische Sensibilität auf ein »Leuchtenlassen« der Dinge gerichtet war, überwunden zugunsten eines Verständnisses von Expressionismus, der sich durch den Ausdruck von »inneren Erlebnissen« auszeichne. Mit den Mitteln der modernen Psychologie könnten wiederum die schon genannten zwei Richtungen des Expressionismus unterschieden werden: Der »konstruktive Expressionismus« (der sich wenigstens zum Teil mit der künstlerischen Bewegung des »Konstruktivismus« deckt) zeichne sich durch vom »Augenerlebnis« ausgehende »gemalte Assoziationen« aus, die das konkrete Erlebnis oftmals »überwucherten«. Der »expressive Colorismus« projiziere demgegenüber mit Hilfe der Farbe »das assoziative Erlebnis in das konkrete Augenerlebnis hinein«. Die Farbe werde dabei in ihrem »symbolischen Wert« betont, die visuelle Wahrnehmung bilde ein »Erlebnis-Gerippe«. Unverkennbar ist, dass Schneider mit der konstruktivistischen Richtung und seiner Tendenz zu einer »reinen Bilderschrift«, also zur radikalen Abstraktion, wenig anfangen kann. Sein Interesse gilt – und damit schließen diese Überlegungen trotz dem sehr viel stärkeren analytischen Zugriff an die Marc-Gedenktex te an – dem »expressiven Colorismus«, in dem die mit Symbolwerten aufgeladenen Farben dazu dienen, die gesehene Wirklichkeit mit subjektiven Ausdruckswerten zu »durchtränken«. Genau diese Funktion der Farbe wird Schneider einige Jahre später in seiner Dissertation auch im literarischen Expressionismus, bei Georg Heym und

insbesondere bei Georg Trakl, untersuchen. Dabei verfolgt er auch dort einen geistes- und motivgeschichtlichen sowie einen produktionsästhetischen Ansatz. Formästhetische Überlegungen fehlen in seinen Publikationen weitgehend.

Nicht nur Schneiders in der Haft niedergeschriebener Entwurf bricht an dieser Stelle ab, sondern zunächst auch seine intensive Beschäftigung mit dem malerischen Expressionismus. In der Dissertation werden die Parallelen zur bildenden Kunst nur vereinzelt gezogen. Erst in seinen Aufsätzen aus den 1960er Jahren führt Schneider seine Überlegungen zu beiden Künsten zusammen.

(Prof. Dr. Dieter Burdorf, Universität Leipzig, Institut für Germanistik, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig; E-Mail: burdorf@uni-leipzig.de)

Benjamin Krutzky und Laura Marie Pohlmann

Der leere Umschlag. Materialorientierte Notizen zur Entstehung der ›Duineser Elegien‹

1. Spekulationen um den Umschlag. Ein Materialproblem?

In seinem Aufsatz ›Fragmentarische Totalität‹¹ lenkt zum letzten Mal 2010 Kai Kauffmann die Aufmerksamkeit der Rilke-Forschung auf eine spezifische, die ›Duineser Elegien‹ umgebende Textzeugengattung: die Umschläge Rilkes. Er geht dabei von einem Desiderat aus:

Es ist eine verwunderliche, in der Forschung kaum ausgewertete Tatsache, dass Rilke noch nach der Vollendung der zehn *Duineser Elegien* eine Erweiterung der Buchpublikation um einen zweiten Teil geplant hat, der den Titel *Fragmentarisches* tragen sollte.²

In der Rede angeführt ist vor allem einer der vier Umschläge, der die Genese der ›Duineser Elegien‹ in Verbindung mit dem Insel-Verlag begleitet hat.³ Kauffmann geht davon aus, dass der Umschlag »31 Texte«⁴ enthielt. Als Quelle seiner Annahme dient die Kommentierte Werkausgabe Ulrich Fülleborns und Manfred Engels; für den Teil der ›Duineser Elegien‹ war Manfred Engel verantwortlich.⁵ Schon 1989 liefert Engel im Handschriftenverzeichnis des Materialienbandes zu den ›Duineser Elegien‹ die Titel, die mutmaßlich den Inhalt des Umschlags ›Fragmentarisches‹ bildeten.⁶ Als Quellen werden angeführt:

Zugrundegelegt sind die einschlägigen, unten angeführten Werke der Sekundärliteratur, besonders der wichtige Aufsatz von Ernst Zinn, sowie die in diesem Band gesammelten Materialien. Die Herausgeber konnten darüber hinaus im

- 1 Kai Kauffmann, *Fragmentarische Totalität. Zur Genese und Struktur von Rilkes ›Duineser Elegien‹*, in: *Edition und Interpretation moderner Lyrik seit Hölderlin*, hg. von Dieter Burdorf, Berlin, New York 2010, S. 129-140.
- 2 Ebd., S. 129.
- 3 Zwei weitere Umschläge begleiten die Genese: ›Gedichte /‹ und ›Zu den Elegien /‹. Sie haben jedoch eine Ablagefunktion und bleiben im Privatarchiv Rilkes. Sie liegen im vom Deutschen Literaturarchiv Marbach (DLA Marbach) erworbenen Rilke-Archiv Gernsbach (RAG). Sie bleiben hier unberücksichtigt. In der Dokumentation der Überlieferung in der Historisch-kritischen Werkausgabe (W DE) (vgl. Anm. 20) erhalten die Umschläge folgende Siglen: H25 und H2.
- 4 Kauffmann (Anm. 1), S. 131. Warum Kauffmann von den bei Engel aufgezählten 32 Titeln (Rilkes ›Duineser Elegien‹, Anm. 6, S. 371 f. und KA II, Anm. 5, S. 611) hier von nur 31 Texten spricht, ist unklar. Eine Aufstellung der Gedichte findet sich bei Kauffmann nicht.
- 5 Rainer Maria Rilke, *Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden (KA)*, hg. von Manfred Engel, Ulrich Fülleborn, Horst Nalewski und August Stahl. Bd. 2 (KA II): *Gedichte 1910-1926*, Frankfurt am Main, Leipzig 1996. Hier KA II, S. 610.
- 6 Rilkes ›Duineser Elegien‹, hg. von Ulrich Fülleborn und Manfred Engel. Bd. 1: *Selbstzeugnisse*, Frankfurt am Main 1980, hier S. 371-373.

Deutschen Literaturarchiv in Marbach Einblick in die Handschriften AK und K nehmen.⁷

Engel hofft mit beiden Veröffentlichungen den Anspruch zu erfüllen, den die Öffentlichkeit in seinem Sinne an die Literaturwissenschaft habe: die philologische Arbeit.⁸ Wie sich zeigt, erfüllt Engel den Anspruch nicht, denn er gibt keine Auskunft über den Überlieferungszustand des Umschlags, zieht nicht die notwendigen Quellen heran und spekuliert stattdessen über den Inhalt des Umschlags.⁹ Nur der aufmerksamen Leserin fällt im Einleitungssatz das Wort »ursprünglich« und das Präteritum zur Auflistung der Gedichte auf: »Im Februar 1922 stellte Rilke [...] eine Folge von Gedichthandschriften zusammen, die ursprünglich in dem bei der Handschrift K erwähnten Umschlag mit dem Titel ›Fragmentarisches‹ enthalten war.«¹⁰ Kai Kauffmann nimmt denn auch zu Recht die Zusammensetzung des Umschlags als philologisch recherchiertes Wissen auf und baut seine Argumentation zur »fragmentarischen Totalität« darauf auf.¹¹

Der fragliche Umschlag, den Rilke 1922 an Kippenberg gab (daher die Sigle K), liegt in Marbach der Elegien-Handschrift K als Paratext bei.¹² Als Teil der Rilke-Sammlung Kippenbergs wurde er am 23.11.1962 über das Auktionshaus Ernst Hauswedell angeboten und vom DLA Marbach erstanden. Im Vorlauf der Erwerbung erstellte Ernst Zinn am 9.11.1962 ein Gutachten¹³ über den Bestand und nach der Erwerbung verfasste Ingeborg Schnack für das Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft eine Beschreibung der Rilke-Handschriften aus der Sammlung Kippen-

7 Rilkes ›Duineser Elegien‹ (Anm. 6), S. 373.

8 »Ich meine jedoch, daß es Grundaufgaben der Literaturwissenschaft gibt – wie etwa die Edition, den Kommentar, die Einzeltextinterpretation, die Literaturgeschichte –, von denen sich diese nicht dispensieren darf, wenn sie nicht auf jede Akzeptanz durch Nicht-Literaturwissenschaftler verzichten will. Denn das sind eben die Bringschulden, die die ›Gesellschaft‹ – oder bescheidener formuliert, der an Literatur interessierte Teil der Öffentlichkeit – von Literaturwissenschaftlern mit gutem Recht einfordern kann.« In: Manfred Engel, Innovation und/versus Anschließbarkeit. Überlegungen am Beispiel einer Interpretationssammlung zu Rilke-Gedichten, in: www.germanistik2001.de. Vorträge des Erlanger Germanistentags 2001. Bd. 2., hg. von Hartmut Kugler in Zusammenarbeit mit Petra Boden, Ute von Bloh, Klaus-Michael Bogdal, Andreas Bormann, Werner Holly, Almut Hoppe, Angelika Redder, Fritz Tangermann und Friedrich Vollhardt, Bielefeld 2002, S. 945-955, hier S. 953.

9 Von den Zweifeln an der »philologischen Zuverlässigkeit«, die Engel im editorischen Nachwort zu den ›Materialien‹ in Bezug auf die Entwürfe der Elegien einräumt (Rilkes ›Duineser Elegien‹, Anm. 6, S. 379), scheinen der Inhalt und die Zusammensetzung der Umschläge ausgenommen.

10 Rilkes ›Duineser Elegien‹ (Anm. 6), S. 372.

11 Grundsätzlicher zu Kauffmann vgl. den Kommentar in: Christoph König, Kreativität. Lektüren von Rilkes ›Duineser Elegien‹, Göttingen 2023, S. 283 f., Anm. 9.

12 DLA Marbach, D:Kippenberg-Archiv/Rilke, 62.2040.

13 Das Gutachten trägt den Titel ›Die Rilke-Handschriften aus dem Nachlaß von Anton und Katharina Kippenberg und aus dem Archiv des Insel-Verlags‹. Es ist mit Schreibmaschine getippt und handschriftlich von Zinn signiert. Es findet sich im Teilnachlass Zinns im DLA Marbach unter der Signatur: A:Zinn, Ernst. Zinn, der sich im Gutachten auf die konkreten Losnummern der Auktion bezieht, spricht hier noch von 24 Nummern, die einen »geschlossenen Zyklus« bilden, »der unter dem Titel ›Fragmentarisches‹ ursprünglich den zweiten Teil der Duineser Elegien ausmachen sollte«.

berg.¹⁴ Schnack verzeichnet den Umschlag mit der Überschrift ›Fragmentarisches‹ mit: »leerer Umschlag«. ¹⁵ Die Frage, wie sich die Annahme des vermeintlichen Inhalts von 31 Gedichten in der heutigen Rilke-Forschung (zuletzt Kauffmann) – auf Grundlage von Engel – durchgesetzt hat, berührt eine empfindliche Stelle in der Rilke-Forschung, nämlich die zwischen grundlegender Quellenarbeit und philologischer Spekulation.

Wie man im Nachlass Ernst Zinns in der UB Tübingen sehen kann, stellt sich auch Zinn die Frage, was der Umschlag zu einem bestimmten Zeitpunkt enthalten haben könnte.¹⁶ Dennoch lässt er in den ›Sämtlichen Werken‹ den materialen Zusammenhang der Umschläge fallen, obwohl er in der Ordnung der textkritischen Materialien zur wissenschaftlichen Begleitung und philologischen Vorbereitung der verschiedenen Rilke-Ausgaben im Insel-Verlag den materialen Umschlagszusammenhang noch kennt.

2. Der Fund eines Gutachtens Eudo C. Masons

Im Rahmen der Vorbereitungen einer neuen historisch-kritischen Edition der Werke Rilkes entwickelte Christoph König an der Universität Osnabrück das Instrument der »Zweiten Herausgeberschaft«. Die Arbeit an der Ausgabe stand zunächst in der ironischen Situation, einen Archetypen von Originalen bilden zu müssen, die zwar vorhanden, jedoch unzugänglich waren. Christoph König begründet die Methode durch eine Erweiterung der Formel August Boeckhs:

Ich spreche von »zweiter Herausgeberschaft« im Sinn einer kritischen, nach Maßgabe der Wissenschaftsgeschichte der Germanistik geschärften Nutzung von bereits »Erkanntem«, also einer sekundären Erweiterung der Formel von August Boeckh, der in der »Erkenntnis des Erkannten« die *raison d'être* der Philologie bestimmt.¹⁷

14 Ingeborg Schnack, Die Rilke-Handschriften der Sammlung Kippenberg, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 7, 1963, S. 536-580, hier S. 564.

15 Schnack geht von »vermutlich 22« Gedichtreinschriften aus, die Rilke »für den vorgesehenen Anhang zu den Duineser Elegien zusammengestellt hatte« und die sich »möglicherweise« in dem jetzt leeren Umschlag ›Fragmentarisches‹ befunden haben. Zuverlässig könne sein Inhalt, so Schnack, jedoch nicht mehr bestimmt werden. Schnack (Anm. 14), S. 541.

16 Etwa in den Entwürfen zum Nachwort des 1949 publizierten Bandes zu den ›Duineser Elegien‹ und den ›Sonetten an Orpheus‹ (Rainer Maria Rilke, Duineser Elegien. Die Sonette an Orpheus, Reutlingen, Wiesbaden 1949). Die stark überarbeiteten Entwürfe zum Nachwort der gemeinsamen Ausgabe beider Werke finden sich in der UB Tübingen unter der Signatur: Mn7-198. Noch in der von ihm verantworteten Ausgabe ›Gedichte 1906-1926‹ finden sich als zweite Reihe des ersten Teils 22 Gedichte unter dem Titel »›Fragmentarisches‹ (Zusammenstellung für den geplanten Anhang zu den Duineser Elegien, Februar 1922)« (Rainer Maria Rilke, Gedichte 1906-1926. Sammlung der verstreuten und nachgelassenen Gedichte aus den mittleren und späteren Jahren, Wiesbaden 1953).

17 Nachwort des Herausgebers in W DE (Anm. 20), S. 461 f.

Hinter dem Begriff der »Zweiten Herausgeberschaft« steckt somit der methodische Gedanke, dass mithilfe der Forscher, die in den letzten Jahrzehnten einen Zugang zum Rilke-Archiv hatten, eine systematische Rekonstruktion des Rilke-Nachlasses möglich wäre. Damit sollte im Sinne eines sekundären Zugangs die kurzzeitige Unzugänglichkeit des Rilke-Archivs in Gernsbach kompensiert werden. Ausgangspunkt waren Abschriften Katharina Kippenbergs aus den Taschenbüchern Rilkes¹⁸ sowie insbesondere Mäppchen, die Zinn für jedes Gedicht seiner Ausgabe der Gedichte von 1906 bis 1926 hergestellt hat.¹⁹ In diesen Mäppchen und auf dem jeweiligen Umschlag finden sich zu den einzelnen Gedichten einschlägige Informationen etwa zur Datierungsfrage (auch über die Recherchewege etwa Hinweise von anderen Philologen oder auf Briefwechsel), jeweils eine Liste der Überlieferungslage des Gedichts, Hinweise auf Forschungstexte, die der Edition dienen; es finden sich aber auch Abschriften aus Nachlasszusammenhängen, etwa aus den Taschenbüchern Rilkes. Die methodische Sammlung und die systematische Ordnung der zusammengetragenen Auswertungsergebnisse stellt die geplante historisch-kritische Edition Christoph Königs auf ein stabiles philologisches Fundament und bietet ein ideales Instrument für weitere, anknüpfende Recherchefragen – durch den Erwerb des Rilke-Archivs durch das DLA Marbach wird aus der Methode ein Instrument.²⁰ Das Bewusstsein für die Bedeutung von Nachlässen der Rilke-Philologen gab schließlich Anlass, im Zug der virulenten Umschlagsfrage auf die Ergebnisse auch anderer Philologen zu blicken.

Am 26. Juni 1937 verbrachte der Anglist und Germanist Eudo Colecestra Mason (1901-1969) einige Stunden bei Anton Kippenberg. Im Rahmen des Aufenthalts sah Mason vermutlich die Umschläge und erbat sie für seine Forschung; er arbeitete in dieser Zeit an seiner Dissertation, die dann unter dem Titel »Lebenshaltung und Symbolik« 1939 erschien.²¹ Am 29. Juni 1937 trifft die Sendung bei Mason in Jena ein. Er schreibt an Kippenberg:

Sehr geehrter Herr Professor,
 heute erhielt ich die Rilke-Handschriften zu den Duineser Elegien und beeile mich, den Empfang dieser Sendung zu bestätigen und meine aufrichtige Dankbarkeit auszusprechen für die grosse Freundlichkeit, die Sie mir erweisen. Ich werde alles

18 DLA Marbach, A:Kippenberg-Archiv^oRilke, 73.168 und 73.169. Als erste – auf eines der sieben Hefte Kippenbergs bezogene – Untersuchung der Methode legte Marie Thiele 2018 ihre Bachelorarbeit an der Universität Osnabrück unter dem Titel vor: »Exzerpt ohne Original. Analyse und exemplarische Edition von Katharina Kippenbergs Abschriften der Taschenbücher Rilkes«.

19 Die Mäppchen finden sich im DLA Marbach unter A:Zinn, Ernst. Sie sind in Bezug auf die Ausgabe der »Gedichte 1906 bis 1926« (Anm. 16) abgelegt. Sie stehen Zinn dann u. a. im Rahmen der Sämtlichen Werke (SW) erneut zur Verfügung und werden stellenweise ergänzt.

20 Die Ausgabe erscheint als Historisch-kritische Werkausgabe (W) im Wallstein Verlag und wird von Christoph König herausgegeben. Dieses Jahr erschien: Rainer Maria Rilke, Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Duineser Elegien und zugehörige Gedichte, 1912-1922, hg. von Christoph König, Göttingen: Wallstein 2023 (W DE). Vgl. zum Gedanken der »zweiten Herausgeberschaft« im Nachwort des Herausgebers (W DE, S. 461 f.).

21 Eudo C. Mason, Lebenshaltung und Symbolik bei Rainer Maria Rilke, Weimar 1939.

aufs genaueste untersuchen und Ihnen meine Ergebnisse mitteilen, wenn ich die Manuskripte zurückschicke, was spätestens heute in acht Tagen, also am 6ten Juli, und unter allen von Ihnen verwendeten Versandsicherungen erfolgen soll. Es versteht sich von selber, dass ich keine einzige der im Umgang mit so wertvollen Papieren gebotenen Sicherheitsmassnahmen vernachlässigen werde.

Zum Schluss möchte ich, verehrter Herr Professor, nochmals meinen Dank für die wunderbare Stunde aussprechen, die ich am vorigen Sonnabend bei Ihnen, unter Ihren Goethe- und Rilke-Schätzen und im Anhören so vieler kostbarer Dinge aus Ihren Erinnerungen verbringen durfte. Solche Stunden bereichern einen für das ganze Leben.

Mit den besten Empfehlungen

Ihr sehr ergebener

Eudo C. Mason²²

Wie im Brief angekündigt, schickt Mason am 6. Juli 1937 die Sendung an Kippenberg zurück und legt ein Gutachten über die Umschläge bei.²³ Alle vier Umschläge waren im Juni 1937 noch gefüllt. Das ausführliche Gutachten wird dann zur Grundlage des Anhangs ›Die Entstehung der Elegien und Sonette‹ zu seinem Buch ›Lebenshaltung und Symbolik‹,²⁴ in dem man sich über den Inhalt und die Zusammensetzung der Umschläge informieren kann. Die einschlägige Sekundärquelle fehlt in den ›Materialien‹ Manfred Engels. Mason schreibt:

Etwa in diesen Tagen [des Februar 1922] muß Rilke dann tatsächlich den Versuch gemacht haben, einen [...] zweiten Teil [zu den ›Duineser Elegien‹] zusammenzustellen. Das Ergebnis dieses Versuchs ist eine Gruppe von 13 Gedichten, unter der Überschrift »Fragmentarisches / (der ›Duineser Elegien‹ zweiter Theil)« (letzteres gestrichen), die sich im Besitz Herrn Prof. Kippenbergs befindet.²⁵

Das Gutachten von Mason, das er Kippenberg zusammen mit den Umschlagmanuskripten zukommen ließ, ist auf der Schreibmaschine getippt, wurde mit Tinte Korrektur gelesen und mit Bleistift stellenweise ergänzt. Es umfasst fünf Seiten und trägt den Titel ›4 Rilke-Manuskripte zu den Duineser Elegien‹. Darunter steht der Vermerk »(Aus Herrn Professor Kippenbergs Besitz, mir freundlichst von ihm zur Verfügung gestellt, hier in Jena am 29ten Juni 1937 erhalten, am 6ten Juli wieder zurückgeschickt.)«; mit Bleistift direkt daneben signiert: »(Eudo C. Mason)«. Bevor sich Mason im Gutachten den einzelnen Umschlägen zuwendet, gibt er die »Gesamtanzahl

22 DLA Marbach, A:Kippenberg-Archiv, 64.1357. Trotz großer Bemühungen konnten keine Rechteinhaber Eudo C. Masons ermittelt werden. Wir bitten sie oder deren Rechtsnachfolger, sich mit uns in Verbindung zu setzen, sodass berechnete Ansprüche abgegolten werden können.

23 DLA Marbach, A:Kippenberg-Archiv°Rilke, 83.1076.

24 Mason (Anm. 21), S. 211-222.

25 Ebd., S. 221. Ergänzungen im Zitat durch die Autoren. Schon Dieter Bassermann nennt Mason als Quelle, um Auskunft über den Inhalt des Umschlages zu geben (Dieter Bassermann, *Der späte Rilke*, München 1947, S. 460 f.).

der Blätter« an: »4 Umschläge: 32 Blätter, von denen 16 einfach, 16 Doppelblätter (nicht 17 einfache Blätter und 15 Doppelblätter, wie aus Versehen in dem Begleitbrief [Masons] steht.)«²⁶ Es folgt eine dreiviertel Seite über »Die Einreihung der Blätter« und eine Seite zur Datierung der Manuskripte. Dahinter dann die umfangliche Beschreibung der Umschläge.²⁷ Nachfolgend stellen wir ausgehend von der Kommentierung von Masons Gutachten die Überlieferungslage der Umschläge dar.

3. Diskussion und Kommentar des Gutachtens. Was wir über die Umschläge sagen können

Vier Umschläge begleiten die Genese der ›Duineser Elegien‹ in Verbindung mit dem Insel-Verlag. Sie tragen die von Rilke gegebenen Titel {1} ›Die Elegien /‹²⁸, {2} ›Anfänge und Fragmente / aus dem Umkreis der Elegien‹²⁹, {3} ›Fragliches / | (zu den Elegien)‹³⁰ und {4} ›Fragmentarisches / (der ›Duineser Elegien‹ zweiter Theil)‹³¹. Die ersten drei Umschläge stammen – ausgehend vom Moment der Zusammenstellung – aus dem Jahr 1918, der letzte aus dem Jahr 1922. Am 4. November 1918 sendet Rilke die ersten drei Umschläge an den Insel-Verlag mit dem Begleitbrief an Katharina Kippenberg, in dem er schreibt:

Wundern Sie sich nicht, wenn nun gelegentlich kleine Sendungen kommen, wie die beiliegende: sie möchte verschlossen, wie sie ist, im Eisenschrank der Insel aufbewahrt sein. Immer im Hinblick darauf, daß ich doch noch vielleicht in die Schweiz gehe, stelle ich einige Abschriften von meinen neueren Arbeiten her, um sie, für alle Fälle, bei Ihnen gesichert liegen zu lassen, wenn ich mich in alle die Unsicherheiten der bodenlosen Welt hinausbegebe; dem hier Mitkommenden wird also noch einiges, sowie die Abschriften fertig sind, nachfolgen.³²

26 Mason (Anm. 23), S. 1. Ergänzung durch die Autoren. Der Begleitbrief zum Gutachten vom 6. Juli ist im DLA Marbach nicht erhalten.

27 Die Beschreibung lässt schon das Interesse Masons erkennen, seinem Buch ›Lebenshaltung und Symbolik‹ (Anm. 21) einen Anhang beizugeben.

28 DLA Marbach, D:Kippenberg-Archiv^oRilke, 62.2038. Mason gibt den abweichenden Titel ›Die Elegien – erste Fassung vom Jahre 1917‹ an.

29 DLA Marbach, D:Kippenberg-Archiv^oRilke, 62.2039,1.

30 DLA Marbach, D:Kippenberg-Archiv^oRilke, 62.2039,2. Mason gibt den abweichenden Titel ›Fragliches / zu den Elegien‹ an.

31 DLA Marbach, D:Kippenberg-Archiv^oRilke, 62.2040. Der letzte Teil des Titels ist nachträglich mit breitem Bleistift gestrichen, sodass nur ›Fragmentarisches /‹ bestehen bleibt – Die Streichung rührt vermutlich von anderer Hand und ist vorgenommen, nachdem die Herausgabe des zweiten Bandes zu den ›Duineser Elegien‹ aufgegeben wurde. Mason gibt den abweichenden Titel ›Fragmentarisches. (Der Elegien zweiter Theil)‹ an. In der Dokumentation der Überlieferung der WDE (Anm. 20) erhalten die Umschläge folgende Siglen: {1} H62, {2} H63, {3} H64 und {4} H123o und H127.

32 Rainer Maria Rilke. Katharina Kippenberg. Briefwechsel, hg. von Bettina von Bomhard, Wiesbaden 1954, S. 315.

Die Annahme Masons, dass die Umschläge von 1918 zeitlich zur Sendung gehören, kann durch das Papier als gesichert gelten. Mason schreibt:

Nach vielem Ueberlegen bin ich zu dem Schluss gekommen, der Umschlag: {3} »Fragliches« muss zusammen mit {1} »Die Elegien – erste Fassung« und {2} »Anfänge und Fragmente-« schon im Spätsommer 1918 Herrn Prof. Kippenberg überreicht worden sein, während der Inhalt des Umschlags: {4} »Fragmentarisches« erst kurz nach der Vollendung der Elegien im Februar 1922 zusammengestellt worden sein kann, um wahrscheinlich im Juli dieses Jahres in Herrn Prof. Kippenbergs Besitz überzugehen, als er Rilke auf Muzot besuchte.³³

Dass sich die Annahme auch für Mason bestätigen konnte, zeigt dann auch der besagte Anhang seiner Dissertationsschrift.³⁴

Der erste Umschlag {1} »Die Elegien / < enthält Manuskripte zur 3. und 4. Elegie sowie den bis dahin entstandenen Anfang zur 6. Elegie (V. 1-31) und zur 10. Elegie (V. 1-46); ebenso vermutlich auch Durchschläge zur 1. und 2. Elegie.

Mit dem Titel {2} »Anfänge und Fragmente / aus dem Umkreis der Elegien« wurden von Rilke sogar zwei Abschriften einer Zusammenstellung versehen: eine (hier vordergründig beschriebene) Abschrift für Kippenberg und eine zweite (sorgfältigere) für Lou Andreas-Salomé, die in der Anordnung variieren. Der Zusammenstellung gehen Abschriften voran, die als Manuskripte im Rilke-Archiv Gernsbach zu finden sind (nun im DLA Marbach unter der Sigle RAG). Dort erhalten sie keine eigene materiale Texteinheit (in Form eines Umschlags etwa). Sie sind für sich aufbewahrt, tragen jedoch Fragmentnummern, die von der Hand Rilkes mit Bleistift aufgeschrieben wurden. Diese Fragmentnummern stammen aus dem Jahr 1922 und zeugen von einem erneuten Ordnungsversuch der Zusammenstellung, der im Zusammenhang mit der 9. Elegie steht. Ernst Zinn zufolge schreibt Rilke »deutlich erst 1918/19« die für Kippenberg getroffene Auswahl dann auch für Andreas-Salomé ab. Er nimmt jedoch vermutlich eine andere Reihung vor.³⁵ Zusätzlich findet sich in der Abschrift an Andreas-Salomé das Gedicht »Bestürz mich, Musik,«, das im Umschlag des Kippenberg-Bestands noch fehlt. In folgender Liste sind Manuskripte und Abschriften in der Anordnung miteinander verglichen; da die Gedichte keinen Titel tragen, wird als Incipit der erste Teil des ersten Verses gegeben, die Fragmentnummern stammen von Rilke.

33 Mason (Anm. 23), S. 2 f.

34 Mason (Anm. 21), S. 214.

35 Sofern sich kein Fehler weitergetragen hat oder die Reihung der Gedichte bei Ausgabe des Manuskriptes an Benutzer nicht verändert wurde. Im Auktionskatalog zur Versteigerung des Kippenberg-Nachlasses, in Schnacks Gutachten (Anm. 14), auf der Bauchbinde des Manuskriptes und im Katalog des DLA Marbach ist die Reihenfolge identisch mit der Abschrift für Andreas-Salomé. Wir geben hier jedoch – wie WDE (Anm. 20) – die Reihenfolge nach dem derzeitigen Stand der Überlieferung wieder.

Umschlag {2} >Anfänge und Fragmente / aus dem Umkreis der Elegien <:

Incipit der Gedichte	Reihenfolge der unterschiedlichen Ordnungsversuche		
	Abschrift Kippenberg	Abschrift Andreas-Salomé	Fragmentnrn. im RAG
>Bestürz mich, Musik,<	–	1	IX
>Siehe, ich lebe. Woraus?<	1	2	vielleicht zu I ³⁶
>Immer wieder,<	2	3	VIII
>Oh dass ihr hier, Frauen, einhergeht,<	3	4	VII
>Wo wir uns hier, in einander drängend,<	4	5	III
>Was, was könnte dein Lächeln mir,<	5	6	X
>Soll ich noch einmal Frühling haben,<	6	9	V
>Ich bins Nachtigall, ich, den du singst,<	7	10	IV
>Wen aber des Leidens je der Eifer ergriff,<	8	7	II
>Unwissend vor dem Himmel meines Lebens<	9	8	VI ³⁷

36 Im RAG ist das Ms. 155 das erste Fragment zur 9. Elegie (Sigle H109d), es enthält die V. 1-9 und eine Vorarbeit zur zweiten Strophe. Das Ms. 157 (Sigle H95) wird im Februar 1922 diesem Fragment zugeordnet; bei Letzterem handelt es sich um das genannte Gedicht >Siehe, ich lebe. Woraus?<. Die Zuordnung erfolgt durch die Notiz: »vielleicht zu Fragment I (gegen den Schluss) | Siehe ich lebe. Woraus? ...«.

37 Ernst Pfeiffer weicht bei der Wiedergabe der Gedichte von der Ordnung ab, die nun überliefert ist (vgl. Rainer Maria Rilke. Lou Andreas-Salomé. Briefwechsel, hg. von Ernst Pfeiffer, Frankfurt am Main, Leipzig: Insel 1989, S. 406-408. Weiter als: RMR/LAS). Bei der Dokumentation des Inhalts greift Engel in den >Materialien< (Anm. 6, S. 368) ein und bietet eine weitere Ordnung, indem er chronologisch sortiert (eine Ordnung, die keine Entsprechung hat). Zudem werden drei weitere Werke mit der Bemerkung hinzugefügt: »Nicht aufgenommen und daher wohl bereits verworfen sind die Fragmente«, diese drei sind: >Soll ich die Städte rühmen< (das Gedicht ist im Taschenbuch 16 zwischen der 1. und 2. Elegie notiert), >Blicke hielten mich hin, Sterne< und der Anfang der 9. Elegie (V. 1-6a) (zu Letzterem im Zusammenhang mit dem Umschlag siehe Anm. 36).

Merkwürdig und ohne Erklärung ist, warum Mason im Gutachten von 1937 sowie in seinem Dissertationsanhang von 1939 von acht Fragmenten spricht, statt von neun.³⁸

Der Umschlag {3} ›Fragliches‹, den Rilke zusammen mit dem zuvor genannten {2} ›Anfänge und Fragmente‹ 1918 an Kippenberg übergab, erfuhr zu drei späteren Zeitpunkten durch Eingriffe verschiedene Zusammensetzungen. Der derzeitige Überlieferungsstand im Kippenberg-Archiv ist folgender: Die Gedichte ›Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens‹ mit dem handschriftlichen Zusatz »? Elegien oder Gedichte?« sowie das Gedicht ›Musik: Athem der Statuen‹ liegen im Umschlag. Als Mason die Umschläge begutachtet, fällt ihm auf, dass im Umschlag {3} ›Fragliches‹ zwei Gedichte falsch einsortiert sind, die eigentlich in den Umschlag {4} ›Fragmentarisches‹ (s. u.) gehören: ›Immer wieder,‹ und ›Bestürz mich, Musik,‹. Er sortiert daher um. Kriterium ist für ihn das Papier: statt auf »blau-langkariertem« Papier sind die beiden Gedichte – wie die Gedichte im Umschlag {4} ›Fragmentarisches‹ – auf »violett-kariertem« Papier geschrieben. Zudem ergäbe sich im Umschlag {3} ›Fragliches‹ eine Dopplung des Gedichts ›Immer wieder,‹. Im Zusammenhang schreibt Mason:

Im Falle der beiden anderen Umschläge war aber eine kleine Störung der ursprünglichen Einteilung zu beobachten. Sie war aber so einfacher und leicht erklärlicher, leicht wieder zu korrigierender Art, dass ich es mir zugetraut habe, die zwei betreffenden Blätter aus dem einen Umschlag herauszunehmen und sie dem andern zuzuordnen. Dank der zwei völlig verschiedenen hier verwendeten Papiersorten kann man diese kleine korrigierende Umordnung ohne Bedenken vornehmen. Es handelt sich um die auf violett-kariertem Papier geschriebenen Abschriften von ›Immer wieder, ob wir der Liebe Landschaft auch kennen‹ und ›Bestürz mich, Musik‹, die ganz gewiss in den violett-karierten Umschlag: »Fragmentarisches«, zusammen mit den 11 anderen auf diesem Papier geschriebenen Abschriften, hineingehören. Als ich die Manuskripte erhielt, befanden sie sich aber in dem blau-langkarierten Umschlag: »Fragliches«, zusammen mit den auf demselben blau-langkarierten Papier geschriebenen Abschriften von ›Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens‹ und ›Immer wieder, ob wir der Liebe Landschaft auch kennen‹ und dem ebenfalls auf blau-langkariertem Papier, wenn auch nicht desselben Formats, geschriebenen Entwurf: ›Musik Athem der Statuen – – ‹. Dass die violett-karierte Abschrift von ›Immer wieder,‹ ganz gewiss nicht in den Umschlag »Fragliches« hineingehört, geht daraus hervor, dass dann dieses Gedicht zweimal in derselben Gruppe vorkommen würde. Ich vermute, dass diese beiden Blätter irgendwann, wohl erst nach Rilkes Tod, aus dem Umschlag: »Fragmentarisches« herausgenommen wurden – entweder bei der Textzusammenstellung für den letzten Abschnitt des 3ten Bandes der Gesammelten Werke – dafür sprächen die schwachen Bleistiftvermerke, »LG« (?Letzte Gedichte) auf der Rückseite von ›Immer wieder,‹ und »Fr« (?Fragmentarisches) auf der Rück-

38 Mason (Anm. 21), S. 214; Mason (Anm. 23), S. 4.

seite von ›Bestürz mich, Musik‹; oder vielleicht auch anlässlich der Rilke-Ausstellung in der Deutschen Bücherei im Frühjahr 1930, – dafür spräche die offenbar durch Aussetzung an das Licht verursachte leise Vergilbung der beschriebenen Seite von der ›Immer-wieder‹-Abschrift, die einem erst auffällt, wenn man die anderen Bogen aus diesem Vorrat oder die andere Seite des betreffenden Blatts zum Vergleich heranzieht. Diese beiden Blätter: ›Bestürz mich, Musik‹ und ›Immer wieder‹ sind ferner oben links respektiv »1« und »3« mit Bleistift, wohl aber nicht von Rilkes Hand, numeriert. Unter den vorliegenden Blättern war ein entsprechendes »2« nicht zu entdecken. Deshalb vermute ich, dass diese Nummern auch wie die oben erwähnten Vermerke »Fr.« und »LG« mit der Herausgabe der Gesammelten Werke, bzw. mit der Rilke-Ausstellung in der Deutschen Bücherei zusammenhängen. Ich vermute ferner, dass, als die beiden Blätter für den betreffenden Zweck nicht länger gebraucht wurden, man sie aus Versehen in den Umschlag: »Fragliches« statt in den Umschlag »Fragmentarisches« wieder eingestellt hat. Es scheint keine andere Störung in der Anordnung dieser Papiere vorzuliegen.³⁹

Die Stichhaltigkeit des Papierarguments und der Zusammenhang der falschen Einsortierung (durch Hünich) führen wir unten im vierten Kapitel zur Rilke-Ausstellung in Leipzig aus. Aus der Mitteilung Masons über das (fälschliche und vom ihm korrigierte) doppelte Vorkommen des Gedichts ›Immer wieder,‹ geht für den Umschlag {3} ›Fragliches‹ eindeutig hervor, dass er – im Unterschied zur derzeitigen Überlieferungslage – das Gedicht ›Immer wieder,‹ auf »blau-langkariertem« Papier enthielt.⁴⁰ Folgende drei Gedichte sind in der Rekonstruktion demnach Teil dieses Umschlags {3} gewesen:

- ›Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens‹
- ›Musik: Athem der Statuen‹
- ›Immer wieder,‹ (nun verschollen)

Der – im jetzigen Überlieferungszustand leere – Umschlag {4} ›Fragmentarisches‹⁴¹ hat im Vergleich zu den beiden anderen Umschlägen eine genetische Sonderstellung. Zur Genese der ›Duineser Elegien‹ 1922 gehört die auf die Adressaten bezogene, genaue Angabe der Fertigstellung der Abschrift Rilkes. An Lou Andreas-Salomé schreibt Rilke am 11. Februar 1922: »Lou, liebe Lou, also: in diesem Augenblick, diesem, Samstag, den *elften* Februar, um 6, leg ich die Feder fort, hinter der letzten vollendeten *Elegie*, der zehnten.«⁴² An Anton Kippenberg schreibt er schon zwei Tage früher am 9. Februar 1922 und verbindet damit bereits den Gedanken eines zweiten Teils:

Endlich! Die »Elegien« sind da. Und können heuer* [Am Rand:] * (oder wann sonst, es Ihnen recht sein mag,) erscheinen. Neun große, vom Umfang etwa der

39 Mason (Anm. 23), S. 1 f.

40 Diese Abschrift ist nun verschollen.

41 DLA Marbach, D:Kippenberg-Archiv/Rilke, 62.2040.

42 RMR/LAS (Anm. 37), S. 444.

Ihnen schon Bekannten; und dann ein zweiter Theil, zu ihrem Umkreis Gehöriges, das ich »Fragmentarisches« nennen will, einzelne Gedichte, den größeren verwandt, durch Zeit und Anklang.⁴³

Erst am 14. Februar 1922 entsteht jedoch die 5. Elegie, die die (später als solche betitelten) »Gegen-Strophen« ersetzen wird. Zuerst – am 15. Februar 1922 – berichtet Rilke darüber an Nanny Wunderly-Volkart.⁴⁴ Fraglich ist dort noch, ob die »Gegen-Strophen« sich in dem perspektivischen zweiten Teil der »Duineser Elegien« unterbringen lassen. Am 19. Februar – die Frage hat sich zunächst entschieden – schreibt Rilke dann an Andreas-Salomé:

[D]as verdrängte Gedicht kommt unter den Abschnitt »*Fragmentarisches*«, der, als zweiter Theil des Elegieen-Buches, alles ihnen Gleichzeitige enthalten wird, was die Zeit, sozusagen vor dem Entstehen zertrümmert oder in seiner Ausbildung so abgeschnitten hat, daß es Bruchflächen aufweist. –⁴⁵

Die Überlieferung dieses Umschlags ist disparat. Wie eingangs bemerkt, muss Ingeborg Schnack schon 1963 darauf hinweisen, dass der Umschlag leer ist. Die darin enthaltenen Gedichte waren vorher in die allgemeine Ordnung der Rilke-Manuskripte im Kippenberg-Bestand eingefügt worden. Doch war er, wie wir wissen, nicht immer leer. Der Umschlag {4} »Fragmentarisches« ist Teil einer Zusammenstellung »Nachwort, Chronologie, Fragmentarisches« (Zusammenstellung nicht von Rilke). Rilke notiert auf einem hier beiliegenden Umschlag den genauen Zeitpunkt:

(am gleichen Tage, dem 8., das Nachwort geschrieben über die Anfügung des »Fragmentarischen«). | und nun, an diesem großen Neunten Februar [...] für das erste des »Fragmentarischen Theils« das Gedicht: »Liebe der Engel ist Raum / « – : alles hier inliegend, in Abschrift.⁴⁶

Rilke arbeitet im Februar 1922, im Zusammenhang der Entstehung der 5. Elegie, mit einem neuen, violett-engkarierten Papier. Auf diesem Papier notiert er das Nachwort für den Teil »Fragmentarisches«, aber auch die feststehende, sauber notierte Chronologie der »Duineser Elegien«. Sie weist schon die 5. Elegie auf, die erst am 14. Februar entstanden ist. Die Chronologie ist somit nach der Arbeit an der Zusammenstellung des Umschlags entstanden. Die Arbeit an der Zusammenstellung des Umschlags {4} »Fragmentarisches« ist verbunden mit der Wahl des neuen violett-engkarierten Papiers. Rilke schreibt eine Anzahl Gedichte, die teilweise schon ab 1912 entstanden sind, auf diesem Papier erneut ab (insgesamt 25 Gedichte finden sich im Kippenberg-

43 Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit Anton Kippenberg 1906 bis 1926 in 2 Bänden, hg. von Ingeborg Schnack und Renate Scharffenberg, Bd. 2: Briefe aus den Jahren 1914 bis 1926, Frankfurt am Main, Leipzig 1995, S. 255 f.

44 Trotzdem sie das »Soglio-Buch« besitzt, sendet ihr Rilke eine Abschrift der neuen 5. Elegie, mit der Versicherung, sie in das Buch nachzutragen (vgl. Anm. 6, S. 245 f.).

45 RMR / LAS (Anm. 37), S. 448.

46 DLA Marbach, D:Kippenberg-Archiv°Rilke, 62.2040.

Bestand, die auf diesem Papier geschrieben sind).⁴⁷ Durch die nachfolgende Entscheidung, ob sie in den Umschlag ›Fragmentarisches‹ aufgenommen werden sollen, entsteht die Zusammenstellung des geplanten Zweiten Teils zu den ›Duineser Elegien‹. Christoph König spricht daher von einem regelrechten »Abschreibeprogramm«⁴⁸. Es ist wohl anzunehmen, dass im Zuge dieser Arbeit die 5. Elegie entstanden ist und die ›Gegen-Strophen‹ ausgesondert wurden. Warum und wann Rilke die weitere Zusammenstellung aufgegeben hat, ist nicht mehr mit Sicherheit zu sagen.

Wir können wieder auf Masons Protokoll zurückgreifen, denn 1937 war der Umschlag noch nicht leer. Nachdem Mason ›Immer wieder,‹ und ›Bestürz mich, Musik,‹ in den Umschlag zurücksortiert hat, ergibt sich folgende Zusammenstellung des Umschlags {4} ›Fragmentarisches‹. Die Reihenfolge ergibt sich aus Masons Aufzählung:

1. ›Man muss sterben,‹
2. ›Der Tod‹
3. ›Immer wieder,‹
4. ›Du im Voraus verlorne Geliebte,‹
5. ›Laß dir, dass Kindheit‹
6. ›Wie der Abendwind‹
7. ›Perlen entrollen‹
8. ›Erscheinung‹
9. ›Hinter den schuldlosen Bäumen‹
10. ›Bestürz mich, Musik,‹
11. ›Wir, in den ringenden Nächten,‹
12. ›Es winkt zu Fühlung fast‹
13. ›Manchen ist sie wie Wein,‹

Die genaue Zusammensetzung des Umschlags bei Aufgabe des Vorhabens, den zweiten Teil zu den ›Duineser Elegien‹ herauszugeben, kann ebensowenig mit Sicherheit angegeben werden wie die Zusammensetzung in dem Zeitraum zwischen 1922 und

47 Die Gedichte der Sammlung ›Die Spanische Trilogie‹ sind einzeln nicht nochmal auf dem Papier abgeschrieben, sondern werden in einen Umschlag dieses Papiers eingelegt. Sie sind hier jedoch als einzelne Gedichte gezählt. Außer diesen an Kippenberg adressierten Textzeugen finden sich weitere Textzeugen auf dem Papier: eine weitere Abschrift des Gedichts ›Überfließende Himmel verschwendeter Sterne‹ aus den ›Gedichten an die Nacht‹ im Privatarchiv Rilkes; zudem die letzte Elegien-Sendung an Andreas-Salomé (der Begleitbrief ist datiert auf den 27. Februar 1922, RMR / LAS, Anm. 37, S. 451), die folgendes enthält (Rilke notiert mit Bleistift auf dem Titelblatt der Sendung den Inhalt der Sammlung): die Folge der Elegien nach den Anfangszeilen, die 5. Elegie, die 7. und die 9. Elegie. Zinn nimmt zusätzlich an, dass die nun verschollene Abschrift des Gedichts ›Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens‹, die Rilke vermutlich Hans Carossa schenkte, ebenfalls Teil des Umschlags gewesen sein müsse. Wenn die Vermutung stimmt, wäre anzunehmen, dass diese Abschrift auch auf dem violett-engkarierten Papier geschrieben war. Außerdem ist anzunehmen, dass die Abschrift die Ziffer »2« trägt, da sie zusammen mit ›Bestürz mich, Musik‹, mit der Ziffer 1, und ›Immer wieder,‹, mit der Ziffer 3, Druckvorlage für den Insel-Almanach 1923 war (DLA Marbach, D:Kippenberg-Archiv°Rilke, 62.2063 und 62.2048).

48 Prinzipien der Edition und Nachwort des Herausgebers in W DE (Anm. 20), S. 153 f., 456.

1937 angegeben werden kann. Das Gutachten aus dem Jahr 1937 gibt jedoch als *terminus ante quem* den gesicherten Stand, was der Umschlag mindestens enthalten hat.

4. Die Rilke-Ausstellung an der Deutschen Bücherei Leipzig (1930)

Weitergehende Recherchen in der Deutschen Nationalbibliothek Leipzig ergaben, dass Masons Annahme zuzustimmen ist: Die beiden fraglichen Gedichte, die er umsortiert, wurden zur Rilke-Ausstellung in Leipzig 1930 herausgenommen. Zu dieser Ausstellung – die Arthur Luther kuratierte – wurden die Gedichte im Zusammenhang der Elegien-Fassung von 1917 ausgestellt. Die beiden Gedichte wurden erst nachträglich der Ausstellungsleitung nachgereicht. Folgendes lässt sich dem Übergabeblatt zur Veranstaltungsorganisation entnehmen (siehe Bilderanhang):

Nachträglich noch erhalten: [...]

26. Bestürze [!] mich, Musik. 1 S.

27. Ausgesetzt auf den Bergen. 1 S.

28. Immer wieder ... 1 S. [...]

Fritz Adolf Hünich notiert dann handschriftlich, dass er die Manuskripte am 24. März 1930 zurückerhalten hat. Offensichtlich bediente sich Hünich aus dem Umschlag {4} >Fragmentarisches< und {3} >Fragliches<, um der Ausstellung in Leipzig ein weiteres Angebot zu machen und legte nach Rückerhalt die Gedichte >Immer wieder,<⁴⁹ sowie >Bestürz mich, Musik,< fälschlicherweise beide in den Umschlag {3} >Fragliches< ab.

5. Conclusio zur Rilke-Philologie

Neben dem einfachen philologischen Ergebnis der materialbasierten Rekonstruktion der Umschlags-Zusammensetzung zeigt sich zweierlei.

Zum einen die Notwendigkeit, dass auch materialbezogenen Fragen in der Rilke-Forschung wieder größere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Das Langzeitprojekt der erwarteten und notwendigen historisch-kritischen Edition der Werke Rilkes stößt nicht allein die Grundlagenforschung an, sondern fordert und begleitet die Materialorientierung. Auch die Erwerbung des vormals privaten Rilke-Archivs durch das DLA Marbach ist in dieser Hinsicht vielversprechend. Wir denken dabei an die basalsten Anstrengungen einer Grundlagenforschung: etwa an ein Quellenrepertorium aller Handschriften Rilkes⁵⁰ oder an eine fehlende Personalbibliographie.

49 Mason beschreibt für den Textträger >Immer wieder,< eine auf der linken oberen Ecke notierte »3« von fremder Hand. Da das Gedicht als Einzelmanuskript im DLA Marbach (DLA Marbach, D:Kippenberg-Archiv°Rilke, 62.2063) zu finden ist, wurde es nach 1937 aus dem Umschlag genommen.

50 Die Forderung nach einem Quellenrepertorium der Werke Rilkes ist nun erfüllt mit der Veröffentlichung von Laura Marie Pohlmann, *Das Quellenrepertorium als Archivpublikation. Zur Überlieferungsgeschichte der Werke Rilkes*, Göttingen: Wallstein 2023. Online abrufbar unter: <https://doi.org/10.46500/83538031>.

38

Ubschrift für Herrn Dr. Luther

Leipzig, den 13. Februar 1930

Der Gefertigte hat aus den Besitze von Frau Professor Rippenberg heute die folgenden Rilkeschen Manuskripte empfangen:

1. Gedichte mit der Widmung Anton Rippenberg vom 22. Mai 1924 (1 Heft)
2. Höhenluft (15 geheftete Bl.)
3. Klage (1 Bl.)
4. Aus den Gedichten an die Nacht (4 Bl. in einem Umschlag)
5. Die Glegien. 1. Fassung vom Jahre 1917 (13 beschriebene G. in einem Umschlag)
6. Requien für Wolf Graf von Malareuth (10 Bl. und ein Titelblatt)
7. Requien für eine Freundin (17 Bl. und 1 Titelblatt)
8. Glegie „Eines ist, die Geliebte zu fingen“ (3 Bl.)
9. Corne d'abondance (1 Bl.)
10. Das Hüllhorn (1 Bl.)
11. Winterliche Stangen (2 G.)
12. Brief, datiert Lulu, am 20. Mai 1905 (8 G.)
13. Auffischer Brief, datiert 29. August 1905 (12 G.)
14. Brief vom 9. Februar o. J. an Professor Rippenberg (1 Bl.)
15. Birgillien (1 Heft)
16. Tendres Sapôts à la Frange (1 Heft)
17. Widmung an Ellen Key (1 Bl.)
18. Lettres Portugaises (57 Bl.)
19. Aus den Aufzeichnungen des Matte Laurids Briggé (19 Bl.)
20. Frühling. Für Matharina Rippenberg (1 Bl.)
21. Das Marien-Leben (gebundenes Manuskript)
22. Vier vollendete Glegien, Bleistiftvermerk (1 Bl.)
23. Aus den Nachlass des Grafen G. W. (1 Heft)
24. Sonette (Bl. 2 = 20)

(geg.) Gbert

übernommen
am 13. 2. 30

(geg.) W. Luther

Wensen!

Auswahl aus der Kippenbergsammlung zur Rilke-Ausstellung in Leipzig,
(1930, Vorder- und Rückseite)
Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Deutschen Nationalbibliothek
[DNB Leipzig, Hausarchiv, Signatur: D.195_2]

Nachträglich noch erhalten:

25. Der Reisende. 3 S.
26. Bestürze mich, Meinix. 1 S.
27. Angesetzt auf den Bergen. 1 S.
28. Immer wider... 1 S.
29. Sonette an Orpheus. Vollst. Ms.
30. Rezension für Axel Jüncker. 4 Bl.
31. Widmung an Rodin. 1 S.

J
Lunéville

24. III. 30

Thiink

Zum anderen ermöglicht die Quellenrecherche einen neuen Blick auf die Bedeutung der Leistungen vorangegangener Philologen. Nicht nur für die Edition der Werke Rilkes scheint es unabdingbar zu sein, die Materialbesinnung auf die Ergebnisse auszudehnen, die die Rilke-Philologen bereits in den letzten Jahrzehnten durch ihre Archiv- und Quellenarbeit erzielt haben.⁵¹ Nicht allein der Rilke-Nachlass, sondern die Nachlässe der Rilke-Philologen treten in den Blick. Dafür sind die hergestellten Mappen Zinns, die die textkritischen Materialien zur wissenschaftlichen Begleitung und philologischen Vorbereitung der verschiedenen Rilke-Ausgaben im Insel-Verlag enthalten,⁵² zu nennen, aber auch die philologisch fundierten Exzerpte für die Einzelveröffentlichungen verschiedener Rilke-Philologen, hier im Beispiel Masons Gutachten, das seiner Studie ›Lebenshaltung und Symbolik‹ diene. Die philologische Quellenforschung, die auch durch ein historisches Bewusstsein in Bezug auf die geleistete Arbeit der vergangenen Rilke-Philologie geprägt ist, wird so zur zwingenden Voraussetzung der materialgesättigten Interpretation der Werke Rilkes.

(Benjamin Krutzky, Universität Osnabrück, Institut für Germanistik, Neuer Graben 40, 49074 Osnabrück; E-Mail: benjamin.krutzky@uni-osnabrueck.de; Laura Marie Pohlmann, Deutsches Literaturarchiv Marbach, Schillerhöhe 8-10, 71672 Marbach am Neckar; E-Mail: laura.marie.pohlmann@dla-marbach.de)

- 51 Wie Dieter Burdorf zeigt, verdanken sich auch die Hölderlin-Editionen den Vorarbeiten der Hölderlin-Philologen Norbert Hellingraths und Frank Zinkernagels. Der letzte Band der Hölderlin-Ausgabe Zinkernagels, der das Vorhaben einer historisch-kritischen Ausgabe eingelöst hätte, wurde vom Insel-Verlag nie realisiert (vgl. Dieter Burdorf, Der vergessene Editor. Zur Wiederentdeckung des Hölderlin-Forschers Frank Zinkernagel, in: *Geschichte der Philologien* 61/62, 2022, S. 157-162).
- 52 Die Rilke-Ausgabe war von Seiten des Insel-Verlags nie als historisch-kritische Ausgabe geplant. Dass Zinn seine Materialien jedoch auf einen kritischen Apparat hin anlegte, lässt sich aus einer Nebenbemerkung im Brief an Friedrich Michael (Insel-Verlag) vom 29. November 1949 schließen: »Es lag in der Natur der Sache, daß relativ viele Hervorhebungen bei der Revision der Texte nachgebracht würden; Rechenschaft darüber im Einzelnen ist Sache des (noch in meinen Mappen schlummernden) kritischen Apparats.« (DLA Marbach, SUA:Insel-Verlag/Autoren, SU.2010.0001). In den Verträgen zur Ausgabe heißt es jedoch jeweils im § 1, hier nach dem zweiten Vertrag zur Ausgabe vom 9. März 1954 zitiert: »Die Ausgabe soll in fünf Dünndruckbänden (4 Bände Werke und 1 Ergänzungsband) erscheinen und den kritisch revidierten Textbestand enthalten ohne einen philologisch-kritischen Apparat.« (DLA Marbach, SUA:Insel-Verlag/Autoren, SU.2010.0001). Zinn begründet dann in seinem (später vom Verlag korrigierten) Entwurf zu dem Verlagsprospekt: »[S]o war davon auszugehen, daß es für eine kritisch-historische Ausgabe im strengen Sinne auch heute noch zu früh ist.« (Beilage zum Brief vom 21. Juni 1955; DLA Marbach, SUA:Insel-Verlag/Autoren, SU.2010.0001). Vgl. ausführlicher dazu das Nachwort des Herausgebers in *W DE* (Anm. 20), S. 457-464.

1. Zur Wissenschaftsgeschichte des ›Kommentars‹

Worin die primäre Aufgabe einer historisch-kritischen Werkausgabe¹ letztendlich bestehen sollte, ist in der Geschichte der Theorie der editorischen Praxis recht kontrovers diskutiert worden. Das Spiegelbild dieser theoretischen Debatte findet sich in der Praxis selbst, und zwar in Form ganz unterschiedlich fokussierter editionsphilologischer Erzeugnisse – man denke etwa an die HKA der Werke Hofmannsthals² im Gegensatz zur Düsseldorfer Heine-Ausgabe³. Ulfert Ricklefs weist schon 1975 in seinen grundlegenden Ausführungen zur Erkenntnisfunktion solcher Editionsveranstaltungen auf den bis heute bestehenden Konflikt voraus, wenn er eine Edition, die in erster Linie eine Forschungsgrundlage für die Literaturwissenschaft bieten soll, einer entgegensetzt, die selbst schon ein Forschungsergebnis darstellt.⁴

Ricklefs plädiert vor dem Hintergrund des Gedankens einer hermeneutischen Verpflichtung gegenüber den Lesern einer solchen Ausgabe – sie soll also das Verstehen der Werke fördern – für letzteren Editionstypus und schließt sich damit den im selben Jahr (und im selben Band) erschienenen Ausführungen Wolfgang Frühwalds an, der sich ebenso dafür ausspricht, die Bereitstellung eines verlässlichen Textes und seiner Varianten nicht mehr *allein* als zentrale Aufgabe einer HKA zu betrachten, sondern sie bzgl. ihres Gehaltes und Vermittlungscharakters den Studienausgaben anzunähern – selbstredend möglichst ohne den wissenschaftlichen Anspruch dabei zu verlieren.⁵

1 Im Folgenden mit HKA bezeichnet.

2 Hugo von Hofmannsthal, *Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe*, 40 Bde., veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift, hg. von Rudolf Hirsch u. a., Frankfurt am Main 1975-2022. Vgl. zu dieser Ausgabe (KAH) Heinz Rölleke, Hugo von Hofmannsthal: *Sämtliche Werke – Kritische Ausgabe*. 40 Bände – eine fast vollendete Edition, in: *Geschichte der Germanistik* 49/50, 2016, S. 104-119.

3 Heinrich Heine, *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*, 16 Bde., in Verbindung mit dem Heinrich-Heine-Institut hg. von Manfred Windfuhr im Auftrag der Landeshauptstadt Düsseldorf, Hamburg 1973-1997. Vgl. zur Düsseldorfer Heine-Ausgabe (DHA) auch den Beitrag von Caroline Jessen in diesem Heft, S. 5-16.

4 Vgl. Ulfert Ricklefs, *Zur Erkenntnisfunktion des literaturwissenschaftlichen Kommentars*, in: *Probleme der Kommentierung*, hg. von Wolfgang Frühwald, Herbert Kraft und Walter Müller-Seidel, Bonn-Bad Godesberg 1975, S. 33-74, hier S. 52.

5 Vgl. ebd., bes. S. 34-45 und Wolfgang Frühwald, *Formen und Inhalte des Kommentars wissenschaftlicher Textausgaben*, in: Frühwald u. a. (Anm. 4), S. 13-32, besonders S. 15-21. Auch Manfred Windfuhr, der Herausgeber der Düsseldorfer Heine-Ausgabe, schließt sich später mit direktem Verweis auf Frühwald dieser Position an (vgl. Manfred Windfuhr, *Zum Verständnis von Kommentar und Genese*. Diskussionsbeitrag, in: *editio* 5, 1991, S. 173-177, bes. S. 173 f.).

Diese sich – auch explizit⁶ – gegen die vor allem ›auf den Buchstaben‹ bedachte Lachmann'sche Editionstradition des 19. Jahrhunderts absetzende Perspektive zieht freilich zwangsläufig die Forderung nach einem extensiven Kommentarteil nach sich, wobei ›Kommentar‹ nun im weitesten Sinne zu verstehen ist. Das Wort meint hier nicht nur einen möglichst umfangreichen und bzgl. seiner Kategorien weit über die üblichen Wort- und Sacherläuterungen, Informationen zu Personen, Zitat- und Quellennachweisen, Erklärungen von Anspielungen und Hinweisen auf Parallelstellen hinausgehenden Anmerkungs- bzw. Erläuterungskommentar,⁷ auf den sich beispielsweise die HKA der Werke Hofmannsthals beschränkt.⁸ Sondern es betrifft nebst der Dokumentation von Überlieferung und Genese auch die Bereitstellung von historisch-biographischem und weiterem Quellen-Material als *indirektem* Kommentar sowie den wiederum mit dem Primärtext vermittelnden Kommentar des Editors hierzu.⁹ Diese ab den frühen 1970er¹⁰ Jahren erhobene Forderung wurde dann wohl am prägnantesten durch das mit der Düsseldorfer Heine-Ausgabe verbundene Konzept des ›Vollkommentars‹¹¹ repräsentiert, der so zum Ziel hatte, die literarischen Werke möglichst umfassend zu rehistorisieren und hierdurch gleichzeitig die »zeitliche, kulturelle und geistige Distanz«¹² zwischen Autor und Werk auf der einen und dem Leser auf der anderen Seite möglichst vollständig zu überbrücken, wie Winfried Woesler es ausdrückt.¹³

Nach gut zwei Dekaden weitgehender Stille kam dann erst Anfang der 1990er Jahre wieder frischer und auch Gegen-Wind in die Debatte um den editorischen ›Kommentar‹, der sein Vorbild mittlerweile in umfangreich kommentierenden Ausgaben, die in ihrer Praxis den Editionen des Deutschen Klassiker Verlags (ab 1985 ff.) entsprachen, gefunden hatte.¹⁴ Vor allem Gunter Martens ist hier sicherlich als wichtige Stimme zu nennen, die (aus einem bestimmten theoretischen Blickwinkel) zu

6 Vgl. Ricklefs (Anm. 4), S. 47-50.

7 Vgl. ebd., S. 52-65, aber auch allgemein Frühwald (Anm. 5) und wieder später Windfuhr (Anm. 5).

8 Vgl. KAH (Anm. 2), Bd. 1, S. 459.

9 Vgl. v. a. Ricklefs (Anm. 4), S. 47-52.

10 Die Kolloquien der DFG vom 12.-14. Oktober 1970 und 16.-18. März 1972, die maßgeblich sich mit Problemen der Kommentierung beschäftigten, bildeten den Startpunkt dieser Diskussion (vgl. Karl Heinz Borck, Vorwort, in: Frühwald u. a. (Anm. 4), S. 5 f.).

11 Vgl. DHA (Anm. 3), Bd. 1.2, S. 1270-1274.

12 Winfried Woesler, Zu den Aufgaben des heutigen Kommentars, in: editio 7, 1993, S. 18-35, hier S. 20.

13 Vgl. Bodo Plachta, Texterschließung durch Erläuterungen und Kommentar, in: ders., Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte, Stuttgart 1997, S. 122-129, hier S. 124 f., Bodo Plachta, Erläuterungen und Kommentar, in: ders., Editionswissenschaft. Handbuch zu Geschichte, Methode und Praxis der neugermanistischen Edition, Stuttgart 2020, S. 188-202 (2020a), hier S. 124 und Bodo Plachta, Wissen erschließen – Erkenntnisse sichern. Resultate editorischer Kommentarpraxis, in: Annotieren, Kommentieren, Erläutern. Aspekte des Medienwandels, hg. von Wolfgang Lukas und Elke Richter, Berlin 2020, S. 9-19 (2020b), hier S. 12.

14 Vgl. Norbert Oellers, Kommentar, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft: Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, Bd. 2: H-O, hg. von Harald Fricke u. a., Berlin, Boston 2010 (Original: 2007), S. 302-303, hier S. 302 f.

einer Skepsis gegenüber den (freilich nicht weniger von bestimmten Prämissen abhängigen) Vorstellungen Ricklefs' und Frühwalds animierte.¹⁵ Zur sich in älteren Ausgaben und den darin formulierten Prinzipien der Kommentierung ausdrückenden Vorsicht vor umfangreichen Kommentaren, wie zum Beispiel in der Hölderlin-Ausgabe Friedrich Beißners,¹⁶ oder gar zur noch 1924 von Georg Wittkowski als allgemein vorherrschend ausgemachten Einstellung zum ›Kommentar‹ als »Unwissenschaft«¹⁷ kehrte man deshalb allerdings nicht mehr zurück, und zumindest in Bezug auf diese letztere Vorstellung sicherlich mit einigem Recht.

Sowohl die praktischen Erzeugnisse der Editionsphilologie als auch die theoretische Reflexion sind seitdem weitgehend auf demselben, gespaltenen Stand verblieben. Die Forschungsdiskussion ist also nunmehr recht genau 30 Jahre alt, womit sich die schon in den 1970er Jahren vorgebrachte Beschwerde von Ricklefs,¹⁸ dass die Theorie philologischer Praxis im Bereich der Editionsphilologie, und insbesondere in Bezug auf die philologische Gattung des ›Kommentars‹, sowohl anderen theoretischen Bereichen hinterherhinkt als auch im Allgemeinen einer gewissen Starre nicht entbehrt, erneuern lässt – was einer Theorie zu einem Kerngeschäft der Philologie, wozu das Schreiben von ›Kommentaren‹ eben zählt, nicht gut zu Gesicht steht. Und das gilt unabhängig davon, ob man ›Kommentare‹, welcher Form auch immer, innerhalb einer HKA nun für nötig hält oder nicht, denn realiter werden ›Kommentare‹ in großen Mengen geschrieben und gelesen,¹⁹ was die theoretische Reflexion dieser Praxis unabdingbar macht, wenn man dem Anspruch einer Wissenschaft gerecht werden will.

Die wenig befriedigende ›Lösung‹, die in der Praxis vorherrscht und das reflexive Defizit ausgleichen soll, stellt schon 2003 Hans-Ulrich Gumbrecht heraus. Sie besteht schlicht darin, sich in bereits etablierte Schulen der Kommentierung einzuschreiben, also mehr oder weniger unreflektiert eine Tradition mit Renommee, sei sie eher auf der Seite der Zurückhaltung oder aber der »Opulenz«²⁰ zu verorten, fortzuführen, die dem Hintergrund der jeweiligen Herausgeber vielleicht am besten entspricht.²¹ Gumbrecht selbst verharrt letztendlich in seinen Ausführungen allerdings nicht weniger als auch schon Ricklefs und Frühwald in wenig aktuellen, tiefen-

15 Vgl. Gunter Martens, Kommentar – Hilfestellung oder Bevormundung des Lesers?, in: *editio* 7, 1993, S. 36-50. Vgl. zu dem erneuten Aufkommen der Diskussion um den Kommentar auch Plachta 1997 (Anm. 13), S. 125, Plachta 2020a (Anm. 13), S. 195 f. und Plachta 2020b (Anm. 13), S. 13 f.

16 Friedrich Hölderlin, *Sämtliche Werke* [Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe], 15 Bde., im Auftrag des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst Baden-Württemberg hg. von Friedrich Beißner, Stuttgart 1943-1985.

17 Georg Wittkowski, *Textkritik und Editionstechnik neuerer Schriftwerke. Ein methodologischer Versuch*, Leipzig 1924, S. 68.

18 Vgl. Ricklefs (Anm. 4), S. 33 f.

19 Vgl. Plachta 1997 (Anm. 13), S. 124, Plachta 2020a (Anm. 13), S. 195-197 und Plachta 2020b (Anm. 13), S. 13-15.

20 Hans Ulrich Gumbrecht, *Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten*, aus dem Amerikanischen von Joachim Schulte, Frankfurt am Main 2003, S. 75.

21 Vgl. ebd., S. 79.

hermeneutischen Vorstellungen,²² was die Richtigkeit seiner Beobachtung zur praktischen ›Lösung‹ der Editionsphilologie nicht beeinträchtigt, unter anderem aber seinen wenig kritischen Blick auf diese Praxis erklärt,²³ wie noch deutlich werden wird, und die Frage umso nötiger erscheinen lässt, ob – gerade vor dem Hintergrund des von Ricklefs betonten Anspruchs einer hermeneutischen Verpflichtung gegenüber den Lesern – die alten Lösungen auf *beiden* Seiten vor einer *modernen, kritischen, philologischen* Hermeneutik, die nicht mehr an Gadamer oder Heidegger und damit an eine *philosophische* Hermeneutik anknüpft, noch Bestand haben kann. Vor allem in Bezug auf die Erkenntnis der Partikularität der Werke und deren Folgen für den Verstehensprozess ist dies fragwürdig.

Die Aufgabe, die sich stellt, ist die Entwicklung von Prinzipien, die den Werken in ihrer Eigenart sowie dem Leser (als freilich fast ebenso wichtigem Faktor) gerecht werden können. Diese Aufgabe ist keine leichte. Doch ist sie unvermeidbar, wenn man nicht radikal auf einen beigegebenen Kommentar verzichten will, was angesichts der Geschichte der editionsphilologischen Erzeugnisse, die eben auf *kommentierte* Ausgaben hinausläuft,²⁴ und aufgrund der daraus erwachsenen Erwartungshaltung der potentiellen Leserschaft einer solchen Ausgabe wohl möglich wäre, aber letztlich negative Folgen für die Rezeption einer Ausgabe und – wichtiger noch – des edierten Werks hätte.

2. Die Prinzipien der ›Erläuterungen‹ in der HKA der ›Werke‹ Rilkes, herausgegeben von Christoph König

So ist das Erscheinen des ersten Bandes der HKA der ›Werke‹ Rilkes, der sich den ›Duineser Elegien‹ widmet,²⁵ Anlass und Gelegenheit einer notwendigen, erneuerten Reflexion über den ›Kommentar‹ innerhalb einer solchen Editionsveranstaltung. Einerseits mit dem Ziel, eine angemessene Praxis des Kommentierens in der neuen

22 Siehe unten, und vgl. Gumbrecht (Anm. 20), S. 72 f., S. 77, Ricklefs (Anm. 4), S. 38-46 und Frühwald (Anm. 5), S. 27-30; vgl. zu Gumbrechts ›philologischen‹ Vorstellungen auch Christoph König, Präsenz ohne Text. Zur neuen Attraktivität der ›Philologie‹ bei Hans Ulrich Gumbrecht, in: Geschichte der Germanistik 23/24, 2003, S. 5-11.

23 Gumbrechts spezifischer hermeneutischer Hintergrund, wie er in seinem Kapitel ›Das Schreiben von Kommentaren‹ durchscheint, ist der wesentliche Grund, warum er die »Opulenz« von Kommentaren für *unproblematisch* hält (siehe unten auch zur Haltung Ricklefs' und Frühwalds); für *erstrebenswert* hält er sie, weil ›Kommentare‹ für ihn dann zu »regelrechten Schatzkammern des Wissens« werden. Es seien dann »Orte [], die man aufsuchen und in Anspruch nehmen kann, um Wissen zu entdecken, anstatt diese Suche auf die für das Verständnis eines bestimmten Textes nötigen Kenntnisse zu beschränken« (Gumbrecht (Anm. 20), S. 75). ›Kommentare‹ übernehmen für Gumbrecht also die Funktion eines Wissensspeichers, eines Gedächtnisses, das nicht groß genug sein kann. Schlanke Kommentare erfüllen diese Funktion freilich nicht allzu gut, aber sie widersprechen ihr auch nicht.

24 Vgl. v. a. Hans-Gert Roloff, Zur Geschichte des editorischen Kommentars, in: editio 7, 1993, S. 1-17, aber auch Oellers (Anm. 14) und Plachta (Anm. 13).

25 Rainer Maria Rilke, Duineser Elegien und zugehörige Gedichte. 1912-1922, hg. von Christoph König, Göttingen 2023 (Rainer Maria Rilke. Werke. Historisch-kritische Ausgabe, W DE).

Ausgabe zu finden, spezifisch für das Werk Rilkes, spezifischer noch für die ›Duineser Elegien‹, andererseits, um den theoretischen Diskurs in diesem editionsphilologischen Bereich zu aktualisieren und voranzubringen.

Christoph König, der Herausgeber der HKA der ›Werke‹ Rilkes, fasst vor diesem Hintergrund sein Konzept wie folgt zusammen, wobei die Reflexion sich hier beschränkt auf die hier so genannten ›Erläuterungen‹ als tatsächlich nur scheinbar rein positivistischen Kern des ›Kommentars‹, der von daher ungerechtfertigterweise traditionell am wenigsten kontrovers diskutiert wird. Die dafür entwickelten, innovativen Prinzipien strahlen allerdings auf alle Elemente eines gängigen ›Kommentars‹ aus und können so einerseits eine exemplarische und andererseits auch eine scheidende Funktion übernehmen, mindestens für das hier betrachtete Werk und mindestens in Bezug auf die Genese der Reflexion auch darüber hinaus; König schreibt:

Den zweiten Teil des jeweiligen Kommentars bilden die ›Erläuterungen‹ [Ich füge hinzu: Im ersten Teil findet sich jeweils die Liste der relevanten Textzeugen und ein Hinweis auf den Textzeugen, dem der Edierte Text folgt, sowie die Verzeichnung der Varianten. Schon hier wird das schlanke Konzept des ›Kommentars‹ dieser Ausgabe deutlich, das in der Reduktion der ›Erläuterungen‹ auch noch deutlich weiter geht als etwa die schon genannte HKA der Werke Hofmannsthals, und aber diese Schlantheit anders und eben reflektierter in Bezug auf die Eigenart des Werkes begründet als die entsprechende Kommentierungstradition – die hier präsentierten Prinzipien schreiben sich also nicht einfach in jene Tradition ein und sind somit also durchaus in der Lage Gumbrechts (aus Sicht einer engagierten Hermeneutik) pessimistische Perspektive zu überwinden.]. Sie [also die Erläuterungen] werden sparsam gegeben, denn Rilkes Gedichte schaffen in der Regel Schwierigkeiten, die nicht durch das Heranziehen vermeintlich paralleler Stellen (auch nicht von Briefstellen, denn solche Stellen in Rilkes Briefen haben selbst Werkcharakter) und auch nicht durch Sachhinweise zu lösen sind. Das liegt an den poetischen Eingriffen in das Material, seien es die Sprache oder die literarische Tradition, seien es philosophische Auffassungen oder andere Gedichte des Zyklus. Der Kommentar enthält sich also grundsätzlich sogenannter ›Parallelstellen‹; mit der Ausnahme von Briefstellen, in denen Rilke in direkter Weise als (nunmehr philologischer) Interpret konkreter Stellen auftritt, sowie von solchen Texten, die eine direkt im Werk angezeigte Quelle betreffen. Gerade für Wort- und Sacherklärungen wirkt sich eine Besonderheit von Rilkes Eingriffen in das Lexikon aus: Er entwickelt eine ausgeprägte sprachliche Idiomatik, die den Wörtern einen neuen und lexikologisch-systematischen Sinn innerhalb eines Werkes bzw. des Œuvres gibt. So zeichnen sich seine Werke durch eine ›Doppelte Enigmatisierung‹ aus (Jean Bollack über Paul Celans Gedichte²⁶), die von einer ersten Enigmatisierung als Veränderung der im Text ausdrücklich angezeigten

26 Vgl. Jean Bollack, *Le problème de la double énigmatization, historique et lyrique*, in: Paul Celan. *Biographie und Interpretation*, hg. von Andrei Corbea-Hoisie, Konstanz u. a. 2000, S. 77-90.

Quelle (z. B. Gaspara Stampa in ›Die erste Elegie‹) zu einer zweiten Enigmatisierung führen kann, in der das Wort, das referiert und womöglich anzeigt, selbst in seiner Bedeutung verändert ist, eben nach Maßgabe der idiomatischen Sprache (z. B. ›Engel‹ als Wort für das Potential des lyrischen Subjekts in ›Die neunte Elegie‹; auch Metaphern sind davon erfasst). Im ersten Fall bleibt die Quelle oder Herkunft sichtbar, in der Regel ein Eigennamen, aber sie wird im Text neu gedeutet, weil sie dort eine neue Funktion erhält (Gaspara Stampa als ›Liebende‹; vgl. DE 1, V. 45). Im zweiten Fall ist nicht nur die Quelle verändert, sondern auch das Wort, das darauf verweisen könnte (ebenfalls in der ›Ersten Elegie‹: »Kirchen | zu Rom und Neapel«, V. 62 f.). Die Veränderung des Worts ist im Werk Rilkes regelmäßig an die Sprachgeschichte des Worts gebunden: Aufgrund des verdeckten und nur in der Interpretation zugänglichen Vorgangs wird das Einbeziehen einer älteren Wortverwendung der zweiten Enigmatisierung zugerechnet. Beide Formen der Enigmatisierung sind im Akt des Verstehens als eine einzige zu ›entziffern‹, doch ist für die Erläuterungen nur die erste, einfache Enigmatisierung relevant, da die zweite jene anderen Schwierigkeiten schafft, die nicht im Sachkommentar lösbar sind. Damit lässt sich auch der herkömmliche Gegensatz von Faktum (in einer Erläuterung) und Interpretation verschieben zum Gegensatz zwischen zwei (letztlich nicht zu trennenden, aber pragmatisch für den Sachkommentar zu unterscheidenden) Arten der Interpretation. Eingedenk der hermeneutischen Einsicht, dass es im literarischen Werk kein Faktum außerhalb der Interpretation geben kann. Auswahl und Formulierung einer Tatsache für die Erläuterung erfolgen innerhalb des Verstehens der Umdeutung des Faktums im Werk. Die Erläuterung hält inne bei der ersten Enigmatisierung.²⁷

Die Kondensiertheit dieser Skizze und die darin beschriebene Abweichung von der gängigen Norm der Kommentierungskriterien verlangen zum einen nach einer die einzelnen Elemente samt ihren Voraussetzungen und Folgen ausbreitenden Erläuterung und zum anderen nach einer Einordnung dieses Konzeptes in die Geschichte der Theorie und Praxis des ›Kommentars‹, wie sie oben schon angedeutet wurde, um es dort zu fundieren und aber vor allem, um den Unterschied, d. h. auch die Innovation und damit auch die Stellungnahme zur Kommentierungstradition zu verdeutlichen. Dies alles kann hier freilich selbst auch wiederum nur skizzenhaft geschehen.

3. Zu den Prinzipien der ›Erläuterungen‹ als kritisch-hermeneutische, und im Verhältnis zur Tradition

Die Andersartigkeit der Prämisse der ›Enigmatisierung‹ hat einerseits zur Folge, dass im Grunde jedes potentielle Element eines ›Kommentars‹ von dieser Prämisse aus neu hinterfragt werden muss, und andererseits, dass aufgrund dieser fundamentalen Differenz in Bezug auf das Literaturverständnis zumindest im theoretischen Diskurs

27 König (Anm. 25), S. 158 f.

eine Verständigung mit anderen Traditionen auf tatsächlich gemeinsame Grundprinzipien der Kommentierung und/oder der Versuch eines Anknüpfens an diese Traditionen vor große Herausforderungen gestellt wird, was aber wiederum nicht zwangsläufig bedeutet, dass man sich nicht auf eine Praxis des Kommentierens würde einigen können. Und auch auf der theoretischen Ebene gibt es trotz der Differenzen Aspekte, an die sich zumindest im Sinne einer überwindenden Fortentwicklung anknüpfen ließe.

Strebt man eine Historisierung von Königs Prinzipien der ›Erläuterungen‹ in diesem Sinne an, muss man sie insbesondere mit vier namhaften Positionen bzw. Teilaspekten dieser Positionen aus der Geschichte der Theoretisierung des ›Kommentars‹ in ein präzises Verhältnis setzen. Denn innerhalb dieser vier Positionen werden (tatsächlich oder scheinbar) ähnliche Gedanken im Gesamten oder einzelne Aspekte betreffend entwickelt, die in Königs Konzept (kritisch) aufgegriffen werden: Jean Bollack²⁸, Manfred Fuhrmann²⁹, Gunther Martens³⁰ und Winfried Woesler³¹ sind hier zu nennen.³²

3.1 *Der nicht-ästhetische Blickwinkel der Kritischen Hermeneutik*

Zunächst ist anzumerken, dass die Überlegungen Königs sich ausschließlich auf solche Texte beziehen, für die die im Konzept beschriebene Enigmatisierung als Eingriff in das verschiedenartige (sprachliche) Material konstitutiv ist und die also in dieser Weise (aber durchaus auch im Zusammenspiel mit anderen Prinzipien) ihren Werkcharakter ausbilden bzw. zur ästhetischen Erfahrung (der Schwierigkeit) führen. Es ist dies bei Rilke in den ›Duineser Elegien‹ der Fall und gilt innerhalb seines Œuvres (in je unterschiedlichem Grade) für mehr als nur für diese, und auch über Rilke hinaus für andere der großen Gegenstände der Philologie, wie beispielsweise eben für das Werk Paul Celans, anhand dessen Jean Bollack seine Gedankenfigur von der ›doppelten Enigmatisierung‹³³ entwickelte.³⁴ Von der ästhetischen Bestimmung des (je-

28 Jean Bollack, Synthetische Reflexionen zur Ausarbeitung des Kommentars aufgrund der für das Kolloquium am 5. und 6. April 1990 vorgelegten Beiträge (1990) [zur Kommentierung von Paul Celans Werk], unveröffentlicht, 17 Seiten Typoskript mit drei Seiten handschriftlichen Ergänzungen, Signatur im Fonds Jean Bollack im SLA: A-2-c-90.01/1.

29 Manfred Fuhrmann, Kommentierte Klassiker? Über die Erklärungsbedürftigkeit der klassischen deutschen Literatur, in: Warum Klassiker? Ein Almanach zur Eröffnungsedition der Bibliothek deutscher Klassiker, hg. von Gottfried Honnfelder, Frankfurt am Main 1985, S. 37-57 und Manfred Fuhrmann, Kommentierte Klassiker. Was man von einem guten Kommentar erwarten darf, in: Klassiker Magazin 3, 1988, S. 6-21.

30 Martens (Anm. 15).

31 Woesler (Anm. 12).

32 Freilich finden sich die Ideen vor allem der letzten drei – etwa prominent bei Bodo Plachta (vgl. ders., Anm. 13, 1997 und 2020) – später auch anderswo wieder aufgegriffen, aber doch nicht wesentlich erweitert oder fortentwickelt, sodass die genannten Forscher weiterhin als die ›gültigen‹ Stimmen angesehen werden können, mit denen die Prinzipien Königs konfrontiert werden müssen.

33 Siehe Anm. 26.

34 Vgl. Tim Schünemann, Die ›Verrätselung‹ – Zur Kritik der zentralen Gedankenfigur in Jean Bollacks Celan-Lektüren, in: Lire Jean Bollack – Jean Bollack lesen, hg. von Stéphanie Cudré-Mauroux, Christoph

weiligen) Gegenstandes ist also in der von beiden Philologen geprägten Kritischen Hermeneutik³⁵ auszugehen, wenn man angemessene Prinzipien des Kommentierens entwickeln will.³⁶ Wichtig ist es, hier zu verstehen, dass es um eine Bestimmung in erster Linie als Prozess geht, der die verstehende Lektüre *voraussetzt* und *nicht leitet*. Es liegt dem Konzept Königs, wie auch der Kritischen Hermeneutik an sich, also keine Ästhetik zu Grunde und doch kann hier von einem emphatischen Begriff der Freiheit großer Werke ausgegangen werden, der ihre Fremdheit behauptet und verteidigt, erkannt eben als *Folge* des Lektüreprozesses, der erst zur ästhetischen Bestimmung führt.³⁷ So ist der verallgemeinernde Satz Königs, der fundamentale Auswirkungen auf die Formulierung und den Status der ›Erläuterungen‹ hat, »dass es im literarischen Werk kein Faktum außerhalb der Interpretation [ich füge hinzu: des wie auch immer gearteten Materials durch das Werk] geben kann«,³⁸ auch nicht als Dogma zu verstehen, sondern vielmehr als (prinzipiell in Solidarität zu den philologischen Gegenständen auch revidierbarer) Stand der Theoriebildung, der Hermeneutik als Reflexion der philologischen Lektürepraxis, der nun in erster Linie seine Gültigkeit für das in diesem Fall zu kommentierende Werk behauptet und aber gleichzeitig ermöglicht, die Frage nach der Gültigkeit dieser Erkenntnis auch für weitere Werke zu stellen.³⁹ Auszugehen ist zunächst immer allein von den Verstehensschwierigkeiten, die ein Text dem Leser entgegensetzt, freilich im Sinne der *zweiten* Maxime⁴⁰ des Verstehens Friedrich Schleiermachers, um das sprachliche Potential des Textes und seine potentielle Möglichkeit, als ›Ganzes‹ fremd zu sein, nicht durch eine von dessen *erster* Maxime⁴¹ geleiteten Lektüre und damit durch den eigenen Horizont von vornherein zu bestim-

König und Martin Steinrück, Basel 2023, S. 305-324, und Werner Wögerbauer, Anmerkungen zur Stigmatisierung des Privaten in der Celan-Forschung, in: Geschichte der Germanistik. Historische Zeitschrift für die Philologien 51/52, 2017, S. 5-15, bes. S. 12 f.

- 35 Vgl. u. a. Jean Bollack, Sinn wider Sinn. Wie liest man? Gespräche mit Patrick Llored, aus dem Französischen von Renate Schlesier, Göttingen 2003, Christoph König, Philologie der Poesie. Von Goethe bis Peter Szondi, Berlin 2014 und Denis Thouard, Herméneutique critique. Bollack, Szondi, Celan, Ville-neuve d'Ascq 2012.
- 36 Vgl. Bollack (Anm. 28), S. 3: »Als vordringliche, jeder Kommentierung vorangehenden Aufgabe steht die Definition des spezifischen, ästhetischen Charakters des zu kommentierenden, sprachlichen Objektes.«
- 37 Vgl. zur in diesem Sinne nicht-ästhetischen Grundlage der Philologie Königs auch Denis Thouard, Kritische Philologie und Interpretation. Am Beispiel Christoph Königs, in: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 97, 2023, H. 1, S. 255-266.
- 38 König (Anm. 25), S. 159.
- 39 Vgl. hierzu auch Bollack (Anm. 28), handschriftliche Ergänzung, S. 3: »Kein Kommentar kann sich der Frage des Verständnisses als einer vorgängigen entziehen; kein Weg zum Verständnis kann ohne die wiederum vorgängige Frage nach der Definition des ästhetischen Gegenstandes eingeschlagen werden. Daraus folgt, dass die Prinzipien, nach denen der Kommentar angelegt werden soll, spezifische sind und nur sehr bedingt aus anderen, vergleichbaren Unternehmen entlehnt werden können.«
- 40 »Ich verstehe nichts, was ich nicht als notwendig einsehen und konstruieren kann.« (Friedrich Schleiermacher, Hermeneutik, hg. von Heinz Kimmerle, Heidelberg 1974, S. 31)
- 41 »Ich verstehe alles bis ich auf einen Widerspruch oder Nonsens stoße.« (ebd.)

men bzw. einzuschränken. Erst als Folge eines solchen Verstehens ist die ästhetische Bestimmung möglich, aus der dann wiederum angemessene, d. h. letztlich der Partikularität der jeweiligen Texte angemessene Prinzipien der Kommentierung, die also nicht weniger partikular sein müssen, abgeleitet werden können.

Der überwiegende Teil der Forschung hingegen verbindet die Gegenstände der Literaturwissenschaft im Allgemeinen und von vornherein mit dem nicht unproblematischen, aber eben gängigen Begriff der >Fiktionalität< oder ihnen wird eine wie auch immer geartete (gelegentlich mit der >Fiktionalität< als deckungsgleich verstandene) >Literarizität< oder analog dazu >Poetizität< zugeschrieben, aus der dann der jeweiligen Definition gemäß angemessene Regeln des >Kommentars< abgeleitet werden sollen. Die Universalität der Kommentierungsprinzipien für literarische Texte soll also durch eine Form der Ästhetik gewährleistet werden. Zugleich wird ihre Universalität in Bezug auf die Gattungen der mit ihrer Hilfe kommentierbaren Texte eingeschränkt.

Werke werden durch das theoretische Konstrukt *a priori* von *Nicht*-Werken unterschieden, was folgerichtig die Forderung nach einer Differenzierung auch in der Kommentierungspraxis zumindest dieser beiden Textsorten aufgrund der fundamental unterschiedlichen Textkonstitutionen nach sich zieht. Meistens sind die vorgeschlagenen Differenzierungen (jedenfalls auf Seiten der *Nicht*-Werke) jedoch breiter aufgestellt, so zum Beispiel bei Woesler, der zugleich auf ein Problem der Forschungsgeschichte zum Gegenstand des >Kommentars< hinweist, auf das ich mit Ricklefs in allgemeinerer (nicht an den Begriff der >Fiktionalität< gebundener) Form auch schon verwiesen hatte: »Notwendig wäre [...] eine Unterscheidung nach dokumentarischen, historisch-biographischen, fiktionalen, theoretischen oder wissenschaftlichen Texten, wobei grundsätzliche Gedanken zur Kommentierung fiktionaler Texte, die doch ein Hauptgegenstand der Literaturwissenschaft sind, von Neugermanisten bisher wenig entwickelt wurden.«⁴² Dieses Desiderates nimmt sich Martens (mit anderem theoretischen Überbau) an, der – wie bereits angedeutet – kritisch den Nutzen und überhaupt die Möglichkeit eines angemessenen Kommentars zu (wie er sagt) »poetischen Texten im engeren Sinne«⁴³ hinterfragt: »[M]eine Skepsis richtet sich nicht gegen den Kommentar überhaupt. Die Erläuterungsbedürftigkeit von Briefen und Tagebüchern, von theoretischen Abhandlungen und kritischen Schriften scheint mir fraglos gegeben. Meine Überlegungen gelten vielmehr allein einem Teilbereich literarischer Zeugnisse: den poetischen Texten im engeren Sinne. Hier scheint es mir allerdings unabdingbar, die Frage nach der Funktion – besser: dem Funktionieren – solcher Texte zu stellen, bevor man sich den mehr technischen Problemen des Verfahrens und der Formen der Kommentierung zuwendet.«⁴⁴

42 Woesler (Anm. 12), S. 19.

43 Martens (Anm. 15), S. 36.

44 Ebd., S. 36 f.

Ist diese Frage und die ihr gegebene Priorität aus dem theoretischen Blickwinkel Martens', der derjenige eines großen Teils der Forschung ist,⁴⁵ auch sehr berechtigt, so ist die ebenso aus diesem Blickwinkel folgende von Martens vorgeschlagene Trennung der für ihn hinsichtlich eines Kommentars nicht (oder nicht aus denselben Gründen) problematischen Textsorten von den eigentlichen Werken doch selbst fragwürdig – bei weitem nicht nur, aber gerade in Bezug auf das Schaffen Rilkes. Vor allem die Briefe, wenn auch nicht alle, können deutlichen Werkcharakter entwickeln, eben durch die auch dort sich vollziehende Enigmatisierung. Aber auch mindestens Teile der Tage- oder Taschenbücher sowie Schriften wie ›Auguste Rodin‹ oder ›Worpswede‹ sind als Ganzes nicht weniger »poetische[] Texte[] im engeren Sinne« in diesem Sinne. Erkennt man dies (an), so erweitert sich die Anwendbarkeit der Überlegungen Königs zu den ›Erläuterungen‹ auch auf die Texte Rilkes abseits der Gedichte oder der lyrischen Prosa, freilich in möglicherweise mehr oder weniger stark adaptierter Form. Die Skepsis Martens' gegenüber einem ›Funktionieren‹ von Kommentaren zu poetischen Texten ist ja durchaus gerechtfertigt und ein notwendiger Anstoß zur Reflexion, die erst zu angemessenen Prinzipien der Kommentierung führen kann. Aber die Frage müsste anders, im Sinne der Kritischen Hermeneutik, gestellt werden: nicht nach dem ›Funktionieren‹ von ›Kommentaren‹ zu »poetischen Texten im engeren Sinne«, sondern nach dem ›Funktionieren‹ (und dessen je individueller Voraussetzung) von ›Kommentaren‹ zu solchen Texten, die sich auf ihre je partikuläre Weise als Werke in der verstehenden Lektüre herausgestellt haben.

Natürlich gibt es grundsätzlich Briefe, Tagebücher, theoretische Abhandlungen oder kritische Schriften auch von Literaten, die keinen Werkcharakter besitzen – aber es ist wichtig, diese Gattungen nicht *a priori* in etwa die von Woesler vorgeschlagenen Kategorien nicht fiktionaler Texte einzuordnen: Ein Brief ist eben nicht zwangsläufig ein »historisch-biographische[r]«⁴⁶ Text und damit in Bezug auf die von Martens aufgeworfenen Fragen unproblematisch zu kommentieren, auch wenn die Intuition zunächst etwas anderes sagt. Ist er es doch, steht der Kommentator wieder vor ganz eigenen Problemen, die hier nicht im Einzelnen ausgeführt werden können, die aber wesentlich damit einhergehen, dass der Satz Königs, »dass es im literarischen Werk kein Faktum außerhalb der Interpretation geben kann«⁴⁷, außerhalb eines solchen literarischen Werkes eben nicht gilt und damit zwar auch nicht die gleichen interpretatorischen Herausforderungen bestehen, aber eben auch nicht die gleichen Chancen zur Erkenntnis des zu kommentierenden ›Faktums‹, die sich aus der präzisen interpretierenden Aufnahme durch das Werk ergeben, der man folgen kann: Denn das Werk schafft so seinen eigenen Kontext – aber gibt es kein Werk, das den Kontext schaffen könnte, ist man bei der Suche danach und bei der Festlegung desselben letztlich auf sich allein gestellt.

45 Die sich allerdings dennoch meistens scheut, die Frage konsequent zu stellen – ob aus Unbewusstheit oder Ignoranz, ist schwierig zu beurteilen.

46 Woesler (Anm. 12), S. 19.

47 König (Anm. 25), S. 159.

3.2 >Enigmatisierung< vs. >Dunkelheit<

Ein weiterer grundsätzlicher Punkt, den es klarzustellen gilt, will man den (innovativen) Charakter von Königs Konzept in wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive erfassen, ist die Tatsache, dass die in ihm vertretene Vorstellung, dass die betrachteten literarischen Werke (Rilkes und Celans) in Bezug auf *jedes* ihrer Elemente, *jede* ihrer Stellen und damit *grundsätzlich* fremd sind – unabhängig von einer Zeitgenossenschaft oder einem geteilten kulturellen Hintergrund bzw. einer geteilten Bildungstradition –, eben »[e]ingedenk der [schon zitierten] hermeneutischen Einsicht, dass es im literarischen Werk kein Faktum außerhalb der Interpretation geben kann«⁴⁸ sowie der damit verbundenen Vorstellung einer Enigmatisierung, die zwar jene Fremdheit und damit Schwierigkeit schafft, aber auch gerade dadurch den Sinn *fixiert* und also letztlich keine >Dunkelheit< sondern >Klarheit< schafft, von niemandem wirklich vertreten wird, der zum theoretischen Diskurs zum >Kommentar< oder den praktischen Versuchen der Kommentierung moderner Literatur wirkmächtig beigetragen hat. Jean Bollack, auf den im Konzept Königs ja auch verwiesen wird, vertritt zwar freilich Königs Position in Bezug auf diesen Aspekt, doch dessen >Synthetische Reflexionen zur Ausarbeitung des Kommentars<⁴⁹ zum Werk Paul Celans von 1990, die sein Konzept in Gänze darboten, wurden nie publiziert und dessen sich darin präsentierende Vorstellungen so auch nie umgesetzt.⁵⁰ Es gibt freilich einzelne auch publizierte Bemerkungen Bollacks zu diesem Thema, beispielsweise in den auf Französisch verfassten und erst 2013 publizierten >X<⁵¹, die eine Art philologisch-intellektuelles Tagebuch darstellen, oder auch schon deutlich früher im Rahmen seiner großen Empedokles- und Sophokles-Editionen,⁵² aber die Position Bollacks wurde nie im bisherigen Diskurs der überwiegend germanistischen, aber zum Teil auch altphilologischen Editionswissenschaftler, die die Kommentarpraxis moderner Werke und ihre theoretische Reflexion, die hier zur Diskussion steht, eben geprägt haben, rezipiert oder gar fortgedacht.

Auch Ricklefs, Frühwald oder Gumbrecht vertreten diese Position nicht, die sich alle zwar auf eine hermeneutische Tradition stützen, aber gerade auf diejenige, die den der Interpretation zugänglichen Sinn eines literarischen Werkes nicht im Text selbst samt seiner diesen Sinn erst schaffenden sprachlichen Individualität verortet, sondern ihn dahinter oder darunter – in der >Tiefe< – vermutet.⁵³ Fremd ist nur die >Oberfläche<, nicht der Sinn. Diese >Oberfläche< kann dann aber nach Herzenslust in Bezug auf all seine »nächstliegenden Fakten: die poetischen Tatsachen«,⁵⁴ wie Ricklefs sagt,

48 Ebd.

49 Bollack (Anm. 28).

50 Vgl. Wögerbauer (Anm. 34), S. 11.

51 Vgl. Jean Bollack, *Au jour le jour*, Paris 2013, v. a. S. 158 f.: X 389, und allgemein das Kapitel >Commentaire< (S. 157-164).

52 Jean Bollack, *Empédocle, Introduction à l'ancienne physique*, Paris 1965, und Jean Bollack, *Sophokles. König Ödipus*, Bd. 1: Übersetzung, Text, Kommentar, Bd. 2: Essays, Frankfurt am Main 1994.

53 Siehe Anm. 22.

54 Ricklefs (Anm. 4), S. 59.

kommentiert werden, um die ›Überhellung‹ (Gadamer) für den Leser aufzuheben, ohne im Sinne dieser drei sich in der Tradition der Hermeneutik Sehenden überhaupt interpretieren zu müssen, was aus ihrer Perspektive auch zu vermeiden wäre. Dies steht ganz im Gegensatz zur gerade notwendigen Interpretation in der Kritischen Hermeneutik, da ausschließlich sie eine sichere Aussage über die eben *enigmatisierte* (also vom Text bereits interpretierte) Quelle (und auch den Grad ihrer Enigmatisierung) liefern kann. Mehr als eine Gleichheit der sprachlichen Zeichen, die auch schlicht zufällig bestehen könnte, lässt sich bei enigmatisierter Sprache ohne Interpretation nicht behaupten, da erst das Wort im Werk mit seinem neuen Sinn auf die ursprüngliche Quelle präzise durch und in deren Negation (im Sinne der verändernden Aufnahme) verweist.⁵⁵ Hieraus folgt – schon bei Bollack⁵⁶ – das Bewusstsein für die Notwendigkeit, die gängige Reihenfolge von ›Erläuterung‹ und Interpretation umkehren zu müssen, was im Übrigen nicht deckungsgleich ist mit der verbreiteten, verallgemeinernden Annahme, die sich zusammenfassen lässt in der Phrase ›Edition ist gleich Interpretation‹.⁵⁷

Mit den ›poetischen Tatsachen‹ sind gemeint Metaphern, Motive, ›Parallelstellen‹ – die eigentlich ja schon Peter Szondi, selbst ein *Hermeneut*, auf den man sich ebenso hätte beziehen können,⁵⁸ in seinem Traktat ›Über philologische Erkenntnis‹⁵⁹ aus dem Verkehr gezogen hatte –, Metrik usw., um nur wenige Beispiele zu nennen. So besteht dann eben für Ricklefs, Frühwald und Gumbrecht die Möglichkeit eines extensiven Kommentars, der der hermeneutischen Verpflichtung, wieder: in *Ricklefs* Sinne, gerecht werden kann, aber im Sinne einer Kritischen Hermeneutik gerade die Grundkonstitution der Werke ignoriert, ja sogar verdeckt und so wohl kaum zu ihrem Verständnis beitragen würde, da der Kommentar den Eingriff ins Material nicht bewusst machen würde und also allein Dinge kommentierte, die außerhalb des Werkes sich befänden.

Schon näher an der Vorstellung der Enigmatisierung und ihrer Folgen in Bezug auf die Notwendigkeit der Interpretation ist tatsächlich Martens, obwohl er keinen primär

55 Vgl. Bollack (Anm. 28), S. 7: »Die Entgegnung bleibt in ihrem Wesen auf das negierte Objekt bezogen«, und handschriftliche Ergänzung, S. 1 f.: »Erst die Analyse des Transformationsprozesses bestätigt die Berechtigung eines herangezogenen Texts literarischer oder andersartiger Provenienz [...]. Anders herantragenes Material, das sich diesem Kriterium nicht unterstellt, legt [?] den Vorwurf der Beliebigkeit auf sich. Es beeinträchtigt das Verständnis, steht ihm sogar entgegen, weil es den Leser in die falsche Richtung weist.«

56 Vgl. Anm. 39 in Verbindung mit Anm. 55.

57 Vgl. beispielsweise den Sammelband: Edition und Interpretation moderner Lyrik seit Hölderlin, hg. von Dieter Burdorf, Berlin, New York 2010 und schon 1957 Manfred Windfuhr, Die neugermanistische Edition. Zu den Grundsätzen kritischer Gesamtausgaben, in: Dokumente zur Geschichte der neugermanistischen Edition, hg. von Rüdiger Nutt-Kofoth, Tübingen 2005, S. 174-193.

58 Ricklefs bezieht sich zwar tatsächlich mehrfach auf Szondi, allerdings nicht in Bezug auf dessen Kritik der ›Parallelstellen‹, sondern auf dessen Wort von der ›perpetuierten Erkenntnis‹ als Modus des Erkenntnisvorgangs beim Verstehen literarischer Werke, was sich in der Argumentation Ricklefs mit den Vorstellungen Gadamers durchaus verbinden lässt (vgl. Ricklefs (Anm. 4), S. 37 f.).

59 Peter Szondi, Über philologische Erkenntnis (1962), in: ders., Schriften, Bd. 1, hg. von Jean Bollack u. a., Berlin 2011, S. 263-286.

hermeneutischen Hintergrund besitzt, wenn er sich auf Jan Mukařovskýs These von der »ästhetischen Funktion«⁶⁰ der dichterischen Sprache als »dialektische Verneinung«⁶¹ der Mitteilungssprache beruft und davon ausgeht, dass die »Gegenstände des Alltags [...] in der poetischen Rede nicht mehr unmittelbar, sondern [...] – dialektisch – aufgehoben in dem poetischen Gesamtzusammenhang [sind]«,⁶² wodurch die konstitutive »Dunkelheit« literarischer Texte entstehe, die wiederum der Interpretation bedürfe. Allerdings führt in diesem Fall der von Martens vertretene (dogmatische⁶³) Pluralismus zu nicht unerheblichen Differenzen, denn die Negation des Materials führt für ihn im Wesentlichen zu einer Unbestimmtheit bzw. Mehrdeutigkeit, also letztlich zu einer nicht nur initialen Unverständlichkeit im Werk und damit ganz und gar nicht zur präzisen Sinnbildung. Dies wiederum hat aber zur Folge, dass jegliche Festlegung durch Interpretation, die erst die Erläuterung ermöglicht, unumwunden als »Gängelung«⁶⁴ des Lesers verstanden wird. Die Begriffe »Dunkelheit« und »Enigmatisierung« stehen sich in diesem Fall daher diametral gegenüber. Das durch die Enigmatisierung geschaffene »Enigma« ist tatsächlich nur eines auf den ersten Blick (da man die Sprache oder mindestens die Bedeutung einzelner Worte noch nicht kennt und man sie erst entziffern muss) und ist weder in dem Sinne zu verstehen, als gebe es des Rätsels Lösung außerhalb des Werkes und seiner Sprache, die aber nicht mehr eindeutig zugänglich ist, noch im Sinne einer Unbestimmtheit oder Mehrdeutigkeit des neuen Sinns im Text, wie Martens meint. Das »Rätsel« selbst ist seine Lösung.⁶⁵

Da man in der Interpretation aus der Sicht Martens nie Sicherheit erreichen kann, wäre die Konsequenz letztendlich, auf »Erläuterungen«, die eine Interpretation erfordern (was auch für Martens eben letztlich für nahezu jede Erläuterung gilt, da nur diejenigen hier auszunehmen sind, die tatsächlich einen reinen Wissensausgleich darstellen würden, was *de facto* fast nie der Fall ist⁶⁶), zu verzichten, wenn man die »Gängelung«

60 Jan Mukařovský, Ästhetische Funktion, Norm und ästhetischer Wert als soziale Fakten, in: ders., Kapitel aus der Ästhetik, Frankfurt am Main 1970, S. 7-113, hier S. 96.

61 Ebd.

62 Martens (Anm. 15), S. 44.

63 Explizit »dogmatisch« nenne ich Martens' Pluralismus hier deshalb, weil er in seinem Aufsatz zwar mehrfach sehr überzeugend vorführt, wie er in der Auseinandersetzung mit einer anderen Position zu eindeutig besseren und somit *richtigeren* Interpretationen kommt als diejenigen interpretierenden Kommentare, die er beispielhaft als solche, eben interpretierende analysiert, und trotzdem diese Aussagen als »durchaus plausibel[]«, »in sich stimmig« und dem Gedicht (ebenfalls) »angemessen« (Martens (Anm. 15), S. 38 f.) darstellt.

64 Ebd., S. 39.

65 Vgl. Bollack (Anm. 28), S. 7: »Der Text hat nur scheinbar eine Existenz außerhalb der Entzifferung, zu der er selbst auffordert. Die Verrätselung gehört zu dieser Kategorie des lyrischen Texts, wie die semantischen Umformungen und Neubildung zu den Wörtern gehören. Jede Beliebigkeit ist dabei ausgeschlossen; sie ist durch die Entscheidung, die stattgefunden hat, überholt. Was da »offen« ist, ist der Raum und dessen Strukturierung, d. h. auch das potenzielle Koordinatensystem, das die Formung und Zusammenfügung der semantischen Gebilde ermöglicht. Die Verschlüsselung ist der Ausdruck der Freiheit und der Autonomie des Textes, die der Leser zu teilen aufgefordert wird.«

66 Vgl. ebd., s. bes. S. 42 f. und S. 48.

des Lesers in Martens' Sinne vermeiden will. Für Bollack respektive König kann es im Gegensatz zu Martens (zumindest potentiell) aber eine, d. h. auch richtige, Interpretation geben, nämlich diejenige, die im (für beide eben auch potentiell möglichen) Nachvollzug der Interpretation der Quelle durch den literarischen Text selbst besteht.⁶⁷ Hierdurch eröffnet sich gerade durch die Interpretation, die Martens als Gefahr für die Objektivität der Erläuterungen sieht, ein vom Werk ausgehender Weg zur tatsächlichen Quelle (dessen Ergebnis Martens freilich nur als eins der möglichen und damit als weitere ›Gängelung‹ abtun würde). Dies ist eben exakt das (scheinbare!) Paradox der Kritischen Hermeneutik. Gerade durch die Festlegung in der Interpretation wird die Freiheit des Werkes respektiert, nämlich diejenige Freiheit der präzisen Autoreflexion des Werkes, der man als Leser bloß folgt. Was hier im Stellenkommentar gegeben wird, ist letztlich eine Nachstellung der poetischen Konzentration, während auf den Kontext, den das Werk schafft, nur in einer relativ leeren Geste der Formulierung verwiesen wird, wobei diese Geste wiederum nicht ohne Interpretation möglich wäre. Insofern verbietet es sich eigentlich von ›Gängelung‹ zu sprechen, wenn diese dem Werk (und nicht einem Leser) eigene Reflexion in einer Erläuterung deutlich gemacht wird – jede andere Möglichkeit hingegen würde tatsächlich zu einer Gängelung führen, und zwar des Werkes.

Eine Ausnahme allerdings für einen Teil des ›Kommentars‹ im weiteren Sinne, die für Martens frei von ›Gängelung‹ ist, bildet die Beigabe von in direkter Weise mit der Entstehung des jeweiligen Werkes verbundenen Dokumenten (wie im Falle der ›Düneser Elegien‹ z. B. das Fragment ›Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens‹) sowie allgemeinen zeitgeschichtlichen Zeugnissen.⁶⁸ Wenn zumindest erstere auch durchaus im Sinne von Königs Konzept im Rahmen der Gesamtkomposition der Bände zu liefern sind, um den Textkommentar (der Werke untereinander) im gegebenen Werkkomplex für den Leser (selbstständig) erfassbar zu machen, so ist doch auch dieser Auswahlprozess nicht frei von Interpretation (es ist ja letztlich nur mithilfe der Interpretation zu entscheiden, was zum Werkkomplex gehört), sodass – will man jegliche Interpretation vermeiden – auch diese Elemente nicht Teil eines ›Kommentars‹ im weiteren Sinne sein dürften. Indem man die beigegebenen Zeugnisse der Genese des jeweiligen Werkes aber im Einzelnen nicht weiter im Stellenkommentar des jeweiligen Werkes im Sinne einer ›Parallelstelle‹ kommentiert, kann die ›Gängelung‹ (die aus Sicht der Kritischen Hermeneutik in diesem Fall eher als ›Ablenkung‹ vom eigentlichen Werk zu verstehen wäre denn als ›Gängelung‹) aber tatsächlich auf ein Minimum reduziert werden. Allgemeine zeitgeschichtliche Zeugnisse beizugeben – um noch einmal den zweiten Aspekt von Martens aufzugreifen, der frei von ›Gängelung‹ sei –, gerade ohne die verstehende Auswahl des Editors, wäre eine Tätigkeit zwar tatsächlich frei von jeder Interpretation, aber, anders als Martens es behauptet, nicht frei

67 Vgl. zum Beispiel Bollack (Anm. 28), S. 7: »Die Interpretation fügt nicht Zusätzliches hinzu, wenn sie sich an die Probleme hält, die der Text ihr oder besser: sich selbst aufgibt; sie kann einer richtigen, sich progressiv berechtigenden Lektüre gleichgesetzt werden« und beispielsweise König (Anm. 35), S. 100 f.

68 Vgl. Martens (Anm. 15), S. 48 f.

von ›Gängelung‹, da das Zeugnis – auch ohne ›böse Absicht‹ – nicht mehr sein kann als eine Auswahl und ohne vorhergehende Interpretation aus hermeneutischer Perspektive zudem noch möglicherweise eine ganz sinnlose, die dem Leser doch wieder auch nur einen kleinen Teil der möglichen Zeitgeschichte präsentiert, den er dann zur Interpretation heranziehen kann, wobei sich doch vielleicht der tatsächliche Bezug in einer anderen Auswahl wiedergefunden hätte. Dies ist freilich aus einer intertextualitätstheoretischen Perspektive, wie sie z. B. Wolfram Groddeck in Bezug auch auf editorische Kommentare vertritt und auf den auch Martens in diesem Punkt verweist (selbst wenn er diese Position wohl nicht in der selben Radikalität vertritt), keine gültige Annahme und also kein großes Problem.⁶⁹ Wenn ein literarischer Text potentiell jeden anderen Text zitiert, ist eine Interpretation durch den Editor überflüssig und jede Vorsicht bei der Auswahl gar ein Hindernis, das der Erkenntnis des Textes als »Ensemble [...], als ein Plural«⁷⁰ (potentiell unendlich vieler) anderer Texte im Wege steht.

3.3 Ein kritisches Anknüpfen

Doch der Konflikt, der sich auf theoretischer Ebene nicht lösen lässt, da er auf grundsätzlich verschiedenen Verständnissen von Literatur, d. h. eigentlich genauer: den Möglichkeiten philologischer Lektürepraxis, beruht und der freilich nicht nur mit Martens besteht, sondern im Prinzip mit jeder Position bestehen würde, die das weit verbreitete ›Dogma der Pluralität‹ (Jean Bollack) vertritt, dessen Folge eben genau die (hier bei Martens also exemplarische) Uneinigkeit ist, lässt sich einerseits zumindest abschwächen und andererseits besteht in der *Praxis* der Kommentierung dann tatsächlich doch zu großen Teilen kein Widerspruch mehr, zumindest was die Bestimmung der meisten Lemmata und die generelle Anlage des ›Kommentars‹ angeht. Dies freilich nur insofern man sich nicht gänzlich gegen ein schlankes Kommentarkonzept ausspricht bzw. einen ›Vollkommentar‹ für erstrebenswert hält, da die Überzeugung nicht geteilt wird, dass die literarischen Werke weniger Reflex der Geschichte oder eines ›Zeitgeistes‹ sind als Kommentar dazu, der sich für König eben in der Enigmatisierung als Kommentar zu meistens ganz konkreten Voraussetzungen herausbildet, die entweder im Stellenkommentar erläutert würden (im Falle der ersten Enigmatisierung) oder ihren Platz in wissenschaftlichen Studien haben (im Falle der zweiten Enigmatisierung und allem anderen an sprachlichen Möglichkeiten, die sich schon weiter auf dem Weg zum Idiom befinden, wie die Metaphern, die ebenfalls von diesem Prozess erfasst werden). Letztlich würde nur die Bewertung dessen, was im Kommentar als Erläuterung formuliert wird, eine andere bleiben, während doch alle Parteien ihrem Ziel näher kommen, (1) eine ›Gängelung‹ (die jeweils unterschiedlich verstanden

69 Vgl. ebd., S. 49, Anm. 28 und Wolfram Groddeck, »Und das Wort hab' ich vergessen«. Intertextualität als Herausforderung und Grenzbestimmung philologischen Kommentierens, dargestellt an einem Gedicht von Heinrich Heine, in: Kommentierungsverfahren und Kommentarformen, hg. von Gunter Martens, Tübingen 1993, S. 1-10.

70 Groddeck (Anm. 69), S. 1.

wird) zu vermeiden und gleichzeitig (2) die doch vom Leser >erwarteten< Informationen zu liefern.

Denn kann man der Idee, auf >Erläuterungen< in einer HKA zu verzichten, auch einiges abgewinnen – nämlich aus der Vorstellung heraus, die Aufgabe in der Erstellung eines verlässlichen Textes zu sehen und dem Leser in wirklich *keinerlei* Hinsicht eine Interpretationsleistung (nach der Herstellung des Textes) abzunehmen –, entspricht dies schlicht nicht der Erwartungshaltung der >wissenschaftlichen Community<, die die HKA nutzen wird. Ein Kompromiss muss hier gefunden werden.

Dieser Kompromiss wird durch das Konzept Königs auf zwei Ebenen erfüllt: (1) durch die starke Begrenzung des >Kommentars< und (2) durch den Vorsatz, in der »*Formulierung* einer Tatsache«⁷¹ die Interpretationsleistung, die zur Auswahl und Erläuterung geführt hat, deutlich zu machen, wobei diese für den Leser so erfahrbare Transparenz der Abhängigkeit der Erläuterungen von der Interpretation auf neue, praktikable Weise dem von Woesler stark gemachten und schon 1987 von Helmut Koopmann in seinem Aufsatz >Für eine argumentative Edition< vertretenen Prinzip der Transparenz entspricht, das sich nach Woesler vor allem eben in einem »argumentative[n] *Stil*«⁷² äußert. Ist Königs Konzept der Kommentierung ansonsten auch weit von Woeslers Vorstellungen eines idealen (Voll-)Kommentars entfernt, so ist in dieser Sache doch an seine Argumentation anzuknüpfen, um die (Selbst-)Vorwürfe einer wie auch immer gearteten >Gängelung< möglichst zu reduzieren. Und in einem weiteren Punkt ist bis zu einem gewissen Grade eine nicht ganz unerstaunliche Übereinstimmung der Vorstellungen festzustellen. Denn Woesler ist der einzige weitere Forscher, der in seinen theoretischen Ausführungen zu den Aufgaben eines >Kommentars< explizit betont, dass es zumindest einige Fälle gibt, in denen es notwendig ist, dem >Kommentar< zu einer Stelle eine Interpretation im Sinne der Bestimmung des Sinns innerhalb des Werkes vorangehen zu lassen, um die Quelle bzw. >Sache< korrekt erläutern zu können, und dies auch überzeugend vorführt.⁷³ Woesler leitet diese Notwendigkeit zwar nicht aus der ästhetischen Konstitution der betrachteten Werke ab und weitet dieses Prinzip der Umkehrung der gängigen Reihenfolge (daher) nicht auf jedes Element der Texte aus, aber allein die punktuelle Wahrnehmung und Verteidigung dieser Notwendigkeit ist ein wertvolles Verdienst innerhalb der Geschichte der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Thema >Kommentar<. Es stellt sich allerdings die Frage, ob man die Nennung der in der Deutung ausgeschlossenen Möglichkeiten (explizit als solche gekennzeichnet) und die Argumentation dieses Ausschlusses, die Woesler vorschlägt,⁷⁴ umsetzen sollte, um jeglichen potentiellen Vorwürfen in Richtung >Gängelung< entgegenzuwirken. Man stünde in diesem Fall letztlich vor der Aufgabe, zusätzlich zu den eigens spekulativ erkannten (aber ausgeschlossenen) Möglichkeiten, die ganze Wissenschaftsgeschichte samt deren Kritik im

71 König (Anm. 25), S. 153, Kursivierung durch mich.

72 Woesler (Anm. 12), S. 22, Kursivierung durch mich.

73 Vgl. ebd., S. 33-35.

74 Vgl. ebd., S. 34.

Stellenkommentar aufzunehmen. Dies entspräche im Prinzip auch Bollacks Ansatz, z. B. in seinen Empedokles- und Sophokles-Editionen.⁷⁵ Es ist dies aber wohl weder praktikabel noch erstrebenswert – die kritische Wissenschaftsgeschichte hat ihren eigenen Ort, und zwar in einer eigenständigen Forschung, die ihr auch im Gegensatz zum Stellenkommentar den ihrer Wichtigkeit angemessenen Raum bieten kann.

Die Begrenzung des Kommentars ist aber nicht allein aus praktischen Gründen erstrebenswert. Darin, »daß gerade der spezifische Charakter der poetischen Rede vom Kommentator größte Zurückhaltung erfordert«,⁷⁶ um den Kommentar nicht zur Monographie werden zu lassen,⁷⁷ besteht Einigkeit zwischen König und Martens, denn die Vorsicht begrenzt eben nicht nur den nötigen Platz, sondern auch den Umfang der dem Leser vorgegebenen Interpretation sowie damit auch die Zeitgebundenheit und Fehleranfälligkeit (die immer gegeben ist, wenn der Erkenntnisvorgang an ein Subjekt gebunden ist) der Erläuterungen. Sich bewusst mit einer Forschungsposition zu konfrontieren, ist für den Erkenntnisprozess freilich sinnvoll, aber in *dieser* Form, eben innerhalb von »Sach-Kommentaren«, stellt sich die Position als Tatsache dar, als Faktum, das nicht hinterfragt werden muss – ein möglichst unvoreingenommenes Lesen eines verlässlichen Textes ist so kaum mehr möglich, vor allem für weniger geübte oder informierte bzw. weniger kritische Leser, worauf auch Martens schon ausführlich hinweist.⁷⁸ Dieses Problem stellt sich zwar grundsätzlich für jedes »Faktum«, das erläutert wird, also auch für die im Text ausdrücklich angezeigten Quellen, die ja der ersten Enigmatisierung unterliegen und daher eben auch nur in der Interpretation zugänglich sind – wenn auch hier weniger offensichtlich und daher aber vielleicht sogar ernster. Doch lässt sich in diesem Fall das Problem leichter, wie bereits ausgeführt, eben durch die Art der Formulierung der Tatsache durchaus auf dem begrenzten Raum, der zur

75 In den Kommentaren Bollacks zu den Werken Empedokles' und Sophokles' geht es allerdings vorrangig um die Geschichte der (fehlerhaften) Textkonstitution, die wiederum auf der Geschichte der (fehlerhaften) Deutungen beruht, weshalb diese hier diskutiert werden müssen, um die Entscheidungen Bollacks bzgl. des gegebenen Textes oder seiner Übersetzung zu begründen. Von diesem spezifischen Phänomen antiker Texte sind die Gegenstände der Neugermanistik freilich für gewöhnlich nicht in derselben Weise betroffen, weshalb auch die Notwendigkeit, die jeweilige Stelle mitsamt der zugehörigen Forschungsgeschichte zu kommentieren, nicht in derselben Weise gegeben ist, da nicht jede deutende Entscheidung innerhalb des Stellenkommentars direkt Auswirkungen auf die Verlässlichkeit des gegebenen Textes hat.

76 Martens (Anm. 15), S. 44.

77 Wie Manfred Engel und Ulrich Fülleborn es in der »Kommentierten Ausgabe« der Werke Rilkes veranstaltet haben – die aber freilich auch nicht den Ansprüchen einer HKA genügen sollte. Die Argumente, die hier im Weiteren gegen einen ausführlichen Kommentar in diesem Sinne vorgebracht werden können, verlieren indes nur wenig von ihrer Gültigkeit, wenn man statt einer HKA von einer »Studienausgabe« ausgeht. Denn auch hier bezieht sich der Kommentar ja nicht weniger auf einen literarischen Text mit all seinen Anforderungen an eine letztlich durch eine Interpretation sich begründende Kommentierung und den daraus erwachsenen Schwierigkeiten der transparenten Rechtfertigung auf begrenztem Platz (s. u.), und zudem übt er auch hier – eben als *vermeintlich sachlicher* Kommentar und nicht als ausgewiesene Studie – eine Autorität aus, die ihm gerade in Form einer (mehr oder minder verdeckten) umfangreichen Interpretation nicht zusteht.

78 Vgl. Martens (Anm. 15), S. 46–48.

Verfügung steht, mehr oder weniger lösen. Von »Gängelung« ist hier also nicht mehr – oder kaum noch (je nach Position) – zu sprechen, da man sich durch die erreichte Transparenz frei entscheiden kann, die Interpretation abzulehnen.

Ich möchte in Bezug auf diesen Punkt der Abhängigkeit der »Erläuterungen« von der Interpretation und den Folgen für den »Kommentar« noch einmal auf das Verhältnis zwischen den Vorstellungen Bollacks und denen Königs zurückkommen.

Wie bereits gesagt, sind die »Erläuterungen« auch für Bollack das Ergebnis der Interpretation, insofern die Quelle oder das Faktum, wie König es formuliert, »innerhalb des Verstehens der Umdeutung des Faktums im Werk«⁷⁹ präzise bestimmt, benannt und die Auswahl (in der Formulierung) begründet und in ihren Kriterien transparent werden kann, aber: Bollack wahrt die von König vorgeschlagene Grenze nicht, er macht also vor der zweiten Enigmatisierung auch im Rahmen eines »Kommentars« eben nicht halt.⁸⁰

Das mag auch an seiner Vorstellung liegen (die auch bei König gleich im ersten Satz seiner Prinzipien anklingt⁸¹), dass die Form und der Inhalt eines »Kommentars« sich nach den Ansprüchen des jeweiligen Werkes auszurichten habe, es also keine allgemeine Richtlinie geben könne, und er sein Konzept anhand von Celans Werk entwickelt, bei dem die Bedeutungen der Idiome weitaus statischer sind als bei Rilke und daher eher, nicht ganz, den Charakter einer vordefinierten »Sache« annehmen. Doch auch hier ist die Überschreitung hin zur zweiten Enigmatisierung fragwürdig (freilich nur im Rahmen der »Erläuterungen«). Angaben zu einzelnen Idiomen in den Stellenkommentaren in Verbindung mit einem Glossar mit erläuterten Idiomen, wie Bollack es sich vorstellt,⁸² hätten zur Folge, dass man Gefahr liefe, in eine nicht endende Erläuterungsfolge zu geraten. Man würde das Idiom innerhalb des jeweiligen Textes erläutern, indem die spezifische Umsetzung eines mit dem Wort verbundenen semantischen Raumes, der im Glossar beschrieben wäre und auf den in der Erläuterung als Quelle bzw. als »Faktum« (>zweiten Grades«, also abstrakterer Natur als eine direkte historische schriftliche oder andere Referenz) verwiesen würde, erläutert würde. Dieser semantische Raum aber ist selbst die Zusammenfassung vieler Interpretationsergebnisse, die wiederum alle als solche transparent gemacht werden müssten. Auch dann, wenn der zum jeweiligen Idiom angegebene semantische Raum nur als Grundlage der Interpretation des jeweiligen Gedichtes (genitivus subjectivus und objectivus) anzusehen ist, die in der Erläuterung ja hauptsächlich angegeben und als solche transparent zu machen wäre. Das ist natürlich schon deshalb problematisch, weil die vielen und oft umfangreichen Interpretationen, die zu den dann angegebenen Erläuterungen der »Basis-Idiome« geführt haben (und die daraus ggf. wiederum im Sinne der Transparentmachung folgenden Interpretationen, die zu geben wären, usw.), dem Leser in aller

79 König (Anm. 25), S. 159.

80 Vgl. Bollack (Anm. 28), S. 10-13.

81 »Rilkes Gedichte schaffen in der Regel Schwierigkeiten, die nicht durch Sachhinweise zu lösen sind.« König (Anm. 25), S. 158, Kursivierung durch mich.

82 Vgl. Bollack (Anm. 28), S. 11 f.

Regel nicht in den ›Erläuterungen‹ mitgeliefert werden können, selbst wenn die Argumentation auf ein Minimum reduziert würde, wieder schon aus pragmatischen Gründen. Und eine ähnliche Argumentation lässt sich im Übrigen gegen das Geben von ›Parallelstellen‹ ins Feld führen: Auch diese sind in den meisten Fällen schon vor ihrer Aufnahme in hohem Maße interpretationsbedürftig, und zwar unabhängig davon, ob sie idiomatische Qualität besitzen oder nicht. Und nur durch diese vorangegangene Interpretation lässt sich auch die Umsetzung im *neuen* Werk angemessen beschreiben, sodass dann aber auch diese *vorausgesetzte* Interpretation in der Erläuterung transparent gemacht werden müsste. Der Fall ist also ganz analog zu den Idiomen zu betrachten, die – nimmt man die ›Basis-Idiome‹ als konkrete Stellen im Werk – freilich auch selbst ›Parallelstellen‹ sind.⁸³ Anders verhält es sich bei der Formulierung der Erläuterung zu Worten, die auf Quellen oder Fakten sich beziehen, die von einer ersten Enigmatisierung erfasst sind, denn hier ist die in der Formulierung der Umsetzung transparent werdende Interpretation die einzige, die als solche sichtbar zu machen ist.

Gleichzeitig wird die Erwartung der meisten Leser doch auch recht genau mit diesem Konzept erfüllt werden. Denn die wenigsten werden erwarten, dass die Worte ›Engel‹ oder ›Herz‹ oder gar ihr Zusammenhang oder andere der Idiomatik angehörende Worte erläutert werden (eben dafür schaut man in eine Monographie oder einen Artikel), aber ›Gaspara Stampa‹ oder ›Rudolf Kassner‹ möchte man dort ›nachscha-len‹ können, weil sie vom Werk aus als Fakten *wahrgenommen* werden sollen, die *außerhalb* des Werkes stehen und dessen Verstehensvoraussetzung bilden. Dass die Auswahl der zu erläuternden Elemente seitens der Editoren nicht mehr auf diesem Kriterium beruht und auch die Formulierung und das, was inhaltlich zum ausgewählten Element geschrieben wird, daher eine andere und etwas anderes sein wird, spielt für die Lesererwartung keine Rolle, da das betroffene Lemma nicht zu unterscheiden ist.

Die Prinzipien Königs sagen es nicht explizit, aber von der Kommentierung ausgeschlossen werden auch bestimmte, im Allgemeinen zu den »poetischen Tatsachen«⁸⁴ gezählte und daher in den Erläuterungen für gewöhnlich kommentierte Aspekte, die die Form (im oberflächlichen Sinne) der literarischen Texte betreffen, nämlich die metrischen Eigenschaften sowie die Reimschemata und -formen. Das liegt zum einen daran, dass das Konzept zunächst grundsätzlich nur über Erläuterungen spricht, die sich

83 Der ›Kommentar‹ Königs enthält sich also der Parallelstellen. Den Prinzipien zur Folge sind davon allerdings Erläuterungen Rilkes gegenüber konkreten Stellen ausgenommen. Sie werden aufgenommen bzw. zur Erläuterung hinzugezogen, sofern Rilke als *philologischer* Interpret auftritt, da in diesen *expliziten* Kommentaren nicht die *implizite* Autoreflexion der Werke, der *indirekte* Kommentar also, der wiederum der Deutung bedürfte, zum Tragen kommt. Und auch Texte, die eine direkt im Werk angezeigte, d. h. genannte, Quelle betreffen, können und müssen auch für die ›Erläuterungen‹ herangezogen werden, da dieser Fall aufgrund der Nennung ähnlich gelagert ist wie bei anderen ›Sach-Erläuterungen‹, wie etwa zu ›Gaspara Stampa‹. Problematisch bleibt hier freilich die Herkunft der Quelle, sofern sie selbst einer Enigmatisierung unterliegt und also selbst – wie potentiell auch die nicht angezeigten ›Parallelstellen‹ – einer Deutung bedarf, um die Auswahl abzusichern, was den ›Kommentar‹ allerdings wieder überfrachten würde.

84 Siehe Anm. 54.

auf wie auch immer geartete (auch sprachliche und gedankliche) ›Realia‹ beziehen, auf die im (sie interpretierenden) Text durch einzelne Worte oder Sätze referiert wird. Metrum, Reimschema und -form aber sind (wieder im oberflächlichen Sinne) formale Eigenschaften des Textes. Zum anderen setzen die Prinzipien sich mit diesem Ausschluss zwar von den Vorstellungen Bollacks zum Aufbau eines Kommentars ab, schließen aber zugleich inhaltlich an dessen Überlegungen an (nur ziehen sie andere Schlüsse) und stehen damit direkt in der Tradition seiner Kritischen Hermeneutik.⁸⁵ Der Grundgedanke besteht hier darin, dass auch diese scheinbar rein formalen Aspekte ebenfalls Interpretationen, d. h. Transformationen sind, und zwar Interpretationen ihrer jeweils eigenen Tradition. (1) übernehmen diese Aspekte somit ebenfalls eine Referenzfunktion, indem sie auf ihre Tradition (kommentierend) verweisen und (2) gilt daher auch hier, dass ohne die interpretierende Lektüre – nun des Editors – keine gesicherte Aussage über diese eben nur scheinbar mittels ›Technik‹ (im Gegensatz zum Schlegel'schen ›Vermögen‹) zu bestimmenden ›Formalia‹ getroffen werden kann. Die Enigmatisierung findet auch hier statt, und ihre Folgen für die Kommentierung sind daher auch hier zu bedenken. Im Anschluss an Königs Konzept stellt sich dann freilich sofort die Frage, auf welcher Ebene im Enigmatisierungsprozess (›Erste oder zweite Enigmatisierung?‹) sich z. B. das grundlegende metrische Schema (das eine bestimmte Funktion im Werk erhält) oder die konkreten metrischen Variationen und Brüche in einem Werk, die die Veränderung ggf. ausmachen, befinden. Es ist wohl auch hier letztlich abhängig von der konkreten Situation im jeweiligen Werk. Auf welcher Ebene oder in welchem Stadium des Spektrums einer Enigmatisierung sich die Umsetzung der jeweiligen Tradition in diesem Bereich auch befinden mag, um die konkrete Transformation erkennen zu können, ist ein Verständnis des ganzen Textes notwendig, samt seiner ersten und zweiten Enigmatisierungen. Die (um der Transparenz willen zu liefernde) Begründung eines Kommentars zu solcherlei scheinbar ›technisch‹ bestimmbareren Aspekten würde also ähnliche Voraussetzungen haben und Ausmaße annehmen, wie es auch bei den ›Parallelstellen‹ oder den Idiomen der Fall ist. So werden diese Kommentare aus denselben Gründen bei König auch nicht gegeben, während sie bei Bollack eben idealiter mitsamt der die Entscheidung ermöglichenden Begründung präsentiert würden.⁸⁶

Erläuterungen zu sog. ›Fremdwörtern‹, Fachtermini und ganz allgemein solchen Worten, die aus der historischen Perspektive des Editors den potenziellen Lesern der Ausgabe nicht bekannt sein könnten, umfassen die Prinzipien Königs im Allgemeinen ebenfalls nicht, was zweifellos zur Langlebigkeit der Ausgabe beitragen dürfte, da die Nützlichkeit nicht vom allgemeinen und individuellen, immer freilich ebenfalls historischen Wissenshorizont der Leser abhängig ist. Zudem ist der zusätzliche Aufwand auch nicht (mehr) wirklich gerechtfertigt, da entsprechende Wörter in einem (freilich der Zeit des jeweiligen Textes angemessenen) Wörterbuch (auch online) rasch nachgeschlagen werden können. Nun ist zu sagen, dass für Rilke im Speziellen gilt, dass dieses Problem bei ihm insofern kein großes ist, da er zu alltagssprachlich schreibt, um

85 Vgl. Bollack (Anm. 28), S. 16.

86 Vgl. ebd., S. 12, S. 14.

etwa häufig auf Fachtermini aus Theorien seiner Zeit zurückzugreifen. Es mag jedoch Ausnahmen in diesem Bereich der Wörter geben, bei denen eine Erläuterung auch im Sinne von Königs Konzept, d. h. aufgrund einer ersten Enigmatisierung, angebracht ist. ›Elegie‹ (im Titel) ist *kein* solches Wort, da nicht die historische Gattung, die auf eine bestimmte Weise (freilich in sich schon sehr unterschiedlich) definiert ist, sondern ›das Elegische‹ bezeichnet wird, das aber im Werk selbst erst definiert wird. So handelt es sich hierbei eher um ein Idiom, das aus den schon dargelegten Gründen eben prinzipiell nicht erläutert werden soll, als um eine fest umschriebene ›Sache‹, die eine (sie interpretierende) Funktion innerhalb des Werkes erhält. Andere Werke machen vielleicht andere Überlegungen notwendig: das ›Stundenbuch‹ oder auch die ›Sonette‹ im Titel der ›Sonette an Orpheus‹ sind möglicherweise andere Fälle. Ein Beispiel aus den ›Duineser Elegien‹ hingegen für ein Wort, das traditionell zur Kategorie der ›Fremdwörter‹ gezählt und daher kommentiert würde, im Sinne von Königs Konzept aber aufgrund der ersten Form der Enigmatisierung, der es unterliegt, erläutert wird (womit die Erläuterung einen überzeitlichen Nutzen erhält) ist »Kokarden« (DE 5, V. 91) als ›Schleife aus Bändern‹, da Rilke hier V. 89-91 (›[...] endlose Bänder, / schlingt und windet und neue aus ihnen / Schleifen erfindet, Rüschen, Blumen, Kokarden«) in ein Wort fasst, womit »Kokarden« eine neue Funktion erhält, ohne idiomatisiert zu werden.⁸⁷ Und zum Beispiel »Gröps« (DE 4, V. 80) wird nicht erläutert, weil das Wort dem Leser unbekannt sein könnte, sondern weil es eine ältere Form von ›Griebs‹ (Kerngehäuse des Obstes) ist und das Wort durch die Verwendung dieser (schon zu Rilkes Zeit) älteren Form eine bestimmte Funktion erhält und damit enigmatisiert wird,⁸⁸ wieder: ohne in den Bereich der Idiome vorzustoßen, wie es für andere Fälle, die mit der Sprachgeschichte eines Wortes zusammenhängen, vielleicht gegeben ist.

Damit möchte ich noch einmal auf die Unterscheidung zwischen zwei Formen der ›Enigmatisierung‹, die die Entscheidungsgrundlage für die Auswahl der zu erläutern- den Elemente bildet, eingehen. Erläutert werden die Worte oder Textstellen, die der *ersten* Enigmatisierung, wie sie oben im Konzept beschrieben wird, unterliegen.

Diese Unterscheidung und die damit verbundene Vorgehensweise ist aus zwei Gründen innovativ:

Erstens überwindet sie mit ihrer Verschiebung des »herkömmliche[n] Gegensatz[es] von Faktum (in einer Erläuterung) und Interpretation [...] zum Gegensatz zwischen zwei (letztlich nicht zu trennenden, aber pragmatisch für den Sachkommentar zu unterscheidenden) Arten der Interpretation«⁸⁹ das von Fuhrmann eingeführte⁹⁰ und von Martens erweiterte⁹¹ Begriffspaar der ›sekundären Dunkelheit‹⁹² (die keiner Inter-

87 Vgl. König (Anm. 25), S. 263.

88 Ebd., S. 257.

89 Ebd., S. 159.

90 Vgl. Fuhrmann 1985 (Anm. 29), S. 42-45, und Fuhrmann 1988 (Anm. 29), S. 10-12.

91 Vgl. Martens (Anm. 15), bes. S. 39-44.

92 Aufgrund eines aus verschiedenen Gründen möglicherweise bestehenden Wissensdefizits, beispielsweise durch zeitliche, kulturelle oder geistige Distanz – wie es Woesler ausdrückt (Anm. 12) –, Fakten betreffend, die *unabhängig* vom Werk bestehen.

pretation bedürfe) und der ›primären Dunkelheit‹⁹³ (die der Interpretation bedürfe) literarischer Texte, das zwar schon die Erkenntnis beinhaltet, dass es »Schwierigkeiten, die nicht durch Sachhinweise zu lösen sind«⁹⁴ sehr wohl gibt, aber eben einerseits (primäre) ›Dunkelheit‹ mit Mehrdeutigkeit oder (nicht nur initialer) Unverständlichkeit identifiziert und andererseits den Zugang zu den fakten- bzw. quellenbezogenen Elementen eines Textes, die für Fuhrmann und in erweiterter Form für Martens zur ›sekundären Dunkelheit‹ gehören, noch immer durch ›Gelehrtheit‹, also (scheinbares) Wissen, und nicht durch ›gelehrte Interpretation‹ schaffen will, da die Einsicht, »dass es im literarischen Werk kein Faktum außerhalb der Interpretation geben kann«,⁹⁵ bei Fuhrmann und auch Martens eben in dieser Konsequenz noch nicht besteht. Diese Einsicht aber ist zentral, denn während das unreflektierte Geben beispielsweise eines Lexikonartikels als Erläuterung zum scheinbar außerhalb des Werkes stehenden Faktum, also die ›Gelehrtheit‹, vom Werk wegführen kann, wird nur die die Umsetzung transparent machende Erläuterung, also eben die ›gelehrte Interpretation‹ bzw. die diese wiederum transparent machende Formulierung dem Werkcharakter als solchem gerecht, indem hier ›Nicht-ist-Zustände‹ der ›Fakten‹ den auch in der Forschung zum Sachkommentar überwiegend als problematisch angesehenen Formulierungen ›das meint eigentlich ...‹, ›das ist ...‹ usw. entgegengestellt werden.

Zweitens löst die Spaltung der ›primären Dunkelheit‹ (nun freilich nicht mehr als undurchdringlich, aber weiterhin als begründet durch die Konstitution der Werke als solcher aufgefasst), diese Erkenntnis über zwei verschiedene ›Nicht-ist-Zustände‹, in denen sich jedes Element, das prinzipiell erläuterungswürdig ist, sich befindet, zumindest potentiell und zumindest zum Teil ein Problem, das ›Erläuterungen‹ schon immer begleitet hat und das (neben dem Problem der Abhängigkeit von der Interpretation – wenn man es denn als Problem begreift) zu der Frage geführt hat, ob ein solcher Kommentar überhaupt Teil einer HKA sein oder ob er nicht vielleicht besser ausgelagert werden sollte,⁹⁶ um der ›Haltbarkeit‹ der Ausgabe als Ganzes zuträglich zu sein. Gemeint ist freilich das Problem der Aktualität bzw. des scheinbar frühen ›Verfallsdatums‹ von Erläuterungen aufgrund der sich ändernden Wissensstände in der Geschichte oder auch anders und allgemeiner aufgefasst: das Problem des Adressatenbezugs. Die Spaltung löst das Problem auf, indem sie vormalis der ›sekundären Dunkelheit‹ zugeordnete Elemente des Textes als bereits interpretierte begreift, sie also von einer ersten Enigmatisierung erfasst erkennt. So erzwingt sie eine Formulierung des Faktums in

93 Aufgrund der Grundkonstitution der literarischen Texte als ebensolche, wobei hier zunächst mit Fuhrmann etwas rhetorisch Bezwecktes, ein Verschweigen oder auch eine (bewusste) Abweichung von der ›Realität‹ bei der Beschreibung derselben gemeint ist, was bei ihm vor allem mit bestimmten Formen der Dichtung verbunden wird, wie etwa mit dem ›Rätselspruch‹ als eine der Urformen. Später dann, bei Martens, wird diese Art der ›Dunkelheit‹ wie oben beschrieben im Sinne der Negation einer Alltagssprache auf ganz unterschiedliche Formen poetischen Sprechens bezogen.

94 König (Anm. 25), S. 158.

95 Ebd., S. 159.

96 Vgl. Elisabeth Höpker-Herberg, Hans Zeller, Der Kommentar, ein integraler Bestandteil der historisch-kritischen Ausgabe?, in: editio 7, 1993, S. 51-61.

der ›Erläuterung‹ »innerhalb des Verstehens der Umdeutung des Faktums im Werk«.⁹⁷ Wenn »Auswahl und [vor allem] Formulierung«⁹⁸ aber nicht mehr von einem (sich ändernden) Wissenstand abhängig sind, ist auch der Nutzen der ›Erläuterungen‹ nicht mehr zeitlich und/oder an eine bestimmte Adressatengruppe gebunden. Einfach *mehr* über zum Beispiel Rudolf Kassner und sein Werk zu wissen, weil dies zu einer bestimmten Zeit oder in einem bestimmten Milieu gegeben war oder sein wird, ist nicht zwangsläufig dem Verständnis der ›Achten Elegie‹ zuträglich. Es geht darum, den *richtigen* Bezug zu erkennen und interpretierend, d. h. die Umsetzung im Werk nachvollziehend, zu begründen, um eine Verstehensgrundlage des literarischen Textes zu schaffen. Es geht letztlich um eine *objektive* Problematik, nämlich um das Erfassen des historischen Abstandes, den das Werk *selbst* schafft, bereits im Moment seines Entstehens; und ebendiese Aufgabe kann ein an der ersten Enigmatisierung orientierter Sachkommentar (für den Leser) leisten – und darin liegt dann der von den Leserhintergründen *unabhängige* Nutzen der ›Erläuterungen‹.

Als Innovation gegenüber der Kommentierungstradition und den bisherigen theoretischen Erwägungen, und zwar (akzeptiert man die zentrale Erkenntnis der prinzipiellen Fremdheit der literarischen Werke und vertritt man zudem keinen dogmatischen Pluralismus) als überzeugende, ist das Konzept Königs in jedem Falle tatsächlich zu bezeichnen, da es sich der Gefahren (aber auch Chancen!) einer ›Erläuterung‹, die sich aus dem sich notwendig aufgrund der Konstitution der literarischen Texte ergebenden Verhältnis von ›Erläuterung‹ und Interpretation ableiten lassen, als im Grunde einziges Konzept vollständig bewusst ist, diese aber nicht ignoriert oder – alternativ – davor kapituliert, sondern einen Umgang damit vorschlägt, der (1) den literarischen Werken als Kunst-Werken, aber (2) auch den Lesern (die der Freiheit der Werke und nicht derjenigen eines Kommentars folgen sollen und doch gleichzeitig das Bedürfnis haben, bestimmte Aspekte eben im Kommentar ›nachschiessen‹ zu können) angemessen und (3) zugleich praktikabel ist. So ist es auch in der Lage, die hermeneutische Verpflichtung zum Verständnis literarischer Texte, die schon Ricklefs ins Zentrum rückt – und die im Übrigen auch für Bollack zentral ist im Rahmen jeglicher philologischer Tätigkeit –,⁹⁹ im Rahmen der teils aufgrund vorsichtiger Abwägung selbst gesetzten, teils praktisch bedingten Grenzen einer Edition auch tatsächlich zu erfüllen.

(Tim Schünemann, Institut für Germanistik, Universität Osnabrück, Neuer Graben 40, 49069 Osnabrück; E-Mail: tim.schuenemann@uni-osnabrueck.de)

97 König (Anm. 25), S. 159.

98 Ebd., Einfügung durch mich.

99 Vgl. Bollack (Anm. 28), S. 1: »Die Aufgabe der Philologie ist es, zu einem richtigen Verständnis von Texten zu führen; sie ist somit von der Kunst der Auslegung nicht zu trennen. Jede weitere Perspektive auf Texte steht zur ersten in der Relation der Abhängigkeit.«

Das Schönste an Wörterbüchern sind ihre Geschichten.

Das einzige Exemplar des ältesten arabischen Wörterbuchs, das ›Kitāb al-‘Ain‹ des al-Ḥalīl ibn Aḥmad al-Farāhīdī (gest. um 791), soll nach dem Tod des Verfassers im Besitz eines seiner Schüler gewesen sein. Dieser hatte es bereits zur Hälfte auswendig gelernt, als seine Ehefrau das Buch in den Kamin warf, um ihn dafür zu bestrafen, dass er sich eine hübsche Nebenfrau genommen hatte. Als er den Inhalt noch einmal aus dem Gedächtnis niederschrieb – man sieht förmlich vor sich, wie fieberhaft er gearbeitet haben muss – geriet der Text gegen Ende hin immer fehlerhafter, da der Arme sich ja nicht alles hatte merken können. So lasse sich erklären, dass dieses Buch, dessen Verfasser als einer der brilliantesten Köpfe der arabischen Gelehrsamkeit gilt, doch nicht perfekt ist.¹

Ein anderes hochangesehenes Werk der Lexikografie, ›aṣ-Ṣiḥāḥ‹, blieb der Überlieferung zufolge deshalb unvollendet, weil sein Verfasser Ismā‘īl ibn Ḥammād al-Ġauharī (gest. um 1010) sich im Glauben, er könne fliegen, zwei Türflügel an die Arme band und so von einem Minarett hinunter in den Tod sprang. Jedenfalls erkläre dies, weshalb die Einträge nach dem Buchstaben *ḍād* von geringerer Qualität sind.²

Solche Anekdoten werden über Jahrhunderte in biographischen Lexika und wissenschaftsgeschichtlichen Werken wiederholt. Sie stehen beispielhaft für die methodischen Eigenheiten und praktischen Hürden der Wissenschaftsproduktion.³ Aber nicht nur *um* die Wörterbücher ranken sich Geschichten, sie sind auch selbst eine Fundgrube von Anekdoten. Wer von einem Lemma bloß eine Definition und ein paar abgeleitete Formen erwartet, wird überrascht sein. So erklärt der Ägypter Šihāb ad-Dīn al-Ḥafāḡī (gest. 1659) in seinem Lehnwörterbuch im Lemma *siġn* (›Gefängnis‹):

siġn: [Die Bedeutung des Wortes ist] bekannt. In der Zeit des Propheten und des Abū Bakr, ‘Umar und ‘Uṭmān [d. h. der ersten drei Kalifen] existierte das *siġn* nicht, sondern man wurde in der Moschee oder im Vorraum festgehalten, wenn es einen gab. Es wurde in der Zeit unseres *saiyids* ‘Alī eingeführt. Er war der Erste, der es im Islam einführte. Er nannte es *Nāfi‘*, es war nicht gesichert und die Insassen entkamen. Dann baute er ein weiteres und nannte es *Muḥaiyis*, mit *ḥā’* und

1 Die Anekdote findet sich in Ibn al-Mu‘tazz’ (gest. 908), *Tabaqāt aš-šū‘arā*, hg. von ‘Abd as-Sattār Aḥmad Farrāġ, Kairo: Dār al-Ma‘ārif 1981, S. 97-98 und wird in vielen weiteren biographischen Lexika reproduziert sowie von Edward William Lane im Vorwort zu *Madd al-Qāmūs, An Arabic-English Lexicon*, Bd. 1, London: Williams and Norgate 1863, S. xiii erwähnt.

2 Diese Anekdote erwähnt u. a. Tašköprüzāde (gest. 1621), *Miftāḥ al-sa‘āda wa-miṣbāḥ as-siyāda fī maudū‘āt al-‘ulūm*, Beirut: Dār al-kutub al-‘ilmiya 1985, S. 114.

3 Siehe zur kultur- und wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung dieser »plots« auch Beatrice Gruendler, *The Rise of the Arabic Book*, Cambridge, Mass., London: Harvard Univ. Press 2020, S. 29-32.

einem verdoppelten *yā'*, mit a und i vokalisiert, und sagte darüber (im *rağaz*-Metrum):

Nach Nāfi' errichtete ich Muḥaiyis
mit schwerem, sich'rem, schlauem Tor
Schau doch, wie schlau und wie schick!

Und ich erwähne es hier, weil diese Wörter nach der ersten Zeit eingeführt wurden.⁴

Al-Ḥafāğī nennt sein Wörterbuch >Šifā' al-ğalīl fi mā fi kalām al-'arab min ad-daḥīl <, »Der Durstlöcher auf dem Gebiet der arabischen Fremdwörter«, wobei er unter *daḥīl* (in etwa »eindringlich«) auch Neologismen und Jargon versteht. Als Vorlage für sein Werk nennt er explizit das Lehnwörterbuch des Abū Maṣṣūr al-Ğawālīqī (gest. 1144); al-Ḥafāğīs Verständnis von Fremdwörtern ist im Vergleich dazu aber ein ganz neues.

Wie man dem zitierten Eintrag entnehmen kann, sind arabische Wörterbücher nicht nur sprachwissenschaftliche Kompendien, sondern auch Unterhaltungsliteratur, eine Gattung, die in der arabischen Geistesgeschichte mit *adab* bezeichnet wird und in der Allgemeinbildung und gutes Benehmen eng verknüpft sind. Der Lexikograf hält es im oben zitierten Eintrag nicht einmal für notwendig, das zu besprechende Wort zu erklären: Das bis heute gängige arabische Wort *siğn* für Gefängnis wird als bekannt (*ma'rūf*, in Wörterbüchern häufig mit dem Buchstaben *mim* abgekürzt) vorausgesetzt. Er konzentriert sich stattdessen auf anekdotisches Wissen, das in diesem Lehnwörterbuch die Funktion einer Etymologie erfüllt, und illustriert die Anekdote mit einem Vers, der kein Belegvers im eigentlichen Sinne ist, da er nicht das zu belegende Wort enthält und den Eintrag sogar um zwei Neologismen erweitert. Was das Wort *siğn*, das sogar im Koran vorkommt,⁵ in einem Lehnwörterbuch verloren hat, erklärt al-Ḥafāğī zum Schluss des Eintrags: Es wurde erst (wenn auch nur kurze Zeit) nach dem Aufkommen des Islam eingeführt. Die Frage, was als Lehnwort gilt, wurde seit den Anfängen philologischer Aktivität kontrovers diskutiert. Diese Debatte schlägt sich nicht nur in Lehnwörterbüchern, sondern auch in den Lexika nieder, welche die gesamte Sprache zu fassen versuchen.

4 Šihāb ad-Dīn Aḥmad ibn Muḥammad al-Ḥafāğī, *Šifā' al-ğalīl fi-mā fi kalām al-'Arab min al-daḥīl*, hg. von Muḥammad Kaššāš, Beirut: Dār al-kutub al-'ilmiya 1997, S. 170:

يَجْن: مٌ ولم يكن في زمن النبي ﷺ وأبي بكر وعمر وعثمان رضي الله تعالى عنهم يجن، وكان يجبس في المسجد أو في الدهليز حيث أمكن. فلما كان زمن سيدنا علي رضي الله عنه أحدث السجن. وكان أول من أحدثه في الإسلام وسماه نافعاً، ولم يكن حبسنا فانقلبت الناس منه، فبني آخر وسماه مخبساً بالخاء المعجمة والياء المشددة فتحا وكسرا وقال فيه [من الرجز]:
بَرَّلت بعد نافعٍ مخبساً باباً شديداً وأميناً كبساً
ألا تراني كبساً مكبساً

وإنما ذكرته هنا؛ لأن هذه الأسماء حدثت بعد العصر الأول.

5 Das Wort *siğn* und das Verb von dieser Wurzel kommen in *Sūrat Yūsuf* (Q 12) vor, in der die Geschichte Josephs erzählt wird. Das scheinbar wurzelverwandte Wort *siğğim* hingegen kommt zweimal in *Sūrat al-Mutatiffin* (Q 83:7 und 8) vor; siehe dazu weiter unten.

1. Zwei Phasen der arabischen Lexikografie

Es verwundert vielleicht nicht, dass der Verfasser eines Lehnwörterbuchs einen anderen Ansatz verfolgt als der Autor eines umfassenden Lexikons. Wenn wir den oben zitierten Eintrag mit demselben Lemma im >Kitāb al-‘Ain<, dem ältesten arabischen Wörterbuch, vergleichen, fällt jedoch auf, wie stark sich Inhalt und Schwerpunktsetzung unterscheiden:

as-siġn: das Hafthaus, und *as-saġn*: die Haft; *as-siġn* ist das Haus, in dem *as-siġġīn* festgehalten wird, einer der Namen für die Hölle.⁶

Der Verweis auf *as-siġġīn*, einen Begriff, der in Koran und Hadith (Berichten über Aussagen und Handlungen des Propheten Muḥammad) vorkommt, dient also zunächst dem besseren Verständnis dieser Quellen: Das Lexikon vermittelt nicht nur lexikalisches, sondern auch exegetisches Wissen.

Knapp zwei Jahrhunderte später setzt al-Ġauharī, der Lexikograf, der glaubte, er könne fliegen, in >aṣ-Ṣiḥāḥ< wieder andere methodische Schwerpunkte:

as-siġn: die Haft, und *as-saġn*, mit a vokalisiert, ist das Verbalsubstantiv. *saġanahu – yasġunuhu*: er nahm ihn gefangen. Ein Schlag, der *siġġīn* ist, bedeutet »schwer«. Ibn Muqbil sagte:

Männer, die die Vorhut zur Seite schlagen

einen Schlag, wie sie Helden anwenden, schwer (*siġġīn*)

siġġīn: Ort, an dem sich das Buch der Sittenlosen befindet. Ibn ‘Abbās sagte: »und ihre Register«. Abū ‘Ubaida sagte: »*Siġġīn* ist die *fi‘īl*-Form von *siġn*, wie *fissīq* (>frevlerisch<) von *fisq*.«⁷

Definitionen werden mit den Namen bekannter Gewährsmänner versehen: Ibn ‘Abbās (gest. ca. 688) war ein Gefährte des Propheten Muḥammad, Abū ‘Ubaida (gest. 825) einer der frühesten Koranexegeten, Ibn Muqbil (gest. nach 689) einer der bekanntesten Dichter aus frühislamischer Zeit. Solche Verse und Aussagen dienen als Belege für die tatsächliche, korrekte Verwendung eines Wortes, die al-Ġauharī sich bereits mit dem Titel seines Wörterbuchs auf die Fahne geschrieben hat: >Tāġ al-luġa wa-ṣiḥāḥ al-‘Arabīya< (kurz >aṣ-Ṣiḥāḥ<) bedeutet >die Krone der Sprache und die richtigen Verwendungen des Arabischen<. Er habe sein Material nicht nur durch

6 Abū ‘Abd ar-Raḥmān Ḥalīl ibn Aḥmad al-Farāhīdī, Kitāb al-‘Ain, hg. von Mahdī al-Maḥzūmī und Ibrāhīm as-Sāmarrā’ī, Bd. 6, Bagdad: Dār ar-rashīd 1980, s. r. *s-g-m*, S. 56:

سَجْنٌ: السَّجْنُ المَحْبَسُ، والسَّجْنُ الحَبْسُ، والسَّجْنُ البَيْتُ الَّذِي يَحْبَسُ فِيهِ السَّجِينُ: مِنْ أَسْمَاءِ جِهَنَّمَ.

7 Abū Naṣr Ismā‘īl Ibn Ḥammād al-Ġauharī, Tāġ al-luġa wa-ṣiḥāḥ al-‘Arabīya, hg. von Aḥmad ‘Abd al-Gafūr ‘Aṭṭār, Bd. 4, Kairo: Dār al-kitāb al-‘Arabī bi-Miṣr² 1956, s. v. *as-siġn*, S. 2133:

السَّجْنُ: الحَبْسُ. وَالسَّجْنُ بِالْفَتْحِ الْمَصْدَرُ. وَقَدْ سَجَّنَهُ: حَبَسَهُ. وَضَرِبَ سَجِينًا أَيَّ شَدِيدًا. قَالَ ابْنُ مَقْبِلٍ:
وَرَجُلَةٌ يَضْرِبُونَ الْهَمَّ عَنْ عَرُوضٍ ضَرْبًا تَوَاصَّتْ بِهِ الْأَبْطَالُ يَسْجِنُونَا

وَيَسْجِنُونَ: مَوْضِعٌ فِيهِ كِتَابُ الْفِتْجَارِ. قَالَ ابْنُ عَبَّاسٍ رَضِيَ اللَّهُ عَنْهُمَا: وَدَوَّوْنَهُمْ. قَالَ أَبُو عَيْدَةَ: هُوَ فِعْلٌ مِنَ السَّجْنِ كَالْفَسِّيقِ مِنَ الْفَسْقِ.

Überlieferung und Unterricht bei den Sprachgelehrten, sondern auch im persönlichen Gespräch mit sprachlich unverdorbenen Beduinen gesammelt.⁸

Die frühe Geschichte der arabischen Lexikografie ist eine des Aufbaus, des Sichfindens. Diese formative Zeit zeichnet sich durch das Sammeln (*ğam'*) der aufzunehmenden Wörter und die Bestimmung der richtigen Anordnung (*wad'*, *tartīb*) dieser Wörter aus.⁹ Die Lexikografen einigen sich darauf, dass die Sprache des Korans, des Hadith und der frühen Dichtung und Prosa zusammen die *ʿArabīya* bilden, die korrekte arabische Sprache, die es zu bewahren gilt, da der Sprachwandel – von den Philologen als Sprachverfall (*fasād al-luġa*) verstanden – bereits zu Zeiten des Propheten eingesetzt habe. Ziel der frühen Lexikografen ist es also, diese Sprache in Wörterbüchern, vorzugsweise mit Belegen aus der Dichtung, zu sammeln. Im Zweifelsfall werden Beduinen (von ar. *badawī*, wörtlich »Wüstenbewohner«) befragt, deren Sprache noch nicht durch den Einfluss von Fremdsprachen in den Städten korrumpiert wurde: Die moderne Linguistik würde dies wertfrei als »Sprachkontakt« bezeichnen. Abgesehen von den Schwierigkeiten, die im Falle des Arabischen die Entfernung zwischen der Prestigesprache und den gängigen Dialekten mit sich brachte, waren viele berühmte arabische Philologen keine Muttersprachler des Arabischen, sondern Perser oder Sprecher einer Turksprache: Al-Ġauharī stammte beispielsweise aus Fārāb im heutigen Kasachstan.

Bis ins 11. Jahrhundert setzt sich diese Praxis der philologischen »Feldstudien« fort, bei der Sprachforscher in die Wüste ziehen, um Muttersprachler zu befragen. Über die Methodik der Lexikografie besteht also Einigkeit, über die Details streiten sich die Gelehrten, insbesondere über die Frage, in welcher Anordnung die zusammengetragenen Wörter nun erscheinen sollen. Al-Ḥalīl, der Verfasser des »Kitāb al-ʿAin«, hatte sich für eine Reihenfolge der Buchstaben nach phonetischen Kriterien entschieden: Der Buchstabe *ʿain*, der tief unten im Rachen gebildet wird, sollte zuerst kommen, kontinuierlich nach vorne schreitend gefolgt vom *ḥā'*, *bā'*, *ḫā'* usw. Obwohl diese Anordnung bis ins 12. Jahrhundert Nachahmer findet, setzt sich die alphabetische Reihenfolge des »Ṣiḥāḥ« durch, bei der jedoch der *letzte* Buchstabe eines jeden Wortes die Anordnung bestimmt, vermutlich, weil die Dichtung – in der Gesellschaft wie in den Wörterbüchern – eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt und die Lexika bei der Suche nach Reimwörtern unterstützen sollten.

In nachformativer Zeit, grob gesagt ab dem 13. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, erhält die arabische Lexikografie einen anderen Charakter: Sie oszilliert nun zwischen dem Wunsch einzugrenzen, zu schließen und dem Bedürfnis zu öffnen, hineinzulassen, in einer Wellenbewegung von philologischer Aktivität, die immer die

8 *Al-ʿArab al-ʿarība* bezeichnet »die reinen Araber«, siehe Kitāb al-ʿAin, s. r. *ʿ-r-b*. Zur Konstruktion des Begriffes »Araber« siehe Peter Webb, *Imagining the Arabs: Arab Identity and the Rise of Islam*, Edinburgh: Edinburgh Univ. Press 2016.

9 Eine ausführliche Darstellung der Geschichte der arabischen Lexikografie mit Schwerpunkt auf der »klassischen« Zeit bietet Ramzi Baalbaki, *The Arabic Lexicographical Tradition. From the Second/Eighth Century to the Twelfth/Eighteenth Century*, Leiden: Brill 2014.

Auseinandersetzung sucht, weil sich die kritische Beschäftigung mit der Tradition als Voraussetzung dafür erwiesen hat, als Autor überleben zu können.

Ich spreche bewusst von einer »formativen« und einer »nachformativen« Zeit, eine von Thomas Bauer vorgeschlagene Einteilung,¹⁰ die sich mit dem wachsenden Interesse der Forschung an letzterem Zeitraum durchzusetzen scheint, weil die zunehmende Erschließung der Texte nahelegt, dass die nachformative Zeit nicht als »nachklassisch« oder gar als Zeit des Verfalls, sondern vielmehr als eine Summe von unterschiedlichen Bewegungen betrachtet werden sollte, die ihre eigenen Gattungen und Methoden etablierten und perfektionierten.¹¹ Philologische Praktiken zwischen dem 13. und 19. Jahrhundert als Abklatsch einer klassischen Zeit zu bewerten, weil sie allesamt auf Werken der formativen Zeit aufbauen, tut ihnen Unrecht und, was viel schlimmer ist, beraubt uns womöglich der Neugierde, uns mit ihnen auseinanderzusetzen.

Dieser Beitrag möchte am Beispiel der arabischen Lexikografie zeigen, wie in der arabischen Literatur das vorhandene Material und die Rahmenbedingungen der Tradition nicht als Zwangsjacke, sondern als Ausgangspunkt für neue Erkundungen fungieren.

2. >Al-Qāmūs< und die Folgen

Al-Ġauharī war wohl der letzte Lexikograf, der von seinem Werk behaupten konnte, er habe die Richtigkeit im Gespräch mit Muttersprachlern überprüft. Spätere Wörterbücher bauen auf dem bereits vorhandenen Material auf und es stellt sich mitunter die Frage, warum ihre Verfasser die Notwendigkeit sahen, weitere Lexika zusammenzustellen. Diese Frage lässt sich zum einen mit Blick auf die Formate der Wörterbücher beantworten: In Lexika der nachformativen Zeit finden wir Auszüge, Berichtigungen, alternative Anordnungen oder Zusammenstellungen von früheren Werken. Zum anderen werden Grundsatzfragen neu bewertet: nicht nur die nach der richtigen Zuordnung der Wurzeln oder der Etymologie einzelner Wörter, sondern auch die Frage, ob ein bestimmtes Lemma überhaupt zur *ʿArabīya* gehört und nicht eher ein Fremdwort oder ein Fehler ist, der sich eingeschlichen hat.

Das unscheinbare Lemma *siġn* kann stellvertretend für nahezu das gesamte Korpus stehen: Zunächst unumstrittene Wörter werden aus einem neuen Blickwinkel

10 Siehe Thomas Bauer, *Warum es kein islamisches Mittelalter gab: das Erbe der Antike und der Orient*, München: C.H. Beck 2018.

11 Beispiele für eine Neubewertung der »nachklassischen« Zeit finden sich in der Arabistik und Islamwissenschaft in neueren Untersuchungen, u. a. von Thomas Bauer zur arabischen Literatur, Asad Q. Ahmed und Cornelis van Lit zur Philosophie, Guy Burak zur islamischen Rechtswissenschaft sowie Garrett Davidson und Joel Blecher zur Hadithwissenschaft. In der Osmanistik wird das »decline paradigm« ebenfalls schon länger in Frage gestellt: siehe beispielhaft Dana Sajdi, *Decline, its Discontents and Ottoman Cultural History: By Way of Introduction*, in: *Ottoman Tulips, Ottoman Coffee. Leisure and Lifestyle in the Eighteenth Century*, hg. von ders., London, New York: I. B. Tauris 2014, S. 1-40.

betrachtet, mit morphologischen Varianten ergänzt oder mit Anekdoten und Wissenswertem versehen. Auch werden ganze Wörterbücher in Frage gestellt: Als im 14. Jahrhundert Mağd ad-Dīn al-Firūzābādī (gest. 1415) ›al-Qāmūs al-muḥīṭ‹ (›der allumfassende Ozean‹) zusammenstellt, basiert sein Material auf dem Inhalt zweier früherer Wörterbücher, was zu jenem Zeitpunkt keine neuartige Praxis ist. Was ihm allerdings zu nachhaltigem Ruhm verhilft, ist die in der Einleitung ausgesprochene Kritik an al-Ġauharī, dem »die Hälfte der Sprache entgangen« sei – eine Kritik, die al-Firūzābādī im Wörterbuch selbst illustriert, indem er die Stichwörter, die vom Autor des ›Şihāḥ‹ angeblich übersehen wurden, mit roter Tinte auszeichnet, so dass sie auf jedem Blatt der Handschrift sofort ins Auge springen (siehe Abbildung).¹² Trotz oder gerade wegen der Kontroverse, die dieses Vorgehen auslöst, erlangt das Werk enorme Popularität und das Wort *qāmūs* sogar die allgemeine Bedeutung von »Wörterbuch«, die es bis heute hat.

Diese Kontroverse spiegelt sich in zahlreichen, meist kürzeren Abhandlungen, die sich mit der Frage befassen, welches der beiden Wörterbücher – ›Qāmūs‹ oder ›Şihāḥ‹ – nun den Vorzug verdiene.¹³ Die Debatte hinterlässt auch Spuren in anderen Literaturgattungen. Wenn man bedenkt, dass in nachformativer Zeit der Kommentar die bevorzugte Form für die Auseinandersetzung mit autoritativen Texten ist und dass die überwältigende Mehrheit der Kommentatoren, unabhängig von der jeweiligen Disziplin, zunächst versucht, das zu kommentierende Lemma *sprachlich* einzugrenzen, bevor eine syntaktische Erklärung und anschließend eine interpretative Leistung vorgenommen wird, erstaunt es nicht, dass wir die Parteinahme für oder gegen ein bestimmtes Wörterbuch auch in juristischen, philosophischen oder literarischen Kommentaren erläutern finden.

Weitere wichtige Eingriffe, die al-Firūzābādī mit ›al-Qāmūs al-muḥīṭ‹ vornimmt, sind das Streichen der Belegverse seiner Vorlagen und die systematische Einführung von Abkürzungen, so dass ein kompaktes Wörterbuch entsteht, das sich leicht kopieren lässt. Das Lemma *s-ğ-n* ist kaum länger als das im ›Şihāḥ‹, es liefert aber viel mehr Daten:

sağanabu: er nahm ihn gefangen; *sağana* die Besorgtheit: er zeigte sie nicht.

as-siğn, mit *i* vokalisiert: das Hafthaus; dessen Vorsteher ist *sağğān*.

as-sağğīn ist gleich *al-masğūn* [›der Gefangene‹], Pl.: *suğānāʾ* und *sağnā*, und sie [d. h., feminin]: *sağğīn* und *sağğīna* und *masğūna*, von *sağnā* und *sağğīn*, und [vokalisiert] wie *sikkīn* [bedeutet es] »das Andauernde«, und »schwer«, und O. [= Ort], an dem sich das Buch der Sittenlosen befindet, und ein Tal in der Hölle, Gott beschütze uns vor ihr; oder ein Stein in der siebten Erde; und »öffentlich«;

12 Eine neuere Studie zu den genauen Kritikpunkten des al-Firūzābādī findet sich in ‘Amir Bāhir Asamīr al-Ḥiyālī, *Abḥāt fi l-muğamiya al-‘arabiya*, Beirut: ad-Dār al-‘arabiya li-l-mausū‘āt 2015, S. 7-76.

13 Die Listen in Muḥammad ‘Abd al-Ġafūr ‘Attār, *Muqaddamat aṣ-Şihāḥ*, Kairo: Dār al-kitāb al-‘arabī bi-Miṣr 1956, S. 176 und Sukaina Bint ‘Abdallāh ibn Aḥmad al-Kuḥlānī, *Kitāb ad-Durr al-laḳīṭ fi aḡlāṭ al-Qāmūs al-muḥīṭ*, ta’lif Muḥammad Ibn Muṣṭafā Dāwūdżāda, MA-Arbeit, Mekka: Umm al-Qura Univ. 1997 lassen sich mit der größeren Verfügbarkeit von (digitalisierten) Handschriften heute noch erweitern.

زمنون ورومي ويذرونه بمحكمة ابي زمان وان من اقلية الزمان وزمان بالكسر والشد
 حد للفتد الزماني واسم الفتد سهل بن شيبان بن ربيعة بن زمان بن مالك بن صحب بن علي
 ابن كعب بن ابل وقول الجوهري زمان بن نهم اللبس ومنهم عبد الله بن محمد التالبي واسم عبد
 ابن عباد ومحمد بن يحيى بن قياض السديان الزمانيون وكسابة وزيون بن المنذر بن حريك
 ابن زمانه واحمر بن ابراهيم زمانة محمدان **زَن** حَصْبُهُ بَيْسٌ وَفَلَانٌ نَخْرٌ او شِبْرٌ
 فُلَانٌ بِهِ كَانَتْهُ وَاَزْ نَسْتَهُ بِكَذَا تَمَّتْ بِهِ وَمَاءٌ وَمِيَاهٌ زَنْ مَحْكُوتَةٌ قَلِيلٌ ضَرَفٌ
 او ظَنُونٌ لا يَدْرِي بَأَخِي مَا امْرَاؤُنْ بِالْكَسْرِ الْمَائِنُ او الدوسر والترتين مداومة اكله
 وكثير من كعب بطن محمود بن زنون وحفظه زنة بالكسر جلاب العدي والز ناخي
 كز بائي شبه الخطاط يقع من الوفاء الايل وظل زمان كسحاب وذا قصر ودريل زماناف
 يعني نفسه لاهلها ووزنة القز زنة منه سحر بن محمد بن غارم بالمجده او هو زنة لادن
 زنة و ابو حامد احمد بن موسى بن سعيد الجعاني ومحمد بن محمد بن علي بن موالد النهر **الزُون**
 بالضم الصنم وما يتخذ ويوجد كالرجل العنصر ويغفر والموضع يحسم الاستداهه ونسب
 وزون وكثرت العنصر وهي بها والوزان مشكته الزاي والزونة بالضم الزينة والماء العال
 ولازان النشمه وصبة او ابن زون كزير نفسه اسكندرا في **الزُون** بالكسر ما يتزين به
 كالزاي كتاب وواد وبلا الاعد الحسن بن محمد الحسن بن محمد بن الحسن بن الحسن بن
 احمد بن بن مولى الزينة او مولى كزير الجع عسرة واد الزينة ح قريب عنك وزينة بنسب النعمان
 كدرت والزينة صدق الشيخ الزوان وزانته وازانه وزينه وازينه فنزله هو وازان
 وازين وازيان وازين وزين بن شعيب الشافعي ومنصور بن محمد بن زمان كشاد محمدان
 والطا فلا بو عبد الله بن واصل بن محمدان كوزين زين الزيني هو ابو عبد الله بن سفيان الزيني
 ورويان بجابه وازانته الفضة وقمران حسن ولده زان من زينة **فصل السون**
 السون محكة بفتحها منها الشباب السونية هي القسه وهي من حربي وفيها
 امثال الأتوح واسين واد على امسها وابوجعفر وحمد بن اسمعيل السمينان محمدان
 وسعينة بالكسر ونعم البيا والنون لسة في سيعته والاسبان المقام الزمان **الاستن**
 والاستان اصول السح البالية واحدها استنه اولاستن سحر فيشوا في مناسبه فاذا نظر
 الناظر اليه شبهه بشخص الناس واستن دخل في السنة قلب استن ولاستان بالضم
 اربعه كور سغداد عالي واعلى ووسط واسفل من اعداهه الله بن عبد الصمد الاستاني
سجنت ح حبسه واهم له بنده والسج بالكسر الجبس وصاحبه سجبان والسجج المحجون
 سجتنا وسجتنا وسجج
 فيه خمار الفجار وواد في جهمنا اذنا اسم منها او سحر في الازر السابعة والعلانية والسلمين
 من الخيل وسجج تسجج شقعه للضال جعلها سلبتنا **السحرة** والسحرة والسحرة
 لير البسمة والذرة والربو وجالفر سحرة حسن الحال وهي بالبحر حسن
 المال وساحته نظر الى سحانه والمساحة الملاقة وحسن الحظاطه والمعاشرة والمكثسة
 الصلوة التي تكسر بها الحجارة وسجج كتمه ذلك الخفة حتى تلين الحجر كسره في سحنه
 بالكسر اي كسره ودم سحج بالفتح اي يورجس كتمه سحنه وقرب مهدان والمساحن حجارة
 الذهب والفضة وحجارة رقاق يرمى بالهديد **السحج** بالضم الحار حتى مثلته سحوة
 وسحنه وسحنا بضمهم سحانه وسحنا محكتهن واخذته وسحنه وماء سحج كامة سكين
 ومسطح وسحنا حتى بالضم ولا فاعل يدرجها وروجر سحج وسحنا وسحج وسحج وسحنا

Ein Folium aus >al-Qāmūs al-muḥīṭ<: ab der Mitte steht der Anfang des Abschnitts *sin* im Kapitel *nūn*, wo als drittes Lemma *saḡanahu* aufgeführt ist. Das erste Lemma dieses Abschnitts (sowie ein weiteres etwas oberhalb) ist in roter Tinte geschrieben, um zu markieren, dass es eine Ergänzung zu al-Ġauharī's >aṣ-Ṣiḡḡaḥ< darstellt. Ebenfalls rot sind die Abkürzungen, die der Autor verwendet, wie *gīm* (*ġam'*) für Plural und *'ain* (*mauḍi'*) für Ort.

Staatsbibliothek zu Berlin – PK, Ms. or. quart. 520, f. 505a. Abschrift hergestellt in Dschidda in den Jahren 1685-1687. <http://resolver.staatsbibliothek-berlin.de/SBB00005B1200001001>

siltin von der Palme; *sağğānahu tasğīnan*: er spaltete es; *sağğāna* die Palme: er machte sie zu *siltin*.¹⁴

Die Abkürzung der Worte »Plural« und »Ort«, die Verwendung von »sie« (*hiya*) statt »Feminin« (*al-untā*), die Aufzählung von morphologischen Formen ohne weitere Diskussion sowie die abschließende Aneinanderreihung obskurer weiterer Bedeutungen der Wurzel *s-g-n* machen das Wörterbuch sowohl sehr kompakt als auch sehr umfassend. Auffällig ist auch die Erwähnung einer metaphorischen Verwendung des Verbes *sağāna* an zweiter Stelle im Lemma. Wann immer der Autor trotz der angestrebten *brevitas* doch weit ausholt, lässt sich vermuten, dass er die Information für besonders wichtig hält oder eine bestehende Debatte entscheiden möchte. Ein Blick in eine andere Literaturgattung bestätigt diese Vermutung. Während der Korankommentar des Muḥammad aṭ-Ṭabarī (gest. 923) für das Wort *siğğīn* sowohl die Bedeutung »die siebte Unterwelt« als auch »das geschriebene Buch« liefert, legt Maḥmūd az-Zamaḥṣārī (gest. 1144) sich auf das Buch fest; al-Baiḍāwī (gest. um 1290) nennt beide Möglichkeiten. Für den Verfasser des >Qāmūs< ist *siğğīn* ein Ort, nicht das Buch selbst.¹⁵

Die weite Verbreitung des >Qāmūs< zeigt sich heute an den vielen Exemplaren, die sich in Handschriftensammlungen auf der ganzen Welt finden. Diese hat es wohl nicht zuletzt seiner praktischen Größe zu verdanken. In nachformativer Zeit populäre Bildungshandbücher wie >Miftāḥ as-saʿāda wa-miṣbāḥ as-siyāda fī maudūʿāt al-ʿulūm< (»Der Schlüssel zur Glückseligkeit und die Lampe zur Herrschaft in den Themen der Wissenschaften«) des türkischen Historikers Ṭaşköprüzāde Aḥmed Efendi (gest. 1561) zählen die wichtigen Werke jeder Disziplin auf und ordnen diese nach Umfang ein: Das kürzeste, der *muhtaṣar* (»Exzerpt«), bietet einen stark verkürzten Zugang zum Wissen, für den es die Anleitung eines Lehrers braucht – mit seinen knappen Formulierungen und fehlenden Erläuterungen durch Zitate aus der Dichtung ist >al-Qāmūs al-muḥīṭ< gewiss kein Anfängerlexikon, sondern ein Referenzwerk, das nur mit der Hilfe von Sprachgelehrten erschlossen werden kann.

Das sieht auch Muḥammad Murtaḍā az-Zabīdī (gest. 1790) ein, der, aus Indien stammend, im Kairo des 18. Jahrhunderts als Universalgelehrter berühmt wird.¹⁶ Die Eingrenzung des lexikalischen Wissens in einem handlichen, aber hermetischen Format, die al-Fīrūzābādī erreicht hat, macht az-Zabīdī wieder rückgängig, indem er ei-

14 Mağd ad-Din Abu ṭ-Ṭāhir Muḥammad ibn Yaʿqūb al-Fīrūzābādī, *al-Qāmūs al-muḥīṭ*, 4 Bde., Kairo: Mustafā l-Bābī al-ḥalabī 1952, s. r. *s-g-n*:

تَحِيَّةٌ: حَبْسُهُ، وَتَحِيَّةٌ لَهُمْ: لَمْ يَبْنِهِ. وَالسَّجْنُ بِالْكَسْرِ: الْمَحْبُوسُ. وَصَاحِبُهُ: تَحِيَّانٌ. وَالسَّجْنُ: الْمَسْجُونُ، ح: تَحِيَّاءٌ وَتَحِيَّةٌ، وَهِيَ: تَحِيَّةٌ وَتَحِيَّةٌ وَمَسْجُونَةٌ، مِنْ تَحِيَّةٍ وَتَحِيَّاتٍ وَكَسْكِينٍ: الدَّائِمُ وَالشَّدِيدُ، وَع فِيهِ كِبَابُ الْفَجَارِ، وَوَادٌ فِي جَهَنَّمَ أَعَاذَنَا اللَّهُ تَعَالَى مِنْهَا، أَوْ حَجْرٌ فِي الْأَرْضِ السَّابِعَةِ، وَالْعَلَابِيَّةُ، وَالسَّلْتَيْنِ مِنَ التَّخْلِ. وَتَحِيَّةٌ تَسْجِينًا: شَقَقَهُ، وَتَحِيَّةٌ مِنَ التَّخْلِ: جَعَلَهَا سَلْتَيْنًا.

15 Siehe Muḥammad ibn Garīr aṭ-Ṭabarī, *Tafsīr aṭ-Ṭabarī min kitābihi Gāmiʿ al-bayān ʿan taʾwīl āy al-Qurʿān*, s. v. Q 83:7; Maḥmūd az-Zamaḥṣārī, *al-Kaṣṣaf ʿan ḥaqāʾiq gawāmiḍ at-tanzil al-uyūn fī wuḡūh at-taʾwīl*, s. v. Q 83:7; Abdallāh ibn ʿUmar al-Baiḍāwī, *Anwār at-tanzil wa-asrār at-taʾwīl*, s. v. Q 83:7.

16 Siehe zu az-Zabīdī ausführlich Stefan Reichmuth, *The World of Murtaḍā al-Zabīdī (1731-91). Life, Networks and Writings*, Oxford: Gibb Memorial Trust 2009.

nen Kommentar zum >Qāmūs< abfasst, der jedes einzelne Wort des Grundtextes in den Kommentartext einfließen lässt, so dass ein ganz neues Werk entsteht: >Tāğ al-‘arūs min ġawāhir al-Qāmūs<, »Die Krone der Braut aus den Edelsteinen des Ozeans/>Qāmūs<«. Ausgehend von der stichwortartigen Struktur der Lemmata des >Qāmūs< schöpft az-Zabīdī aus allen Quellen, die ihm zur Verfügung stehen, um Erklärungen und Zitate zu ergänzen, die al-Firūzābādī ausgelassen hatte, und fügt am Ende eines jeden Lemmas noch eigene Ergänzungen (*mustadrak*) hinzu. Für die Wurzel *s-ġ-n* bedeutet das, dass wir nicht nur endlich erfahren, was es mit *siltīn* auf sich hat,¹⁷ dem Wort, das al-Firūzābādī nicht weiter erklärt hatte, sondern auch mehr über das ominöse *siġġīn* lesen (der Grundtext des >Qāmūs< ist fett gedruckt):

... O., in dem sich das Buch der Sittenlosen befindet, und Ibn ‘Abbās sagte: »und ihre Register«, so wie es im >Ṣiḥāḥ< steht. Abū ‘Ubaida sagte: »und das ist die *fi‘‘il*-Form von *as-siġn*, wie *al-fissiq* von *al-fisq*, und daher kommt das Wort Gottes: »Nein, das Buch der Sittenlosen ist wahrlich im Siġġīn« und Ibn ‘Arafa sagte: »Es ist die *fi‘‘il*-Form von *saġantu*«, d. h., es ist für sie festgehalten, damit sie mit dem, was darin ist, bestraft werden.

Und man sagt: ein Tal in der Hölle, Gott beschütze uns vor ihr, und al-Baidāwī urteilte in [seiner Erklärung der Sure] *Hūd*, es sei die Hölle selbst, und Ibn al-Aṭīr sagte: »es ist ein Eigenname für das [Höllens]Feuer« ...¹⁸

Dieser kleine Ausschnitt des Lemmas zeigt, wie groß der Abstand zwischen den einzelnen Elementen des Grundtextes ist, wie viel der Kommentator an Erläuterungen hinzufügt, unter anderem mit Material aus >aṣ-Ṣiḥāḥ<, das al-Firūzābādī ja gerade gestrichen hatte, und auch wie az-Zabīdī den Text des >Qāmūs< aufspaltet und manipuliert, um weitere Erklärungen zu ermöglichen, wie hier zum Beispiel mit »man sagt« nach dem »und« des Grundtextes. Az-Zabīdī beschließt dieses wie auch viele andere Lemmata mit der Aufzählung von Ortsnamen, die dieser Wurzel zugeordnet werden können; anschließend erwähnt er Gelehrte, die aus diesem Ort stammen und die er in vielen Fällen persönlich kennt. Das Wörterbuch bekommt durch diese Zusätze den Charakter einer Enzyklopädie.

Ob diese Bearbeitung al-Firūzābādī gefallen hätte, lässt sich schwer sagen; fest steht, dass sie Edward William Lane gefiel, der um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Kairo eine Handschrift des >Tāğ al-‘arūs< fand und sein >Arabic-English Lexicon< als nahezu wörtliche Übersetzung dieses monumentalen Wörterbuchs konzipierte.

17 »*Siltīn* ist das, was in die Wurzeln der Palme gegraben wird und das Wasser hinführt, wenn das Wasser sie nicht erreicht [...] *siltīn* ist kein arabisches Wort.« Muḥammad Murtaḍā az-Zabīdī, *Tāğ al-‘arūs min ġawāhir al-Qāmūs*, hg. von Muhammad Farrāğ und ‘Abd al-Sattār Aḥmad, 40 Bde., hier Bd. 35, Kuwait: Maṭba‘at ḥukūmat al-Kuwait 1965, S. 171.

18 Az-Zabīdī (Anm. 17), Bd. 35, S. 170:

(و) سَيِّئِينَ (ع فيه كُتِبَ الْفَجَارُ) وَقَالَ ابْنُ عَبَّاسٍ - رَضِيَ اللَّهُ تَعَالَى عَنْهُمَا - وَوَدَّوْا مِنْهُمْ، كَمَا فِي الصَّحَاحِ، قَالَ أَبُو عُبَيْدَةَ: وَهُوَ فَعِيلٌ مِنَ السَّجْنِ كَالْفَيْسِقِ مِنَ الْفَسْقِ، وَمِنْهُ قَوْلُهُ تَعَالَى: ﴿كَلَّا إِنَّ كِتَابَ الْفَجَارِ لَفِي سَيِّئِينَ﴾ وَقَالَ ابْنُ عَرَفَةَ: هُوَ فَعِيلٌ مِنْ سَيِّئَاتٍ هِيَ مَحْبُوسٌ عَلَيْهِمْ كَمَا يُجَازَوْنَ بِهَا فِيهِ.
(و) قِيلَ (وَادٍ فِي جَهَنَّمَ أَعَادَنَا اللَّهُ تَعَالَى مِنْهَا) وَجَزَمَ الْبَيْضَاوِيُّ فِي هُودٍ أَنَّهُ جَهَنَّمَ نَفْسَهَا، وَقَالَ ابْنُ الْأَثِيرِ: هُوَ اسْمٌ عِلْمٌ لِلنَّارِ...

Nur wer noch nie eines der in diesem Beitrag besprochenen arabischen Wörterbücher gesehen hat, wundert sich vielleicht über die anekdotische Struktur, die Dichterzitate, die Abschweifungen und Querverweise auf andere Lemmata, die man in Lanes berühmtem, unfertigem, aber immer noch nicht obsolet gewordenem Lexikon findet.¹⁹

3. Interaktion und Intertextualität

Wie für andere Gebiete der arabischen Literatur gilt auch für die Lexikografie, dass wir sie erst verstehen und bewerten können, wenn wir sie unter ihren eigenen Prämissen betrachten. Ganz abgesehen von den klugen sprachwissenschaftlichen (phonologischen, morphologischen, etymologischen etc.) Beobachtungen, die arabische Gelehrte bereits seit dem 8. Jahrhundert anstellten, zeigen ihre Werke eine philologische und wissenschaftliche Praxis, die ein erstaunliches Maß an Genauigkeit und einen stark dialektischen Charakter aufweist. Jeder einfache Vergleich von Lemmata in den verschiedenen Wörterbüchern könnte diese Praxis illustrieren und zeigen, dass wir Inhalt und Argumentation der arabischen Lexikografie in nachformativer Zeit nur im Kontext dieser Auseinandersetzung verstehen können. Was ein Lemma bietet, variiert je nach Umfang des Wörterbuchs, der thematischen Schwerpunktsetzung, den vom Verfasser vorausgesetzten Bedürfnissen und Interessen der Leserschaft und nicht zuletzt seinen persönlichen Präferenzen. Genau wie der Verfasser sollten auch wir dabei immer die Tradition im Blick behalten. Wenn al-Ḥafāḡī beschließt, sich auf Fremdwörter, Sprachfehler und Soziolekte zu konzentrieren, schlägt er damit einen neuen Weg ein – dass er dafür den theoretischen Rahmen eines Lehnwörterbuchs aus dem 12. Jahrhundert verwendet, soll uns nicht von dieser Fährte abbringen, sondern dazu anregen, die arabischen Wörterbücher als Zeugnisse von Austausch und Verhandlung sprachlicher und gesellschaftlicher Phänomene zu betrachten.

(Colinda Lindermann; E-Mail: colinda.lindermann@fu-berlin.de)

19 Auf dem Gebiet der zweisprachigen arabischen Wörterbücher ist Lane noch nicht überholt; ein einsprachiges historisches arabisches Wörterbuch erscheint seit 2013 mit dem >Doha Historical Dictionary of Arabic<, siehe <https://www.dohadictionary.org/> [letzter Zugriff: 11.05.2023].

Daniel Weidner

Ursprung überschreiben. Johann Gottfried Eichhorns und Johann Philipp Gablers Philologie der biblischen Schöpfungsgeschichte

1775 verfasst Johann Gottfried Eichhorn, gerade als Professor für orientalische Sprachen nach Jena berufen, einen Aufsatz, den er vier Jahre später anonym in dem von ihm selbst herausgegebenen »Repetitorium für biblische und morgenländische Literatur« veröffentlicht. Dieser Aufsatz mit dem Titel »Urgeschichte. Ein Versuch« legt die ersten drei Kapitel der Genesis aus, also die Geschichte von Schöpfung und Sündenfall, die für Eichhorn eine Geschichte aus der Urzeit der Entwicklung des Menschen ist: Einfach erzählt, handelt sie vom Erwachen des menschlichen Verstandes und der göttlichen Erziehung des noch ganz kindlichen Menschen. Elf Jahre später gibt Eichhorns Schüler Johann Philipp Gabler den Text neu heraus, mit den neu hinzugefügten Einleitungen und Anmerkungen füllt er nun drei massive Bände und entwickelt im Detail, was bei Eichhorn nur angedeutet ist: dass man diese Kapitel als Mythen verstehen müsse. Aus den Diskussionen, die auf diesen Band folgen, entwickelt sich dann die später so genannte mythische Schule, die im 19. Jahrhundert entscheidende Impulse für die historisch-kritische Exegese der Bibel gibt.

Schon 1952 hat eine wichtige Untersuchung gezeigt, wie Eichhorn und Gabler dabei das Konzept des Mythos aus den Schriften der klassischen Philologie Christian Gottlob Heynes entlehnt haben: »In der Übertragung dieser von Heyne ausgebildeten Theorie des Mythos und seiner Auslegungsprinzipien auf das Alte Testament liegt der Ursprung des Mythosbegriffes in der neueren Bibelwissenschaft.«¹ Insbesondere das von David Friedrich Strauß verwendete Konzept des Mythos gehe nicht, wie bis dahin meist angenommen, auf Hegel zurück, sondern habe philologische Quellen: letztlich eben jene »Übertragung« von einer Philologie auf die andere. Solche »Übertragungen« sind für die Geschichte der Philologien von besonderem Interesse. In ihnen tauschen nicht nur verschiedene Philologien Wissen aus, sie ziehen auch die internen Grenzen neu, sie beziehen sich anders aufeinander und verteilen ihre Aufgaben und Verfahren neu. Die erwähnte Konstellation ist dabei nicht nur deshalb interessant, weil sich hier zwei ihrer wichtigsten Vertreter begegnen – die klassische Philologie und die *philologia sacra* –, sondern weil in ihr Fragen mitspielen, die für das Selbstverständnis der Philologien bis heute wichtig sind: Das betrifft etwa die kritische, skeptische oder gar entzaubernde Funktion, die sich die Philologie gerne zuschreibt – die sich aber zumindest in unserer Konstellation als aufs engste mit apologetischen Argumenten verknüpft erweisen wird. Ebenso lässt sich an ihr beobachten, wie die moderne Philologie die Texte historisiert – und wie komplex, ja widersprüchlich das geschieht, weil diese Historisierung zugleich Momente der Dauer, der Natur und sogar der Ewigkeit impliziert. Schließlich betrifft gerade diese

1 Christian Hartlich, Walter Sachs, Der Ursprung des Mythosbegriffes in der modernen Bibelwissenschaft, Tübingen 1952, S. 5.

Konstellation auch die Frage nach der Wahrheit der Philologie: nach ihren epistemologischen Ansprüchen und nach ihrem Ort in der sich neu formierenden Forschungsuniversität. Denn die biblische Philologie muss sich immer auch mit der Theologie auseinandersetzen, die ja immerhin noch die obere Fakultät ist; dabei geht es immer auch um das protestantische Schriftprinzip – also die Idee, dass sich ein bestimmtes Wissen nur an einem Text manifest machen lässt und dass ein Text »sich selber auslegen« kann –, das für Ethos und Habitus der Philologie latent bedeutsam bleibt.² Dass es im Fall von Eichhorns und Gablers mythischer »Urgeschichte« ausgerechnet um die Sündenfallgeschichte geht, eine Urszene theoretischer Neugier, sei hier nur erwähnt.

Um diese Konstellation zu lesen, wird im Folgenden das Modell des Ursprungs durch ein anderes ersetzt: das des Palimpsests, des mehrfach überschriebenen Textes. Ursprünge, philologisch betrachtet, sind ja nie einfach, vollziehen sich nie auf dem leeren Blatt, sondern immer schon an einem Text und in einem Text. Philologische Ursprünge zumal sind nicht einfach Brüche, sondern eben Texte über Texte, und sei es solche, die den Text, den sie edieren, kommentieren, kritisieren, erst hervorbringen. Sie leben aus der Spannung verschiedener Texte, neben, in, und unter die sie sich einschreiben, und schöpfen ihre Energie gerade aus inter- und intratextuellen Beziehungen. Im Folgenden soll also untersucht werden, wie der Mythosbegriff gewissermaßen von der klassischen Philologie auf die biblische Philologie überspringt, wie er in deren Diskurse angeeignet wird und welche Konsequenzen das hat, welche Fragen dabei gestellt, welche latent gehalten, welche unterdrückt werden. Dabei beschränkt sich der Text allerdings auf eine Seite, auf das Zielgebiet der Übertragung, also die Art und Weise, wie Eichhorn und Gabler die Idee des Mythos aufnehmen und in die biblische Geschichte einschreiben. Denn schon diese Operation ist komplex genug und beruht auf mindestens fünf Schichten: auf einem kurzen Essay Eichhorns (1), dessen Neuausgabe durch seinen Schüler Gabler, die nicht nur die von Eichhorn inzwischen unabhängig entwickelte Quellenscheidung nutzt (2), sondern auch die Idee des Mythos zu einem operativen Konzept ausarbeitet (3) und dadurch das isolierte Fragment Eichhorns in eine komplexe Debatte verwandelt (4), von der aus dann auch über den Status der Philologie in der Universität überhaupt diskutiert wird (5).

1.

Die erste Schicht der hier zu untersuchenden Konstellation ist Eichhorns Aufsatz »Urgeschichte«, ein Text, der auf ca. 130 Druckseiten die ersten drei Kapitel der Genesis kommentiert. Es ist dezidiert ein Jugendwerk: Eichhorn hatte gerade erst sein Studium in Göttingen unter anderem bei Johann David Michaelis und Christian

2 Vgl. dazu Daniel Weidner, Logiken der Lektüre. Schriftprinzip und Kulturwissenschaft, in: Logiken und Praktiken der Kulturforschung, hg. von Uwe Wirth, Berlin 2008, S. 57-73.

Gottlob Heyne³ abgeschlossen und arbeitete vor allem zur arabischen Geschichte, bald aber auch über die Philologie des Alten Testaments und später auch über allgemeine Geschichte und Literaturgeschichte.⁴ Seine ›Urgeschichte‹ setzt dagegen eher ungelehrt und nicht ohne Pathos ein:

Noch itzt steht ein uraltes Pantheon, das älteste, schönste, und einfachste unter allen, ein Geschenk der kunstlosen Natur, trotz aller Stürmen der verwüsten- den Zeit, unerschüttert und fast ohne Spuren seines hohen Alterthums da. Den Eingang ziert Ein Tempel voll Natur und Einfalt, nur hie und da durch Kunst erhoben.⁵

Das Pantheon, so wird bald klar, steht für die Bibel, der Tempel für die Schöpfungs- geschichte, zu der nur ein schmaler, fast überwucherter Pfad führt und die ganz von jüngeren »Anbauten« und »Vorwerken« umgeben ist:

Der Tempel bist du, heiliges Denkmal Mosis vom Ursprung aller Dinge; und Vor- werke der Kunst sind die Systeme der Gottesgelehrten und Naturvorscher. [...] Wer die Mosaische Urkunde von der Schöpfung aller Dinge untersuchen will, sollte das Gutachten anderer darüber voraus gar nicht wissen, um selbst desto unbefangener denken und untersuchen zu können. (129 f.)

Man sollte diese Texte also unbefangen lesen, er selbst werde daher »meine Wande- rung zum heiligen Tempel der Offenbarungen Gottes« ohne »Wegweiser und Ge- leitsmann, ohne Charte und Reisebuch« antreten (130).

Ton und Thema dieses betont essayistischen Spaziergangs sind vermutlich angeregt von Johann Gottfried Herders ›Älteste Urkunde des Menschengeschlechts‹, dessen erster Band 1774 erscheint, ein Jahr bevor Eichhorn seinen Text abfasst.⁶ Auch wenn Eichhorn Herders weitreichende anthropologische Spekulationen über eine Uoffen- barung nicht übernimmt, versteht auch er die Schöpfungsgeschichte als »Urkunde«, also als Zeugnis höchsten Altertums, betont zweitens, dass man sie wieder einfach und natürlich lesen müsse und übernimmt drittens auch eine Reihe von Motiven wie das der Morgenröte und den mit dieser verbundenen appellativen Ton: »Die Morgen- röthe bricht wider an: siehe da, eine neue Scene!« (153). Wie Herder besteht auch Eichhorns Lektüre aus einer Mischung von Zitat, Paraphrase und Kommentar, auch er betont dabei, Genesis 1 sei weder ein dogmatischer Text noch eine Erzählung, sondern ein »Schöpfungsgemälde«: »jeder Zug scheint doch den Pinsel eines Malers, nicht

3 Zu Heyne vgl. den Beitrag von Na Schädlich in diesem Heft.

4 Vgl. zu Eichhorn Hans-Joachim Kraus, Geschichte der historisch-kritischen Erforschung des Alten Testaments, Neukirchen ²1969, S. 133-151, Rudolf Smend, Deutsche Alttestamentler in drei Jahrhun- derten, Göttingen 1989, S. 23-37 und Eberhard Sehmsdorf, Die Prophetenauslegung bei Johann Gott- fried Eichhorn, Göttingen 1971.

5 Anonym, Urgeschichte, in: Repetitorium für Biblische und Morgenländische Litteratur 4, 1779, S. 129- 256. Dieser Text wird im folgenden Abschnitt mit einfachen Seitenzahlen im Text zitiert.

6 Vgl. dazu Ulrich Gaier, Herders Sprachphilosophie und Erkenntniskritik, Stuttgart 1988, bes. S. 157- 165. Eichhorn und Herder beginnen allerdings erst ab 1780, intensiv zu korrespondieren.

den Griffel eines Geschichtsschreibers zu verraten« (130). Das Kapitel folge einem »künstlichen Plan«, zu dem auch die Einteilung in sechs Tagewerke gehöre; eigentlich wolle der Text nur betonen, dass alles von Gott herrühre, die konkrete Beschreibung der Schöpfung sei »nichts als Einkleidung, nichts als Fiktion zur Belebung des Bilds von der Schöpfung« (160). Allenfalls die Einrichtung des Sabbats stelle einen »Übergang« zur Sabbatgesetzgebung dar, die Eichhorn dann auch gleich an den entsprechenden Exodusspassagen erörtert: »Moses entwarf also sein Schöpfungs-Gemählde einzige und allein deswegen, um die Feyer des siebten Tages empfehlen zu können« (164). Eine einfache und einführende Lektüre lässt sich somit mit dem poetischen Plan und dem vermuteten Schreibenanlass lose verbinden.

Indem Eichhorn Genesis 1 als in sich geschlossene Komposition interpretiert, unterscheidet er das Kapitel auch von den folgenden. Schon Herder hatte betont, dass Genesis 2 und 3 einen anderen Charakter als das erste Kapitel hatten, daraus aber geschlossen, dass gerade die poetische erste Schöpfungsgeschichte besonders alt sein müsse. Auch Eichhorn betont den Unterschied und erwähnt auch die von Jean Astruc aufgestellte und Friedrich Wilhelm Jerusalem erwähnte Hypothese, »daß sich Mose bey Abfassung seines ersten Buches uralter Denkmähler bedient haben möchte, die vielleicht durch Noah aus der antediluvischen Welt in die neue diesseits der Flut getragen worden wären« (173 f.), ohne darauf näher einzugehen.⁷ Daraus folgt allerdings für Eichhorn, dass die zweite Schöpfungsgeschichte noch älter ist als die erste: Der Leser verlasse hier »die schon mehr erwachsene Welt« und trete an die »Wiege« der Menschheit, riskiere aber erst recht, sich im »Labyrinth« der Auslegungen zu verirren, wenn es ihm nicht gelinge, seinen Geist »so tief herabstimmen, daß er dem kindischen Geist des ersten Jahrhunderts gleich wird« (172). Das Alter des zweiten Kapitels zeigt sich vor allem an der prosaischen Erzählform:

Es muß zu einer Zeit verfaßt seyn, wo es noch der Sprache des Urhebers an allumfassenden Ausdrücken mangelt, wo man also Theile nennen mußte, um Begriffe vom Ganzen zu geben, mit einem Wort: in der Kindheit der Welt, so dem Menschen noch der umfassende Blick mangelte. Zu der Zeit gleicht die Sprache einer Mahlerey, die auch alles einzeln, in Theilen vorlegt. (177)

Auch die zweite Schöpfungsgeschichte ist also bildlich, aber ihre Bildlichkeit ist kein Kunstprodukt, sondern entsteht aus einem Mangel: Die Armut der Sprache zwingt zur bildhaften Rede. Eichhorn geht daher in der Folge das Kapitel Stück für Stück durch und ersetzt die auf die »Unerfahrenheit« und »planlose Art« (181) des Erzählers zurückgehenden Katachresen durch eigentliche Aussagen. So sei etwa die Benennung der Tiere eine Redensart für die Entwicklung der Sprache, die Erschaffung Evas aus der Rippe könne in Wirklichkeit ein Traum Adams gewesen sein, den er mit der Wirklichkeit verwechselt habe, auch habe der Text »noch sehr unvollkommene, rohe

7 Bei Astruc war das sogar mit der Vorstellung verbunden, Mose habe die Genesis ursprünglich in verschiedenen Kolumnen verfasst, vgl. Daniel Weidner, *Bibel und Literatur um 1800*, München 2011, S. 173-182.

Begriffe von Gott«, der ganz anthropomorph dargestellt wird: »Alles geht bei ihm, wie bey Menschen vor.« (184)

Eigentliches Ziel dieses Verfahrens ist vor allem die Sündenfallgeschichte: Insgesamt wolle sie nur sagen, dass der Mensch ursprünglich in einem anderen Zustand war, verkleide das aber in sinnliche Bilder, so gehören die Gespräche mit der Schlange zur »Sprache der alten, ungebildeten Welt« (221) und das Gespräch mit Gott sei eigentlich nichts »als Empfindungen, die in dem bösen Gewissen des Sünders aufsteigen« (231). Eigentlich werde beschrieben, wie der noch unerfahrene Mensch von Gott vor dem Verzehr giftiger Früchte gewarnt werde, wie dann Eva die Schlange davon essen sehe – das Tier habe wohl, so spekuliert Eichhorn, eine andere innere Konstitution, so dass ihr das Gift nicht schade – und Zweifel in ihr aufsteigen, wie die Menschen davon essen und ihre Natur so dauerhaft geschädigt werde, dass ihnen auch der Baum des Lebens nichts mehr nütze, sie sterblich werden und das Paradies verlassen müssen. Letztlich sei das Paradies eben auch nur »zur Wiege des Menschengeschlechts bestimmt«, dessen eigentliche Bestimmung weiter reiche: »Die Erde sollte Adam bauen, und Eva die unbevölkerte Welt mit Einwohnern versehen, dies war ihre Bestimmung bey ihrem Eintritt in die Welt.« (238 f.)

Eichhorn beansprucht also, die Sündenfallgeschichte als einfache, natürliche und aus sich selbst verständliche Geschichte zu lesen. Sie sei zwar »sinnlich vorgetragen«, nicht immer ordentlich nach Plan und zu oft mit einer handelnden Gottheit, »wo sie nach unsern Sprachen und unser aufgeklärtern Denkungsart bloß mittelbar wirkt« (193), aber sie schildere wirkliche Begebenheiten: »Also keine Mythologie, keine Allegorie, sondern wahre Geschichte« (193). Eichhorn erwägt zwar auch, ob die Geschichte eine Dichtung sei, ob also »eine Erzählung vom Ursprunge des Bösen an die Seite rein historischer Sätze gestellt wäre, der erst der philosophische Forscher die mythologische Hülle abziehen müßte« (193 f.), wie das in der griechischen und römischen Mythologie der Fall sei. Aber er weist das mit der rhetorischen Frage zurück, ob es wohl »der Würde der Gottheit angemessen [sei], daß sie in ein Buch, das so unleugbare Spuren des Ursprungs enthält, ein mythologisches Fragment einrücken ließ?« (194) Auch würde das dem Alter des Textes widersprechen, weil Allegorie immer »das Spielwerk des schon reifern menschlichen Verstandes« sei (196). Eichhorns Zurückweisung der Allegorie entspricht nicht nur dem ästhetischen Zeitgeschmack und seiner Kritik am »Schwulst« barocker Bildlichkeit, sondern steht auch in einer langen protestantischen Tradition, in der seit Luther die Allegorie für eine willkürliche Auslegung steht. Von solcher Künstlichkeit und Willkür wendet er sich emphatisch ab: »Weg mit allen diesen exegetischen Künsteleien! Man habe nur Vorstellungen und Sprache des ungebildeten sinnlichen Menschen-Geschlechts gegenwärtig: sogleich verziehen sich die Nebel, die bisher vor den Augen der Auslegen gegangen haben.« (197)

Eichhorn entwickelt also eine Art Naturgeschichte der Religion, die zugleich auch eine Geschichte des Verstandes ist, der durch göttlichen Unterricht reift. Wie in anderen zeitgenössischen Interpretationen wird aus dem Sündenfall ein Ereignis, das zwischen einem Unfall und einem notwendigen Entwicklungsschritt liegt, der Satan

kommt in der Geschichte, wie Eichhorn immer wieder betont, nicht vor.⁸ Der Rekurs auf die Einkleidung, die sinnliche Sprache und der Vergleich mit dem Mythos dienen vor allem dazu, einzelne Momente des Textes zu interpretieren und dessen Natürlichkeit zu unterstreichen, er ist nirgendwo systematisch entwickelt und wird auch zunehmend von längeren Exkursen und schließlich sogar von Fußnoten über Detailprobleme überwuchert: Aus dem Versuch und dem Spaziergang wird letztlich eine Abhandlung mit typisch antiquarischen Zügen.

2.

Eichhorns kleiner Text wäre wahrscheinlich weitgehend vergessen worden, wenn er nicht von seinem Schüler Johann Philipp Gabler neu herausgegeben worden wäre. Gabler hatte 1772-78 in Göttingen unter anderem bei Eichhorn studiert, wurde dann 1783 Professor für Philosophie, dann 1793 für Theologie an der Universität Altdorf, bevor er 1804 nach Göttingen berufen wurde.⁹ Wie er in seinem Vorwort betont, habe Eichhorn ihm damals »einen ganz neuen vorhin noch nie betretenen Weg« gezeigt, »wie man auf eine vernünftige Art diese alten Urkunden gegen den Spott der Bibel- feinde retten, und der Natur und Denkart der alten Welt getreu erklären könne.«¹⁰ Eichhorn habe den Text aber nie neu drucken lassen wollen, weil man doch viel verändern müsse; daher habe Gabler das nun getan; dabei habe er, anstatt den ursprünglichen Text zu verändern, Kommentare hinzugefügt. Der Lehrer habe seine Reise noch alleine angetreten, »hier ist nun für seine Nachfolger Reisebuch und Charte.« (I, IV) Vor allem anderen hoffe er nun auf die günstige Aufnahme durch Eichhorn: »Er war mein Lehrer, und ich lernte so viel zu seinen Füßen. Er sey es noch! Er sey es in der Ferne! Er sey es vor der Welt! Er aus Heyne's und Michaelis Schule – so innig mit den Mosaischen Urkunden vertraut – so frey und unbefangen in allen seinen Untersuchungen mit Adlerblick die alte Welt durchschauend ist sicher auch mein competentester Richter!« (I, XVII)

Das ist mehr als eine übliche Widmung, es ist ein philologischer Akt *sui generis*: Gabler veröffentlicht eine Edition mit Kommentaren, die den »Urgeschichte«-Text

- 8 Vgl. dazu Friedrich Hermanni, Felix Culpa. Die geschichtsphilosophische Transformation der Sündenfall- erzählung im 18. Jahrhundert, in: Philosophische Orientierung, hg. von Friedrich Hermanni und Volker Steenblock, München 1995 (FS Willi Oelmüller), S. 249-266, Otto Kaiser, Eichhorn und Kant. Ein Beitrag zur Geschichte der Hermeneutik, in: Das ferne und das nahe Wort, hg. von Fritz Maass, Berlin 1967 (FS Leonhard Rost; BZAW 105), S. 114-123.
- 9 Über Gabler vgl. Otto Merk, Biblische Theologie des Neuen Testaments in ihrer Anfangszeit. Ihre methodischen Probleme bei Johann Philipp Gabler und Georg Lorenz Bauer und deren Nachwirkungen, Marburg 1972, Karl-Wilhelm Niebuhr, Christfried Böttrich (Hg.), Johann Philipp Gabler (1753-1826) zum 250. Geburtstag, Leipzig 2003.
- 10 Johann Gottfried Eichhorns Hofraths und Professors zu Göttingen Urgeschichte, hg. mit Einleitung und Anmerkungen von Johann Philipp Gabler, Altdorf 1790-1793, hier Bd. I, S. Vf. Diese Ausgabe wird im Folgenden zitiert mit römischer Band- und arabischer Seitenzahl (bzw. lateinischer für die Vorreden), II entspricht Band II/1, III Band II/2.

wiederholt, ihn einem Autor zuordnet und zu einem kommentarwürdigen macht: zu einem Klassiker. An die Stelle eines Zeitschriftenaufsatzes treten drei dicke Bände von ›Johann Gottfried Eichhorns Hofraths und Professors zu Göttingen Urgeschichte. Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von D. Johann Philipp Gabler, ordentlicher Professor zu Altdorf‹, die insgesamt fast 1500 Seiten umfassen: Gablers bescheidene »Einleitungen und Anmerkungen« übertreffen Eichhorns Text also ungefähr um das zehnfache. Durch sie wird nicht nur der ursprüngliche Text kanonisiert, sondern in ihnen kann der Schüler auch seine eigenen Überlegungen unterbringen. Eichhorn habe, so heißt es später, den »Grund« gelegt, »worauf das bessere und dauerhafte Gebäude aufgeführt werden muß« (III, 11). So wie Eichhorns Nacherzählung durch den biblischen Text getragen wurde, so wird Gabler durch Eichhorns Erzählung getragen – nur um sie sogleich zu korrigieren. Aus dem einfachen Text wird so ein Diskurs, aus einem Entwurf eine Debatte, die sich bald zur Schule ausbilden kann.

Dieser Kommentar zu einem Kommentar ist umso bemerkenswerter, weil Gabler wie Eichhorn mit der Rhetorik der Natürlichkeit betont, dass sich Texte eigentlich von selbst verstehen: »Einfache Natur bedarf eigentlich gar keines Kommentars, nur gesunder Augen. Aber hier ging es, wie es in jeder Wissenschaft geht: Vor lauter Weisheit sieht man nicht, was doch vor den Füßen liegt, vor lauter Bäumen den Wald nicht.« (I, 256) In einem späteren Band wird er auch Eichhorns Labyrinthmetapher aufgreifen und ausbauen: Das »Hauptlabyrinth«, in das sich die Exegeten verlaufen hätten, sei »die jüdische Superstition, daß Moses diese ganze Urgeschichte aus unmittelbarer göttlicher Offenbarung erhalten habe«, und im Zentrum dieses Moments haue ein »fürchterlicher Minotaurus«, nämlich die Augustinische Erbsündenlehre (III, 7). Aus diesem Labyrinth führe nur ein »sicherer Ariadne Faden« zurück in die Natur: »nur diese glückliche Idee, daß Moses seine Nachrichten aus mehreren, besonders zwey, schriftlichen Urkunden geschöpft habe, verbunden mit der so passenden Vergleichung dieser Urkunden mit den griechischen Mythen« (III, 8). Der methodische Leitfaden, den Gabler von Eichhorn übernimmt und ausspinnnt, hat also zwei Stränge: Einmal setzt er viel systematischer als Eichhorn der Urgeschichte selbst die Quellenscheidung von Genesis 1 einerseits und Genesis 2 und 3 andererseits ein, zum anderen macht er aus Eichhorns gelegentlichen und alles andere als eindeutigen Anspielungen und Vergleichen mit paganen Mythen ein elaboriertes Konzept des Mythos.

Die erste Schicht geht dabei erneut auf Eichhorn zurück – allerdings auf einen anderen Text als die ›Urgeschichte‹. Denn Eichhorn selbst hatte die dort nur kurz erwähnte Unterscheidung verschiedener Urkunden an anderer Stelle – im zweiten Band seiner 1780-83 erschienen ›Einleitung in das Alte Testament‹ inzwischen systematisch ausgebaut. Anders als die subjektiv essayistische ›Urgeschichte‹ tritt die Einleitung als Lehrbuch auf, das den Stand der Überlieferung, die Textzeugen und die verschiedenen Traditionen darstellt und dabei auch die Authentizität des biblischen Textes diskutiert. Nachdem Eichhorn diverse Versuche zurückgewiesen hat, die mosaïschen Schriften jünger zu datieren und etwa Esra zuzuschreiben, erörtert er das

Problem, dass die Genesis Dinge erzählt, die lange vor Mose geschehen sind und über die er »nicht als Zeuge, sondern als bloßer Referent« sprechen könne:¹¹

Einige Kapitel des ersten Buchs Mosis tragen das deutliche Gepräge einzelner für sich bestehender Urkunden, deren Verfasser sonst weiter keinen jetzt noch sichtbaren Antheil an den übrigen Theilen desselben haben. Gleich das zweite Kapitel vom vierten Vers an und das ganze dritte machen so ein eigenes, abgesondertes Document aus.¹²

Eichhorn unterscheidet anhand verschiedener Kriterien – Stil, gebrauchter Gottesname, Wiederholungen und Achronien in der Erzählung – verschiedene solcher Urkunden im Text der Genesis und druckt sie in verschiedenen Spalten nebeneinander ab. Dabei betont er, dass der Text dadurch sogar glaubwürdiger werde, weil er nicht nur auf verschiedenen Quellen beruhe, sondern weil der »Zusammenordner« seine Quellen offensichtlich nicht glättend bearbeitet habe: »durch ihre genaue Darstellung instruierte er bloß die Acten, und überläßt nun dem Leser seiner Sammlungen und dem historischen Forscher den Spruch darüber.«¹³ An die Stelle des Autors tritt also die philologische Figur dessen, was später der »Redaktor« heißt, der durch seine »heilige Ehrfurcht« vor dem Text diesen nur zusammenmontiert: »Und dadurch bleibt einem jeden das Siegel seiner Ächtheit unverletzt.«¹⁴ Die Auslegung teilt also den Text in die richtigen Bestandteile auf, die sich dann nicht nur jeweils natürlich lesen, sondern letztlich auch in ihrer Evidenz wechselseitig unterstützen, so dass Eichhorn am rhetorischen Höhepunkt »dem unpartheiischen Forscher das Bekenntnis abzwängen [kann]: der Inhalt des Buches könne nicht erlogen seyn.«¹⁵ Die Genesis wird also durch die Quellenscheidung »gerettet« – und zwar nicht einfach als ein bestimmtes Buch, sondern als eine Art Archiv oder eben als historisches Denkmal.

Eichhorns Ergebnis wird nicht von langer Dauer sein: Die angenommene Harmonie der verschiedenen Urkunden erweist sich bald als fragwürdig, andere Theorien wie Fragmenten- oder Ergänzungshypothese entstehen, auch verschwindet die bei Eichhorn noch vorhandene Gleichsetzung des »Zusammenordners« mit Mose schon in den folgenden Auflagen seiner Einleitung.¹⁶ Das Grundprinzip der Unterscheidung verschiedener Urkunden und die damit korrespondierende Vorstellung einer redaktionellen Autorschaft bleibt aber durch das ganze 19. Jahrhundert bestehen, und die Quellenscheidung wird geradezu zum Kern der disziplinären Identität der historisch-kritischen Exegese des Alten Testaments. Bemerkenswerterweise entwickelt

11 Johann Gottfried Eichhorn, *Einleitung in das Alte Testament*, 3 Bde., Göttingen 1780-83, hier Bd. 2, S. 294. Vgl. zur Quellenscheidung Cornelis Houtman, *Der Pentateuch. Die Geschichte seiner Erforschung nebst einer Auswertung*, Kampen 1994, S. 72-78, Weidner (Anm. 7), S. 167-200.

12 Eichhorn (Anm. 11), Bd. 2, S. 297.

13 Ebd., S. 339.

14 Ebd., S. 341.

15 Ebd., S. 383.

16 Vgl. dazu Kraus (Anm. 4), S. 152-160.

sich hier gleichzeitig und parallel mit der emphatischen Aufladung der Autorschaft als Schöpfung ein ganz anderes Modell der Montage von Text>stücken<, das dann auch durchaus wichtig für andere Philologien wird – etwa wenn Eichhorns Quellenscheidung zur entscheidenden Anregung für Friedrich August Wolfs Liedertheorie der homerischen Epen wird.¹⁷

Gabler hebt in seinen Kommentaren immer wieder die große Bedeutung dieser Theorie hervor – »Welcher Zufall hat je so vollständige Data zu einem so harmonischen kritischen System geliefert, als Eichhorn auf diesem Namensunterschiede aufgeführt hat?« (II, 11) – die für ihn »so evident erwiesen worden [ist], daß es in unsern Tagen ohne Furcht eines bedeutenden Widerspruchs als ausgemacht angenommen und vorausgesetzt werden kann« (I, 2). Die in Eichhorns ›Urgeschichte‹ eher okkasionell getroffene Unterscheidung der Kapitel wird von Gabler immer wieder betont, wenn er die »räsonnierende Erzählung« und den »künstlichen Plan« der ersten Schöpfungsgeschichte dem »ganz kunstlosen Gang« und der »alten Dichtersprache« und »Dichterphantasie« der zweiten Schöpfungsgeschichte gegenüberstellt. Aber Gabler adoptiert die Quellenscheidung nicht einfach, er wendet sie bereits hier und da gegen Eichhorn. Immer wieder in seinen Kommentaren zum ersten Band artikuliert er Zweifel, ob die erste Schöpfungsgeschichte wirklich von Mose stammen könne: Warum hätte Moses ein so einfaches Gebot wie das des Sabbat so einschärfen sollen? Wäre es nicht ein »frommer Betrug« gewesen, eine eigene »Erdichtung« an den Anfang des Buches zu stellen (I, 85)? Könnte die erste Schöpfungsgeschichte nicht auch, wenn man schon annehme, Mose habe ältere Dokumente verwendet, das Werk eines »alten Barden« sein (I, 102), das sogar Mose für wirklich gehalten habe: »Das Gedicht pflanzte sich fort, wurde, da es so kurz, so kraftvoll und so darstellend ist, Volkslied; mit der Zeit verlor sich die Spur der Dichtung, und man hielt sie für historische Wahrheit, wofür sie vielleicht schon von Anfang gegolten hatte.« (I, 119) Gabler übernimmt also Eichhorns Annahme – für ihn ist sie sogar eine »unumstößliche Wahrheit« (I, 135) –, dass Genesis 1 »weder vollkommen historische Wahrheit, noch ein historisches Gemählde, oder historisches Lied; sondern eigentliches Dichtergemählde der Weltschöpfung« sei (I, 134f.), weicht aber im Einzelnen ab. Solche Abweichungen gehören nicht nur zu den genuinen Möglichkeiten des Kommentars, der ja immer in einem spannungsreichen Verhältnis zu dem Text steht, den er autorisiert, aber zugleich ergänzt und befragt. Sie ist auch entscheidend für die weitere wissenschaftliche Entwicklung der mythischen Auslegung, weil sie aus einer einzelnen Äußerung – dem isolierten noch dazu anonymen Aufsatz Eichhorns – einen Dialog macht, in dem Lehrer und Schüler mit aller Vorsicht divergierende Meinungen austauschen.

17 Vgl. dazu Anthony Grafton, Prolegomena to Friedrich August Wolf, in: *Journal of the Warburg and Courtauld Institutes* 44, 1981, S. 101-129.

Dieser Dialog entwickelt sich vor allem entlang des zweiten Stranges von Gablers Ariadnefaden: entlang des Konzepts des Mythos. Während Eichhorn nur im Vorübergehen vom Mythos gesprochen hatte, steht er bei Gabler im Zentrum, nicht zuletzt durch ein Genrewechsel. Der 1792 erscheinende zweite Band seiner ›Urgeschichte‹ enthält statt der zu erwartenden Fortsetzung des Kommentars zu Eichhorns Kommentar, in der nun die zweite Schöpfungsgeschichte und die Sündenfallgeschichte abgehandelt werden würde, erst einmal eine »Einleitung«, in der Gabler auf über sechshundert Seiten »eine genaue und vollständige historisch-kritische Übersicht über die verschiedenen Erklärungsarten« des zweiten und dritten Kapitels der Genesis gibt, also »eine kleine Bibliothek« und eine »richtig geordnete Sammlung von Meinungen, Gründen und Gegengründen« (II, IX). Bevor er zum Kommentar selbst übergeht, wird also erstmal die ganze Auslegungsgeschichte von den Kirchenvätern bis in die Gegenwart besprochen und beurteilt. Aus dem Dialog mit dem Lehrer wird so ein Gespräch mit der Tradition.

Allerdings gerät diese Übersicht etwas formlos, wofür sich Gabler anfänglich wortreich entschuldigt: »Ich konnte nicht voraussehen, daß meine Arbeit zu einem so starken Bande anschwellen würde; sonst hätte ich durch mehrere Abtheilungen in Kapitel und kleiner Abschnitte das Lesen und die Übersicht des Ganzen zu erleichtern gesucht« (II, 5). Tatsächlich findet sich ein analytisches Inhaltsverzeichnis erst am Schluss des Bandes, der aus vier sehr langen, in sich wenig strukturierten Kapiteln besteht. Jedes ist dabei einer bestimmten Auslegungsweise gewidmet: Auslegungen, die den biblischen Text wörtlich verstehen, solchen, die manches wörtlich, manches übertragen deuten, allegorischen Auslegungen und schließlich mythischen Auslegungen, wobei Gabler die anfangs angekündigte Unterscheidung von der Auslegung als historischer Mythos einerseits, als poetischer oder philosophischer andererseits im Text selbst aufgibt. So umfasst das erste Kapitel zu den eigentlichen Auslegungen schon 260 Seiten, auf denen ohne eine einzige Zwischenüberschrift und ohne klare Argumentationslinie alle möglichen Deutungen erörtert werden, was Gabler zugleich Anlass gibt, sich zu allen möglichen Themen zu äußern: wie diese ersten Menschen überhaupt geschrieben hätten – das umfasst auch eine »Lehre vom Ursprung der Sprache« (II, 34), die sich über zwanzig Seiten ohne einen einzigen Absatz erstreckt –, wie sich der Geschlechtstrieb entwickelt habe oder wie man sich die Cherubim vorzustellen habe, die das Paradies bewachen. Wenn Gabler am Schluss behauptet, »durch eine Induction beinahe bey jedem Verse gezeigt zu haben, welche unüberwindliche Schwierigkeiten mit dem eigentlichen Wortsinn verbunden seyen« (II, 251), so ist das tatsächlich allenfalls induktiv geschehen; hermeneutische Prinzipien sucht man vergeblich.

Die zweite Klasse – diejenigen Auslegungen, die den Text teils eigentlich, teils übertragen verstehen – gerät eher noch unübersichtlicher, vieles wiederholt sich, so findet sich hier etwa ein sechzigseitiger Exkurs zur Möglichkeit, der Text sei ursprünglich auf der Basis einer hieroglyphischen Bilderschrift verfasst worden, der zumindest

genauso gut in die Schrift- und Sprachdiskussion gepasst hätte. Zugleich greift er auch vor, kritisiert etwa die Auslegung der Genesis als Fabel und behauptet unter Berufung auf Heyne, die Mythen seien nicht »Fabeln und Märchen, sondern alte Sagen«, die Mythologie daher »die älteste Geschichte und älteste Philosophie, der Inbegriff der alten Volks- und Stammesgeschichte« (II, 260), obwohl das ja eigentlich erst im vierten Teil entwickelt werden soll. Bei der Erörterung der dritten Klasse greift Gabler breit auf die bekannte Abwertung der Allegorie als spätes Kunstprodukt zurück: »Nur dann konnte sich aus Bildersprache Allegorie bilden, als die Bildersprache nicht mehr unvermeidliche Folge der Spracharmut war, sondern üppiger, poetischer Schmuck, freier Erguß des überströmenden Witzes und absichtliches Kunstwerk einer reichen Dichterfiktion« (II, 373). Aber auch hier sind die allgemeinen Bemerkungen eingestreut in konkrete und detaillierte Auseinandersetzungen mit sehr verschiedenen Auslegungen: von kabbalistischen Deutungen und »theosophischem Unsinn« (II, 411) über Adriaan Beverlands Lektüre der Genesis als Geschichte vom erwachenden Sexualtrieb bis zu Kants jüngst erschienener Deutung in »Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte« – dazu gleich mehr.

Erst nachdem so über fast fünfhundert Seiten lang gezeigt worden ist, dass die anderen Auslegungsweisen problematisch sind, kommt Gabler endlich zur mythischen Auslegung und bestimmt nun noch mal, was er angeregt von Eichhorn und mehr noch von Heyne unter Mythen versteht:

Mythen sind überhaupt Sagen der alten Welt in der damaligen sinnlichen Denkart und Sprache. In diesen Mythen darf man also nicht eine Begebenheit gerade so dargestellt erwarten, wie sie wirklich vorgefallen ist; sondern nur so, wie sie dem damaligen Zeitalter nach seiner sinnlichen Art zu denken und zu schließen, vorkommen mußte, und in der biblischen, poetischen und dramatischen Sprache und Darstellung, in welcher eine Begebenheit damals nur vorgetragen werden konnte. Alle Erzählungen aus der Urwelt, so wie von dem ersten Ursprunge jedes Volks, müssen also nothwendig Mythen seyn; und je älter ein Buch ist, desto mehr Mythen muß es enthalten. (II, 482)

Gabler übernimmt also die anthropologische Begründung des *sermo mythicus* als einfacher und ursprünglicher Denk- und Ausdrucksform, die auch für Eichhorns Vorstellung einer einfachen Sprache zentral war.¹⁸ Dadurch wird die Urgeschichte per se mythische Geschichte, die auch als solche behandelt werden muss. Allerdings folgt sofort auch eine Einschränkung, dass die wirklich alten Mythen uns gar nicht überliefert sind, sondern »mancherley Modificationen, erdichtete Zusätze, Erweiterungen, künstliche Combinationen und gefällige Verzierungen nach dem Geschmacke jedes Zeitalters erhalten« haben (483). Die an sich und aus sich selbst verständlichen Mythen müssen also zuerst wieder hergestellt werden, indem das wirklich Mythische von den Modifikationen, der Tempel von seinen Vorwerken unterschieden werden

18 Das wird detailliert nachgewiesen in Hartlich/Sachs (Anm. 1), v. a. S. 20-38.

muss. Der Mythos ist etwas Ursprüngliches, aber dieser Ursprung muss erst wiederhergestellt werden.

Gabler geht aber noch einen Schritt über Eichhorn hinaus, indem er wie Heyne verschiedene Arten des Mythos unterscheidet: Ein Mythos kann historisch sein, »wenn er eine Erzählung einer wirklichen Begebenheit der Urwelt in der alten Sprache und Denkart, also sinnlich, bildlich, optisch, dramatisch und mit eigenen, jenem Zeitalter gemäßen, aber doch als Thatsache dargestellten Urtheilen und Schlüssen liefert« (II, 484). Ein Mythos kann aber auch poetisch sein, »wenn entweder ein alter historischer Mythos durch dichterische Zusätze und Erweiterungen verschönert worden, oder wenn das Dichtergenie mehrere alte an verschiedenen Orten zerstreute Mythen zu einem schönen Ganzen verbunden und ausgeschmückt hat« (II, 486 f.), oder auch dann, »wenn er von der Dichterphantasie erst neu geschaffen, und nach der Absicht des Dichters weiter ausgebildet worden« (II, 487 f.), wie das auch im größten Teil der griechischen Mythologie, etwa bei Homer und Hesiod der Fall sei. Schließlich entspringe der philosophische Mythos entweder reiner Spekulation oder gehe auf eine Bearbeitung zurück, der »zwar eine wahre Geschichte zum Grunde lag, welche aber von einem Weisen der alten Welt zu seiner Absicht weiter ausgeführt« wird (II, 489).

Offensichtlich sind die Übergänge zwischen diesen Untergruppen fließend, weil eben aus einem historischen Mythos ein poetischer oder philosophischer wird – und in gewisser Weise sogar umgekehrt, nahm doch Gabler bei Genesis 1 an, dass hier ein ursprüngliches Gedicht zur Überlieferung geworden ist. Auch sind die drei Formen des Mythos offensichtlich nicht gleichwertig, insofern der historische am ehesten dem entspricht, was Gabler überhaupt unter Mythos versteht, während der poetische und der philosophische Mythos bereits modifiziert sind – auch hier lehnt er sich eng an Heyne an. Man kann sich darüber streiten, ob diese Bestimmungen eine Theorie des Mythos ausmachen und wenn ja, inwiefern diese Theorie besonders überzeugend ist.¹⁹ Grundsätzlich geht Gabler wie schon Eichhorn von einer Korrelation von Ausdrucksweise und Denkungsart aus, bleibt aber – typisch für die rationalistische Poetik der Spätaufklärung – eher vage, was das genaue Verhältnis angeht. Charakteristisch ist etwa, dass Gabler zwar mit einem Hinweis auf Lessings ›Erziehung des Menschengeschlechts‹ zwischen der Wahrheit und ihrer Form unterscheidet – »So sind auch die verschiedenen Religionsökonomien sehr begreiflich; die Wahrheit selbst ist ewig und unveränderlich: aber die Form der Wahrheit ist, wie die Mode einer steten Veränderung und Abwechslung unterworfen« (II, 63) –, aus dieser Unterscheidung aber keine hermeneutischen Konsequenzen zieht. Für das Konzept des Mythos und seinen operativen Nutzen ist diese Unschärfe aber kein Problem, eher im Gegenteil. Denn gerade die Übergängigkeit der verschiedenen Typen des Mythos erweist sich in der Exegese insofern als fruchtbar, als nun jeweils lang diskutiert werden kann, mit welcher

19 Hartlich und Sachs kritisieren in ihrer im Angesicht der Entmythologisierungsdiskussion verfassten Studie bereits die Unschärfe des zur Universalisierung neigenden Mythosbegriffs, vgl. ebd., S. 148-164. Zur Kritik von Heynes Konzept vgl. auch den Aufsatz von Na Schädlich in diesem Heft.

Form des Mythos man es im Einzelnen zu tun hat, was zur Einkleidung und was zum Kern gehört und was der eigentliche Kern und was spätere Modifikation ist.

Solche Diskussionen prägen schon das Ende von Gablers zweitem Band der Urgeschichte, dessen letzte einhundert Seiten nun sehr ausführlich Herder – insbesondere die ›Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit‹ – und Eichhorn über den Zustand des primitiven Menschen zitieren – ironischerweise wird dabei auch wieder die ›Urgeschichte‹ lange zitiert, obwohl dieser Band doch explizit *nicht* als Kommentar zur Urgeschichte, sondern als Vorbereitung desselben angelegt war. Gabler beginnt auch bereits, die zweite Schöpfungsgeschichte zu diskutieren, neigt insgesamt eher dazu, sie für einen philosophischen Mythos zu halten, hält es aber auch für wahrscheinlich, »daß bei allen diesen Philosophemen doch eine historische Thatsache zum Grunde liegt« (II, 580); anderes wie die Erschaffung Evas sehe eher nach einer poetischen Ausschmückung aus – das bleibe nun für die Zukunft zu diskutieren: »Jeder prüfe nun, und denke! Völlige Gewißheit wird uns bey solchen Untersuchungen über Begebenheiten der Urwelt nie zu Theil werden; wir wollen also zufrieden seyn, wenn wir nur der Wahrheit so nahe, als möglich kommen.« (II, 647 f.) Man muss den Text also mythisch auslegen, aber was das im Einzelnen bedeutet, kann und muss intensiv diskutiert werden: So wird die mythische Auslegungsweise selbst als zukunftsträchtiges Projekt konzipiert.

4.

So vorbereitet, nähert sich Gabler im dritten Band seiner Urgeschichte – es ist der Nummerierung nach der zweiten Teilband des zweiten Bandes – endlich der zweiten Schöpfungs- und insbesondere der Sündenfallgeschichte, dem Sitz des »fürchterlichen Minotaurus« (II, 7) der Erbsündenlehre. Aber dieser Band trägt noch eine weitere Schicht auf, schaltet noch einen weiteren Schritt zur Vorbereitung vor: eine eigene Vorrede von 130 Seiten, auf denen Gabler die bisherigen Reaktionen auf die ersten Bände seiner Urgeschichte bespricht. Was im ersten Band noch ein Dialog mit dem Lehrer war, im zweiten dann eine Auseinandersetzung mit der Tradition, wird hier zu einem Gespräch über ein Gespräch: zu einer Auseinandersetzung mit den Zeitgenossen. Wenn die Logik wissenschaftlicher Disziplinen in der Initiierung einer selbstbezüglichen Kommunikation besteht, in der die Fachleute vor allem zu sich selbst reden, so hat Gabler das mit dieser Vorrede textuell umgesetzt.²⁰ Möglich ist das auch deshalb, weil es zugleich auf jenen ersten Dialog zurückführt – denn auch Eichhorn hat inzwischen reagiert:

In der Einleitung zum ersten Theil trug ich schüchtern meine Bedenklichkeiten gegen die Meinung der Urgeschichte vor, daß Moses der Verfasser des Dichtergemäldes Gen. 1. sey: und siehe da: Eichhorn selbst hatte diese ältere Meinung

20 Vgl. dazu Rudolf Stichweh, Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740-1890, Frankfurt am Main 1984, bes. S. 7-92.

schon längst aufgegeben, und hält dieses Gemälde mit mir für das Werk eines weit ältern Dichter-Philosophen. (III, XXVIII)

Das Risiko hat sich also gelohnt, die Differenz zwischen erster und zweiter Schicht ist aufgehoben, die Doppelgründung ist zu einer einzigen geworden, in der der Schüler seinen Lehrer gewissermaßen besser verstanden hat als dieser sich selbst. Immer wieder wird Gabler im Folgenden betonen, dass Eichhorn die Meinungen, die er noch 1775 vertreten habe, inzwischen revidiert habe. Das bedeutet auch, dass er sich nun viel deutlicher als bisher von der ›Urgeschichte‹ abgrenzen kann: Die latente Kritik wird explizit, aus den zögerlichen Zweifeln wird eine echte Debatte.

Grundsätzlich teilt Gabler zwar Eichhorns Einschätzung, die zweite Genesis und die Schöpfungsgeschichte seien einfache Dichtung, aber er hinterfragt konstant Eichhorns Versuche, die Geschichte mit der Wirklichkeit zu verbinden. Gegen Eichhorns Vermutung einer Vergiftung des Menschen argumentiert Gabler, die Natur des Menschen sei gar nicht für ein ewiges Leben eingerichtet, vermutlich habe die Frucht nur den Geschlechtstrieb gereizt. Wenn Eichhorn überlegte, dass das bloße Vorhandensein der Schlange den Menschen zum Spekulieren gebracht habe und dass sie vom Baum habe essen können, da das Gift ihr nicht schade, kommentiert Gabler: »Alles das ist bloß Hypothese, deren Wahrscheinlichkeit der Hr. Verfasser nun selbst aufgibt, da er das Ganze nur für einen philosophischen Mythos hält. Sind die Bäume nur Asiatische Wundergeschöpfe, so hört alles weitere Fragen über diese Bäume von selbst auf.« (III, 111) So fällt Gabler immer wieder dem kommentierten Text ins Wort, und wenn Eichhorn die Sündenfallgeschichte eine »wahre Geschichte« nennt, so korrigiert Gabler: »Der Hr. Verfasser nahm auch hier schon einen Mythos, nämlich einen historischen, an, wenn er ihn gleich nicht so nannte.« (III, 80)

Gerade in solchen Erörterungen wird deutlich, wie das Konzept des Mythos als System von Unterscheidungen funktioniert, das immer wieder anders in Vollzug gesetzt werden kann: der Unterscheidung von Kern und Einkleidung, aber auch der von historischem, philosophischem und poetischem Mythos sowie vom Mythos in seiner Urform und späteren Bearbeitungen. Die vielen und gar nicht einfach gegeneinander abzugrenzenden Möglichkeiten, einen Text als Mythos zu lesen, fordern lange Erörterungen und erlauben dann auch jeweils verschiedene Deutungen: Der Text wird in Bewegung gesetzt und versteht sich jetzt nicht mehr von selbst. Wo etwa Eichhorn ganz auf die unbefangene Lektüre gesetzt hatte – »Weg mit allen diesen exegetischen Künsteleyen!« (III, 96) – kommentiert Gabler:

Hier fühlte also der Hr. Verfasser selbst, daß die im Texte aufgestellten Behauptungen noch manchem Widerspruch ausgesetzt seyn könnten. Nachher hellten sich die Begriffe immer mehr in seiner Seele auf, und er nimmt nun selbst, wie bekannt, einen philosophischen Mythos an. Leichter läßt sich nunmehr der ganze Streit schlichten, nachdem die verschiedenen Begriffe von Allegorie und Mythos und deren verschiedene Claffen in der Einleit. S. 361 ff. und S. 481 ff. gehörig entwickelt worden sind. (III, 97)

Schon vorher verwies Gablers Text bereits durch seine zahlreichen Paratexte immer wieder auf sich selbst zurück, aber an dieser Stelle wird besonders deutlich, dass er sich zunehmend nicht mehr ausschließlich auf Eichhorn und auch nicht nur auf die Tradition oder die Zeitgenossen bezieht – sondern auf sich selbst: Indem er Eichhorn korrigiert, bietet er sich selbst zugleich als Autor eines möglichen Kompromisses an, dessen genaue Bestimmungen man ja in (seinem) Buch nachschlagen könne. Jetzt wird das eigene Buch zum Lehrbuch – freilich nicht zu einem unangefochtenen. Denn in dem Augenblick, in dem sich Gablers Unternehmen selbstbezüglich schließt, erwachsen ihm auch neue Gegner; die Abgrenzung gegen sie macht die letzte Schicht des Textes aus, die hier nur angedeutet werden kann.

5.

Als Gabler am Anfang des ersten Bandes das »System« der Eichhornschen Quellen-scheidung übernimmt, leitet er aus ihm auch einen »festen unumstößlichen hermeneutischen Kanon« ab, dass man »einerley Gesichtspunkt und einerlei Auslegungsart« für die jeweiligen Quellen festhalten müsse: »Man darf also das zweite Kapitel nicht eigentlich verstehen, wenn man das dritte Kapitel uneigentlich und allegorisch versteht, nicht das eine historisch und das andere mythisch erklären und umgekehrt.« (I, 22) Das gilt wohlgerne im Prinzip, denn wie wir schon gesehen haben, ist sich Gabler bei vielen Einzelheiten der jeweiligen Erzählungen unsicher, wie sie auszulegen sind oder ob sie überhaupt zum ursprünglichen Mythos gehören oder nicht spätere Erweiterungen sind. Trotzdem könne man im Prinzip irgendwann bestimmen, wie bestimmte Texte ursprünglich einmal verstanden worden sind, wenn man nur darauf verzichte, spätere Begriffe in die Auslegung einzumengen.

Hinter dieser Annahme steht eine weitere Schicht von im engeren Sinne hermeneutischen oder genauer epistemologischen Überlegungen über Natur und Aufgabe dessen, was Gabler »Biblische Theologie« nennt, die Gabler schon viel früher entwickelt hatte und die nun, am Schluss seines Unternehmens, wieder zum Vorschein kommen.²¹ Schon 1787 hatte Gabler in seiner Antrittsvorlesung »De justo discrimine theologiae biblicae et dogmaticae« die »biblische Theologie« von einer dogmatischen Theologie abgegrenzt: Während diese in der Schrift nach Belegstellen für bestimmte dogmatische Loci suche, versuche jene zunächst zu etablieren, was die jeweiligen Autoren über bestimmte religiöse Gegenstände gedacht hätten, um eine feste Basis für dogmatische Systeme zu haben. In einer eigentümlichen Umkehrung der in der Aufklärung geläufigen Unterscheidungen von notwendigen Vernunftwahrheiten und zufälligen Geschichtswahrheiten erklärt Gabler damit gerade die historische Arbeit zum Fundament der Theologie, deren dogmatischer Teil sich doch nach der jeweilig herrschenden Philosophie richten müsse und damit wandelbar sei:

21 Vgl. dazu Merk (Anm. 9), bes. S. 29-90.

Die Vernunft unserer Jahrhunderte erfordert nämlich, daß wir bald die Übereinstimmung der göttlichen Dogmen mit den Entscheidungen der menschlichen Vernunft genau lehren, bald, daß wir mit möglichst großer Kunst und Geschicklichkeit die einzelnen Kapitel der Lehre ausarbeiten. Jedoch die biblische Theologie bleibt in dieser Gemeinschaft der Wissenschaft sich selbst immer gleich, weil sie nur behandelt, was die göttlichen Menschen über die Dinge gedacht haben, die die Religion betreffen, und nicht was für unsere Meinungen erdacht ist.²²

Für eine solche biblische Theologie, die unabhängig von dogmatischen Vorannahmen die religiösen Aussagen der religiösen Texte untersucht, ist die mythische Auslegung ein höchst nützlichem Hilfsmittel. Denn sie erlaubt einerseits, theologisch problematische Details als bloße Einkleidung zu beschreiben, und andererseits indirekt, über den Umweg der Denkungsart der jeweiligen Verfasser, herauszufinden, was die Texte einmal wirklich sagen wollten. Allerdings wird dieser Anspruch auch bestritten, oder sieht sich bestritten, und zwar ausgerechnet von der zeitgenössischen Philosophie.

Im ersten Teilband des zweiten Bandes, im Rahmen der Sichtung der verschiedenen Auslegungen, hatte Gabler auch Immanuel Kants 1786 veröffentlichten ›Mutmaßlicher Anfang der Menschheitsgeschichte‹ besprochen – und zwar äußerst positiv. Kants »allegorisches Gemälde des Sieges der Vernunft« (II, 424) ist für Gabler »ein vortreffliches Raisonement«, das »ganz dem Gange des menschlichen Geistes und seiner Entwicklung angemessen ist« (II, 435 f.) und daher nebenbei auch »unstreitig die beste Theodicee« sei (II, 437). Allerdings müsse er für seinen Zweck das Lob relativieren: »So schön aber auch das Ganze ist, so interessiert uns doch hier nur die Frage: wie diese philosophischen Vermuthungen mit der Erzählung zusammenhängen« (II, 426) – und in dieser Hinsicht sei es doch unbefriedigend, dass Kant »manches in der Urgeschichte allegorisch versteht« (II, 439). So richtig Kants Philosophie also auch sei, so wenig ergiebig sei seine Auslegungsweise.

Ein Jahr später, in der Einleitung zum dritten Band, klingt das ganz anders, Gabler warnt jetzt davor, dass durch »die neue Kantische Hermeneutik (welche aber im Grunde keine andere als die längst verlachte allegorische Erklärungsart der Kirchenväter [...]), wenn sie herrschend werden sollte (wofür uns Gott in Gnaden bewahren wolle!), dem gelehrten Studium der Bibel weit mehr Unheil drohet, als alle nach Kirchendogmatik zugeschnittenen Hermeneutiken« (III, XIV f.). Die Fronten haben sich jetzt offensichtlich verschoben, plötzlich ist Kant nicht mehr ein potentieller Verbündeter gegen die Dogmatiker, sondern selber einer, ja vielleicht sogar schlimmer als diese. Wahrscheinlich reagiert das auf Christoph Friedrich Ammons 1792 veröffentlichten ›Entwurf einer reinen biblischen Theologie‹, der die biblische Geschichte als Fortschritt der sittlichen Kultur anhand der Kategorien der Kantschen Vernunftkritik konstruierte, möglicherweise auch auf Kants eigene, 1793 erschienene Schrift ›Die

22 Johann Philipp Gabler, *De justo discrimine theologiae biblicae et dogmaticae*, in: ders., *Kleine Theologische Schriften*, Ulm 1831, Bd. 2, S. 179-198, hier S. 193; Übersetzung in Merk (Anm. 9), S. 273-284, hier S. 281 (Übersetzung verändert).

Religion in den Grenzen der reinen Vernunft<, in der explizit die Legitimität und Notwendigkeit einer philosophischen Auslegung gefordert wird. Ammons Unternehmen betrachtete Gabler offensichtlich schon durch seinen Titel als ein Konkurrenzunternehmen, weshalb er auch in den folgenden Jahren immer schärfer dagegen polemisiert. In der philosophischen Auslegung kantischer Prägung

bekommt die Bibel, wie man zu sagen pflegt, eine wächserne Nase, die man drehen kann, wie man will: jeder trägt nun sein philosophisches System hinein, an das der alte Schriftsteller nicht gedacht hat. Auf diese Art könnten wir zwar aus der Bibel eine ganz treffliche Kantische Theologie bekommen, die aber doch nichts weniger als biblische Theologie wäre ... Man kann nach Kants Hermeneutik mit der Bibel in der Hand den biblischen Inhalt wegläugnen, und mit allem Schein hoher Bibelverehrung bloßen Theismus lehren.²³

Der Streit darüber, wie die Bibel auszulegen sei und welche Gestalt eine biblische Theologie haben sollte, setzt sich noch eine ganze Weile fort. Untergründig geht es in diesen Auseinandersetzungen nicht nur um die Auseinandersetzungen verschiedener Schulen oder um einen Konflikt zwischen Philosophie und Theologie, deren Rolle in der Universität ja gerade im Wandel begriffen ist. Es geht immer auch um die Rolle der Philologie oder anders gesagt darum, ob Philosophie oder Philologie in jener Universität zukünftig die Leitdisziplin einnehmen sollte. Tatsächlich wird schon wenig später die Mythologie zu einem entscheidenden Verhandlungsfeld, auf dem sich jene drei Diskurse treffen. Von Schillers ›Die Götter Griechenlands‹ bis Heines ›Zur Religion und Philosophie Deutschlands‹, von Schlegels ›Rede über Mythologie‹ bis David Friedrich Strauß' ›Leben Jesu‹ und Jacob Grimms ›Deutsche Mythologie‹ steht die Mythologie im Zentrum von Diskursen über Antike und Moderne, Christentum und Heidentum und über Philosophie und Literatur – Diskursen, in die die Klassische, die Biblische und die entstehende neuere Philologie gleichermaßen verwickelt sind, insofern die jeweils verhandelten Mythen wesentlich Produkte der Philologen sind.

Für Gabler ist diese polemische Schicht zugleich die erste und die letzte seines Textes: die erste, weil sie aus einem hermeneutischen und diskurspolitischen Interesse an der Biblischen Theologie stammt, das bereits seine Antrittsvorlesung prägte, die letzte, weil sie erst am Schluss, eigentlich erst nach Abschluss des Unternehmens manifest wird und wohl auch erst dann ausgeführt werden kann, nachdem er selbst schon eine Lösung vorgelegt hat, die sich wiederum auf andere Lösungen, besonders die Eichhorns stützt. Nimmt man das Modell des Palimpsests ernst, so ist diese Abfolge nicht zufällig: nur Schritt für Schritt wird eine Schicht nach der anderen aufgetragen, immer wieder steht die neue Überschreibung in komplexen Spannungsverhältnissen zu den anderen, ihnen vorausliegenden Texten sowie auch zum Urtext, der all den verschiedenen Texten zugrunde liegt: in unserem Fall dem biblischen Text. Unmittelbar, so kann man umgekehrt vermuten, kann man über diesen Text nur im Modus des

23 Johann Philipp Gabler, Selbstanzeige von Bd. II/2 der Urgeschichte, in: Neue Nürnbergische gelehrte Zeitung 1794, S. 121-136, hier S. 133; vgl. zu dieser Polemik auch Merk (Anm. 9), S. 58-69.

Versuchs, nur im Privaten schreiben; um daraus so etwas wie eine Biblische Theologie oder bald eine Bibelwissenschaft zu machen, die dann auch ihre hermeneutischen *kanones*, ihre Prinzipien haben muss, muss man erst mal Zwischentexte – Paratexte, Metatexte, Hypertexte – anfertigen, die dann irgendwann anfangen, sich selber zu stützen. Alles in allem wäre das ein so komplexes wie prekäres Verfahren, das der spezifischen Instabilität seiner Gegenstände und seiner Wissensform entspricht: Wie der Mythos immer ein palimpsesthafte Gebilde ist, an dem immer weiter gearbeitet wird, so wäre auch die Philologie eine Disziplin, die sich konstant weiter- und überschreibt.

(Prof. Dr. Daniel Weidner, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Germanistisches Institut, Abteilung für Komparatistik, Ludwig-Wucherer-Straße 2, 06108 Halle (Saale); E-Mail: daniel.weidner@germanistik.uni-halle.de)

Ist es vorstellbar, dass sich ein heutiger Altphilologe dazu berufen fühlte, die Forschung antiker Kunstwerke zu beurteilen und ein Zukunftsprogramm für sie vorzulegen? Und wenn er es wohl eher als Kompetenzüberschreitung erachtete, also es unterließe: Bedeutete das eine Aufgeklärtheit der Heutigen im Angesicht der >modernen Spezialisierung< der Wissenschaften? Vor etwa 250 Jahren tat der Göttinger Altphilologe Christian Gottlob Heyne, Professor für Eloquenz und Poesie, Lehrer von Friedrich August Wolf und nicht nur für Goethe eine große Autorität, genau das heute Unvorstellbare. Ist er damit ein Zeugnis des goldenen Zeitalters des >Gelehrtentums<, oder gehört er zur überwundenen >polyhistorischen< Vergangenheit? –

Heyne, seit 1763 eine administrative Schlüsselfigur der Reformuniversität Göttingen aus der unteren Fakultät und seit 1770 Hannoverscher Hofrat, unterstrich 1777 in seiner Preisschrift >Lobschrift auf Winckelmann<, kein »Panegyrist[]«¹ sein zu wollen. Der Professor der Eloquenz, der vor der >Société des Antiquités de Cassel< den Wettbewerb gegen Herder gewann,² sagte von sich, »nicht das Ohr [] kitzeln« zu wollen, »das Nützliche« sei »[sein] Augenmerk«.³ Viel >Nützlichkeit< bescheinigte Heyne Winckelmanns Arbeit allerdings nicht. Die für ihn >korrekte< Altertumforschung beginne erst nach Winckelmanns Tod. Heyne erntete für seine zwielichtige Geste die nachhaltige Feindschaft von Winckelmann-Verehrern, die von den Verteidigern Heynes wiederum dauernd kritisiert wurden. Die Forschungsliteratur zur Geschichte der klassischen Philologie und der klassischen Archäologie bewahrt eine Fülle von Dokumenten und Anmerkungen über die gegenseitige Stichelei auf.⁴

- 1 Lobschrift auf Winckelmann von Chr. Gottl. Heyne, welche bey der Hessen Casselischen Gesellschaft der Alterthümer den ausgesetzten Preis erhalten hat, Cassel 1778, S. 4. – Dieser Aufsatz entstand im Rahmen des DFG-Projekts >Genealogie der Philologie. Zur formativen Phase der Klassischen, Biblischen und Neueren Philologie (1777-1818)< am Interdisziplinären Zentrum für die Erforschung der Europäischen Aufklärung in Halle. Ich danke Robert Buch für die Sprachkorrektur.
- 2 Zu Heynes Kontakten in der Nähe des Landgrafs Friedrich II. von Hessen, des Stifters der Société, vgl. Einleitung, in: Arthur Schulz, Die Kassler Lobschriften auf Winckelmann, Einführung und Erläuterung von dems., Berlin 1963, S. 9-15. Der Comité in Kassel wurden lediglich zwei Arbeiten, von Heyne und Herder, eingereicht.
- 3 Heyne (Anm. 1), ebd.
- 4 Eine Bestandaufnahme bietet Balbina Bähler, Winckelmann und Heyne: Bioi paralleloi?, in: Christian Gottlob Heyne. Werk und Leistung nach zweihundert Jahren, hg. von ders. und H.-G. Nesselrath, Berlin, Boston 2014, S. 109-131. Bähler selbst besteht auf »ein[em] gerechtere[n] Urteil über Heynes Persönlichkeit und sein Verhältnis zu Winckelmann«. Stets auf biographischer Ebene nach >Gerechtigkeit< suchend, will sie »versuchen[,] ob man sich anhand eines Vergleichs von Jugend und früher Laufbahn und der Lektüre des Briefwechsels zwischen Winckelmann und Heyne einer objektiven Beurteilung des Verhältnisses der beiden Gelehrten zumindest annähern kann« (S. 112).

Die ›Lobschrift‹ wird seit geraumer Zeit von kaum jemandem außerhalb der Heyne- und Winckelmann-Forschung noch gelesen. Dieser Aufsatz möchte hingegen im Rahmen der Wissenschaftsgeschichte der Philologie sichtbar machen, inwiefern sie eines der frühesten Beispiele für die Entstehung der modernen ›philologischen Wissenschaft‹ in Deutschland bildet. Gewiss, mit Wolfs berühmter ›Darstellung der Altertums-Wissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert‹ (1807), die üblicherweise als Geburtsurkunde der wissenschaftlichen, modernen Philologie betrachtet wird, ist Heynes Text kaum vergleichbar. Verband Heyne, der ab den 1790er Jahren zum öffentlichen Gegner Wolfs wurde, doch in den 1760/1770er Jahren völlig andersartige Wünsche und Sorgen »mit der ganzen Wissenschaft des Altertums«.⁵ Spuren einer Konkurrenz mit Winckelmann um Reputation lassen sich zwar bis weit in die Zeit, als dieser noch lebte, zurückverfolgen;⁶ allein die späte, rhetorisch merkwürdige Kritik an dem Toten soll in ihrer Aktualität profiliert werden. Tatsächlich liegt Heyne viel daran, als *Universitätsphilologe* sich für die »ganze[] Wissenschaft des Altertums« zuständig zu erklären. Mit dieser Absicht formuliert er mehrere strukturelle Ansprüche seiner Disziplin. Dabei wendet er sich an die ›Société des Antiquités de Cassel‹ sowie an die ihr nahestehende Öffentlichkeit. So gesehen ist die ›Lobschrift‹ zwar keine Geburtsurkunde der modernen Philologie, aber einer ihrer ersten Eroberungszüge.

Philologiehistorisch gesehen ist die ›Lobschrift‹ ein wichtiger Text. In ihr meldet sich die disziplinäre Politik einer spätaufklärerischen Philologie, die sich als Anwalt der ›Litteratur‹ versteht, zu Wort. Wird dieses Verhältnis im Weiteren noch verdeutlicht und erläutert, so sei auch vorweggenommen gesagt, dass Heynes Stil, Philologie zu treiben, von seinem Lehrstuhl aus das Selbstverständnis diverser, neu entstandener ›moderner Philologien‹ prägen wird – vor allem dadurch, dass er im Namen der ›historischen‹ Forschung eine neue Reihe Episteme bereitstellt. Bei genauem Hinsehen erweisen diese sich allerdings als sehr fragwürdig.⁷ Im Folgenden expliziere ich zuerst die Sprecherposition der ›Lobschrift‹: Heyne spielt, im Bewusstsein der institutionellen Möglichkeiten der Göttinger Philologie, alles herunter, was sich dieser Institution nicht fügen (1.). Die auf Winckelmann gemünzte Kritik soll anschließend analysiert werden. Auffällig ist dabei, dass Heyne mit seiner Lehre u. a. der ›wahren Geschichte‹ der Kunstwerke gegen das seinerzeit neue, Winckelmann'sche Konzept des ›ästhetischen Beweises‹ ohne Versuche der Vermittlung verstößt (2.). Danach nehme ich Heynes Geschichtsimperativ unter die Lupe (3.). Am Schluss steht eine kurze Überlegung über die heutige Relevanz des Falls (4.).

5 Heyne (Anm. 1), S. 3.

6 In der bisherigen Forschung gilt Winckelmanns Brief an Heyne am 30.3.1765, in dem er dessen Sesshaftigkeit in Göttingen zu verspotten scheint, als *das* Zeugnis einer ›freundschaftlichen‹ Beziehung mit latenter großer Spannung.

7 Ganz kurz im Längsschnitt verortet: Wilamowitz-Moellendorff, von 1883-1897 in Göttingen lehrend, schätzt Heyne hoch. Heyne »besaß die doppelte Gabe zu herrschen und zu lehren: darin lag seine Hauptstärke«, so Ulrich Wilamowitz-Moellendorff, *Geschichte der Philologie*, Leipzig ³1927, hier S. 45.

1.

Die Preisaufgabe der ›Société des Antiquités de Cassel‹ im Jahr 1777: »L'Eloge de Mr. Winckelmann, dans lequel on fera entrer le point où il a trouvé la Science des Antiquités, et à quel point il l'a laissée«⁸ wollte Heyne beim Wort nehmen. Der gewöhnliche Fokus des Elogiums auf die Person erschien ihm wenig zur Sache beizutragen. Daher lieferte er stattdessen – ohne das indes explizit gesagt zu haben – eine in die Zukunft schreitende *Geschichte* des »Studium[s] des Alterthums, und zwar insonderheit d[e]s Studium[s], das auf die alten Kunstwerke gerichtet ist«.⁹ Seine Rede von der Forscherperson ist diesem Geschichtskonstrukt untergeordnet. Das Lob auf Winckelmanns »Natur« als Antiquar, »Fleiß« und »Glück« ist daher größtenteils unpersönlich.¹⁰ Mehr noch: Die unbegründet rigide Perspektive nach vorne¹¹ erlaubt es, nicht weiter auf Winckelmanns Arbeit einzugehen, deren »Verdienste[]« ohnehin unzureichend seien.¹² Die merkwürdige Distanziertheit wie etwa die Äußerung, dass Winckelmann womöglich schon vor seinem Tod an die Grenze seiner Leistung gekommen sei, da er in Italien der »Krankheit der Zeichendeuterey und Wahrsagekunst in der Alterthumskunde« verfallen sei,¹³ wird wohl nur mit Blick auf den rationalistischen und Italien verachtenden¹⁴ Habitus der gesamten Schrift verständlich. Diese Haltung prägt auch das Ende der Schrift, wo Heyne den Toten zum rituellen Abschied anspricht:

Und hier, verewigter Winkelmann! [...] Der schönste Kranz um Deinen Aschenkrug würde unstreitig der seyn, wenn selbst die Erneuerung Deines Andenkens bewirkte, daß das Studium des Alterthums eine vernünftigere und zweckmässigere Gestalt bekäme.¹⁵

In der Göttinger unteren Fakultät des späten 18. Jahrhunderts war das Erzählen der *Geschichte einer Disziplin* das Modellverfahren, mittels dessen man einerseits dem Zeitgeist der ›Verwissenschaftlichung‹ der Disziplinen entsprechen und andererseits der philosophischen Diskussion über die Wissenschaftlichkeit aus dem Weg gehen konnte.¹⁶

8 Schulz (Anm. 2), S. 9.

9 Heyne (Anm. 1), S. 4.

10 Ebd., S. 6-8.

11 Der Herder-Biograph Rudolf Haym (Herder. Nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt, 2 Bde., Berlin 1954, Bd. II) und Schulz (Anm. 2), S. 14, haben ebenfalls registriert: »Jedenfalls fühlte sich der Göttinger Professor dem großen Bahnbrecher bereits um mehrere Schritte voraus.«

12 Drei Jahre nach Winckelmanns Tod (1768) veröffentlichte Heyne eine Abhandlung ›Berichtigung und Ergänzung der Winkelmannschen Geschichte der Kunst des Alterthums‹. Es ist hier kein Platz, darauf einzugehen. Wichtig ist festzuhalten, dass Heyne 1771 einen respektvolleren Ton anschlug. Doch ging er auch dort nicht wirklich auf Winckelmann ein, da es ihm darum ging, zu ›korrigieren‹.

13 Heyne (Anm. 1), S. 14.

14 Heynes Italienverachtung kam nicht nur in der ›Lobschrift‹, sondern auch in seiner Sammlung antiquarischer Aufsätze. Erstes Stück, Leipzig 1778, S. IV, zur Sprache.

15 Heyne (Anm. 1), S. 21.

16 Allgemein zum Forschungsklima in der Georgia Augusta vgl. Luigi Marino, *Praeceptores Germaniae*. Göttingen 1770-1820, Göttingen 1995.

Das Verfahren ist flexibel einsetzbar, die unterschiedlichen Gattungen des Vortrags tun ihm keinen Abbruch. In Lehrwerken z. B. dient es dazu, disparates älteres Wissen in die sogenannten pragmatischen Zusammenhänge zu bringen, wobei bereits das die ›historische‹ »Einleitung« in eine jeweilige ›wissenschaftliche‹ Disziplin heißt.¹⁷ In dieser Gelegenheitschrift hilft gerade die pragmatische Wirkung des Verfahrens dabei, die Evidenz ›wissenschaftlicher‹ Zusammenhänge zu suggerieren und somit Heynes *Sprechposition* gegenüber denen, die Anleitung bräuchten, zu fundieren. Heyne nimmt die Kasseler französische Aufgabe der »Science des Antiquités« also nicht zufällig beim Wort. Denn so kann er vor dem Publikum nicht nur das stetig wachsende, herkömmliche Studium des Altertums nominell zu einer »ganzen Wissenschaft des Alterthums« machen, sondern auch von der hohen historischen Warte aus definieren, welche Maßstäbe und Regeln das »vernünftige[] und zweckmäßige[]« Studium hätte: »Eben diejenigen Beobachtungen, die ich über Winkelmanns Behandlung der alten Werke gemacht habe, geben verschiedenes an die Hand, worauf der Blick der gelehrten Antiquarier vorzüglich gerichtet seyn muß.«¹⁸

Heyne lehrte in Göttingen sehr erfolgreich antike Kunstgeschichte und veröffentlichte bereits 1772 eine lehrplanartige ›Einleitung in das Studium der Antike, oder Grundriß einer Anführung zur Kenntniß der alten Kunstwerke‹. Es steht außer Frage, dass er sich in der Lobschrift als Autorität für das entsprechende Arbeitsfeld versteht. Bemerkenswert ist jedoch, dass er eigentlich *als Althilologe* auf das ›Teilgebiet‹ des antiquarischen Studiums blickt. Das Wort ›Philologie‹ fällt im Text womöglich wegen des Publikums nicht; doch die tatsächlichen Verhältnisse werden an zahlreichen Stellen demonstriert. Z. B. fordert er – unmittelbar nachdem er Winkelmanns Erklärung der Werke als wahrsagerische Verführung diffamiert hat – eine »*antiquarische Kritik*, die noch zu wenig angewendet worden und doch sehr richtig und nothwendig ist«:

Wenn man mit alten Schriftstellern zu thun und eine Schrift oder schwere Stelle zu erklären hat: so ist die erste Rücksicht, die man nimmt, darauf gerichtet, ob die Schrift ächt, ob die Stelle unverdorben ist. Nicht anders sollte man bey einem alten Kunstwerke verfahren; vor allen andern Forschungen muß die Frage vorausgehn: ist *das Stück wirklich alt, oder, wie viel ist daran alt?* – wie viel neu angesetzt und ergänzt? – Diese Beurtheilung ist noch nicht überall, und von den Italiänischen Antiquariern fast gar nicht angewendet worden. Gemeiniglich erklären sie an einer Anticke altes und neues zusammen, und geben uns die Idee des neuen Künstlers, der ein Stück ergänzt hat, für die Idee des Werks selbst.¹⁹

17 Zur »pragmatischen Geschichtsschreibung« vgl. vom Historiker und Schwiegersohn Heynes A. H. L. Heeren, *Geschichte des Studiums der klassischen Litteratur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften*, Göttingen 1797, und ebenso von Heynes Schüler, den Theologen J. G. Eichhorn, *Einleitung in das Alte Testament (1780-1783)* u. a. – Heyne selbst publizierte wenig Monographien, Vorlesungsabschriften sind allerdings überliefert. Hierzu vgl. Daniel Graepler, *Antikenstudium für junge Herren von Stand: Zu Christian Gottlob Heynes archäologischer Lehrtätigkeit*, in: Bäbler und Nesselrath (Anm. 4), S. 75-108.

18 Heyne (Anm. 1), S. 15.

19 Ebd., S. 17.

Winckelmann ist die Unterscheidung zwischen alten (d. h. in der Antike produzierten) und neuen (seit der Renaissance restaurierten) Teilen der Werke wichtig. Darauf geht Heyne nicht ein, da sein Blick auf die Philologie als ›Maßstab‹ der Kritik gerichtet ist.²⁰ Und zwar soll nicht nur die Textkritik das Vorbild der antiquarischen Kritik sein. Vielmehr dienen Heyne auch zeitgenössische wort-hermeneutische Regeln – etwa seines Leipziger Lehrers J. A. Ernesti – als Muster. Darum behauptet er, dass die ›Erklärung‹ einer »Anticke« ohne die vorausgegangene Kritik zum Irrtum führe, »die Idee des neuen Künstlers, der ein Stück ergänzt hat, für die Idee des Werks selbst« zu geben. In philologische Termini rückübersetzt: Erkennt der Ausleger die verdorbenen Stellen im Textzeugen nicht, verwechselt er den ›ursprünglichen Gedanken‹ der Quelle mit der Scheinaussage des verdorbenen Zeugen.

Für den Autoritätsanspruch der philologischen Regel zahlt Heyne jedoch einen Preis. So nimmt er Dogmen, deren Übertragung auf das Kunststudium schon nach dem zeitgenössischen Stand der Reflexion fragwürdig ist, für bare Münze. An einer Stelle verunglimpft er, im Dienste seines Narrativs der Verwissenschaftlichung, die italienische Behandlung der »eigentliche[n] Anticke«,²¹ um anschließend die Göttinger Sicherheit einer ›Hermeneutick der Anticke‹ zu behaupten. Doch ein Begriff der ›Hermeneutick der Anticke‹ ist nicht selbstverständlich. Ebenso wenig lässt sich das »Betrachten und Erklären« der Kunstwerke mit dem philologischen Topos des ›geistigen Ausdrucks des Verfassers‹ gleichstellen:

Die erste Regel bey der *Hermeneutick der Anticke* sollte doch wohl diese seyn: Jedes alte Kunstwerk muß mit den Begriffen und in dem Geiste betrachtet und beurtheilt werden, mit welchen Begriffen und in welchem Geiste der alte Künstler es verfertigte. Man muß sich also in sein Zeitalter, unter seine Zeitverwandten versetzen, diejenigen Kenntnisse und Begriffe zu erreichen suchen, von denen der Künstler ausging; die Absicht seiner Arbeiten so viel möglich aufsuchen, und also z. B. ein privat Werk mit andern Augen ansehen als ein öffentliches, ein nachgeahmtes, ein späteres, anders als ein originelles, ein früheres, eines aus den schönen Zeiten der Kunst. *Begriffe von der Kunst, Kunsterfindung, Kunstbehandlung* sind also das erste, was der Antiquar mitbringen muß, wenn er ein altes Werk betrachten und erklären will. Er muß ferner *die Dichterfabel* in seinem Gemüthe gegenwärtig

20 Heyne erwähnt nur pauschal, dass Winckelmann im Geschäft der Kritik von Cavaceppi verführt sei (Heyne (Anm. 1), S. 17). Freilich: Bekanntlich ist Winckelmann einmal ein gravierender Fehler in der Kritik unterlaufen (Stichwort G. B. Casanova und Malerei). Da Heyne nicht auf die Arbeitsweise und -erfahrung Winckelmans eingeht, thematisiert er auch die Unterschiede zwischen philologischer und antiquarischer Kritik nicht.

21 Vgl. »Das Studium des Alterthums war überhaupt bis jetzt auf eine Art behandelt worden, daß *das Ganze keine Gestalt gewinnen konnte*. Nach der Wiederherstellung der Litteratur fing man zuerst mit der Topographie Roms an [...] oft blieb man bey einer lateinischen Nomenclatur der gemeinsten Dinge stehen; [...] aber nein, [die Italiäner] haben uns weitschweifige, bis zum Eckel ausgedehnte Abhandlungen über die unbedeutendsten kleinen Figuren, Bronzen und Idolen geliefert. Und die Erklärungen und Erläuterungen selbst, welche sie uns geben, wie ganz entfernen sie sich fast alle von der Einsicht und dem Geschmack eines wahren Kenners!« (ebd., S. 8).

haben, das ist, den Inbegriff von Gegenständen und Ideen, welche die Künstler gern auszudrücken pflegen [...]²²

Die forcierte Philologisierung der Erklärung antiker Kunstwerke hat wiederum Folgen für das *disziplinäre Selbstverständnis der Philologie*, die Heyne vertritt und lehrt. Ein zentraler Aspekt davon ist, welche Wissenschaftlichkeit bei der Betätigung der Heyne'schen Philologie herauskommen sollte. Die Lobschrift gewährt dazu manche Einblicke, schließlich ist ihre Art der Beantwortung der Kasseler Preisfrage selbst Programm.

Als erstes ist festzustellen: Dank Heynes Annexion des »Studium[s] der alten Kunstwerke« wird der herkömmliche *technische* Philologiebegriff (etwa Kritik und Hermeneutik) – in dieser Lobschrift auf Kosten Winckelmanns in programmatischer Absicht – zum *Disziplinbegriff* der »ganzen Wissenschaft des Altertums« erweitert. Die neue philologische Disziplin nennt Heyne auch Studium des Altertums. Sie setzt die »[g]riechische Litteratur« als »die Seele und das Leben der ganzen Alterthumskunde«²³ voraus, macht allerdings nicht notwendig die griechische Litteratur, sondern die »Alterthumskunde« zu ihrem Gegenstand. Die Ansprüche dieses Studiums – damit angeblich das Ganze Gestalt gewinnt – bestehen aus dem Zusammenspiel von Breite, Zusammenhang, neuer Wertschätzung griechischer Quellen und schließlich regelhafter Klassifikation und Erklärung.²⁴ Durch solches Vorgehen sieht Heyne seine Philologie von aller im Schatten der italienischen Renaissance stehender »Gelehrsamkeit« der schriftlichen und nichtschriftlichen Altertümer klar abgegrenzt.²⁵ Die etwa 30 Jahre später entstandene Wolf'sche »Altertums-Wissenschaft« hat zwar in ihren Zielen und Gegenständen wenig mit der Heynes gemein,²⁶ jedoch gehört die Selbstverständlichkeit des expandierten Disziplinbegriffs auch bei Wolf offenbar zur Folge der langfristigen Göttinger Arbeit am Image der »wissenschaftlichen Altphilologie«.²⁷ Für dieses Image wirbt die »Lobschrift« etwa in ihrem Plädoyer für die »*zweckmässige Behandlung der Hilfswissenschaften*, und unter allen vorzüglich ein gutes Buch über die *Fabel*«. ²⁸ Die »richtige Lehre« der *fabula* oder die Mythologie ist eines der wenigen

22 Ebd., S. 8 f.

23 Ebd., S. 6. Winckelmann und Heyne hatten in ihren Briefen gemeinsam die mangelnde Griechischkenntnis der Italiener moniert (Bäbler und Nesselrath (Anm. 4), S. 123).

24 Ebd., u. a. S. 19 f.

25 »Gelehrsamkeit« ist einer der Schlüsselbegriffe im Text, Heyne hat allerdings keinen reflexiven Gebrauch von ihm.

26 Ein folgenreicher Aspekt bei Wolf ist, »den Namen *Alterthum*, in ausnehmendem Sinne auf die beiden durch Geistescultur, Gelehrsamkeit und Kunst verfeinerten Völker einzuschränken«; andere antike Völker außer den Griechen und Römern gehörten zu den »*Barbari*« und die Forschung dazu sei »den Orientalisten überlassen«, vgl. F. A. Wolf, *Kleine Schriften in lateinischer und deutscher Sprache*, Bd. 2., *Deutsche Aufsätze*, hg. von G. Bernhardt, Halle 1869, S. 808-895, hier S. 819.

27 So auch Anthony Grafton mit Fokus auf Wolf: »His program for studying all aspects of ancient culture in conjunction with one another, a program as broad as Heyne's and more modern in presentation [...]«, in: ders., *Introduction*, in: F. A. Wolf, *Prolegomena to Homer* (1795), Princeton 1986, S. 4.

28 Heyne (Anm. 1), S. 20.

Themen, über das Heyne mehrfach in der Sozietät der Wissenschaften zu Göttingen vortrug und das ihm viel bedeutete. Die Rede von Mythologie als ›Hilfswissenschaft‹ des Altertumsstudiums verwandelt den traditionellen Topos, Philologie sei Hilfswissenschaft der hoheitlichen Disziplinen der höheren Fakultät. Mit einem kleinen rhetorischen Trick scheint der ›höhere‹ disziplinäre Status der Altpphilologie schon wie längst etabliert.

Entgegen dem im Text durch Schlüsselbegriffe aufgeblendeten Bild der Disziplin ist allerdings zu fragen: Wäre für Heynes Disziplin nicht etwa der Name ›Gelehrsamkeit allerlei Altertümer‹ treffender? Schließlich nennt er als Grund für seine Forderung, einzelne Linien der Gelehrsamkeit zusammenzuführen, einzig die Absicht, die Gelehrsamkeit zu vervollkommen.²⁹ Und dabei bleibt die Rolle des Studiums der ›nichtliterarischen‹ Altertümer, die in jenem Ganzen als ›besondere‹ erscheint und um derentwillen Heyne mit Winckelmann ringt, auffallend vage. Man darf anzweifeln: Ist die Beziehung dieses hervorgehobenen Teils zum ›Ganzen‹ (oder ›Rest‹) unklar, blieben die postulierten ›Zusammenhänge‹, die suggerierte Ganzheit und Einheit der Disziplin doch Luftschlösser. Um das zu klären, aber auch um im übernächsten Schritt Heynes Anweisungen zur ›verwissenschaftlichten‹ Gelehrsamkeit beurteilen zu können, gilt es nun, gerade seine Winckelmann-Darstellung genauer in Augenschein zu nehmen.

2.

Heynes Fortschrittsgeschichte des Studiums des Altertums ist bevölkert von Typen von Akteuren, die er gegeneinander ausspielt. Am Ende des Spiels verdient der künftige Sieger den »schönste[n] Kranz um [Winckelmans] Aschenkrug«. Aber Winckelmann, einst der »gutthätige Heros«³⁰ und »Antiquar«,³¹ der den renaissancistischen »gelehrte[n] Forscher des Altertums«, »Kenner der alten Kunst« und »gelehrte[n] Antiquarier«³² übertroffen habe, sollte für das Publikum der ›wissenschaftlichen‹ Altpphilologie eher als warnendes Beispiel dienen. Eloquent wird der geehrte Held in der Lobpreisung relativiert:

Ich halte mich nicht bey den kleinern Schriften Winckelmans auf, die alle zu der Wirkung beytrugen, daß sich bessere Begriffe von Alterthum verbreiteten, daß

29 Ebd., S. 4 f., ab: »Das Studium des Alterthums, [...] erfordert einen *Umfang von Kenntnissen* und ein *Maaß von Geisteskräften* ...«.

30 Ebd., S. 21.

31 Ebd., S. 5. Max Kunze (Archäologie aus der Sicht Winckelmans, in: Von der Schönheit weißen Marmors. Zum 200. Todestag von Bartolomeo Cavaceppi, hg. von Thomas Weiss, Mainz 1999, S. 11-16, hier S. 11) erläutert den Begriff ›Antiquar‹ bei Winckelmann: »Auf sich bezogen hat er den Begriff Antiquar augenscheinlich zu vermeiden gesucht, schon um sich von der traditionellen antiquarischen Wissenschaft abzusetzen. [...] In der Regel ist der Begriff bei Winckelmann jedoch negativ verwendet [...] Zu den Antiquarii (auch gelegentlich verächtlich ›Antiquariuoli‹ genannt) heißt es, daß ›die Alterthümer [...] nur Anlaß gegeben [haben], Belesenheit auszuschütten, der Vernunft aber wenige oder gar keine‹«.

32 Heyne (Anm. 1), z. B. S. 10.

die Aufmerksamkeit der Antiquarier mehr auf die Kunst und die Schönheit sowohl der Idee als der Ausführung geleitet ward, und daß insonderheit unter unsern Deutschen der gute Geschmack mehr und mehr gewann und auch das Studium der Kunst selbst einige Bearbeiter mehr fand. *Die Begeisterung*, mit der er sich in Bewunderung der grossen Idealschönheiten eines Torso, eines Apollo, und anderer Werke erster Grösse ergossen hatte, faßte und ergriff einen Theil unserer jungen Gemüther, und feurte sie zum *Gefühl des Schönen* an. Daß sich viel ausschweifendes einmischen würde, wer konnte das nicht voraus erwarten?³³

Im weiteren Verlauf der Argumentation führt Heyne die Demontage noch weiter, um die >Illusionen< über diesen Heroen, die viele Zeitgenossen hegten, zu zerstören:

Nirgendwo offenbart sich der Mangel der *erforderlichen Hilfsmittel* mehr, als im *historischen Theile* seiner Geschichte der Kunst, welcher voller Fehler wider die *Zeitrechnung, die Geschichtfolge und den wahren Verlauf der Geschichte* ist.³⁴

Den Weg der *guten Erklärung* der alten Werke hat uns Winkelmann gebahnt; aber *weder seine Begeisterung*, noch sein vorhin gerügter Hang, *über Anticken wahrzusagen* statt sie zu erklären, muss uns verführen.³⁵

Am Ziel der ganzen Rede angekommen lässt sich nun eine andere Disziplin preisen, in der die Gewichtung der Voraussetzung und der Leistung von Winkelmanns einzigartiger, wie Heyne betont, Forschung gerade umgedreht wird. Winkelmann habe dank seiner *gelehrten*, jedoch individuellen >geistigen Voraussetzung< zum Wissen des *Schönen* und der Kunst beigetragen. Bei Heyne hingegen bedeute das »Studium des schönen Alterthums« eine selbstverständliche Voraussetzung,³⁶ während die *aufklärerische* Forschung des »Geistes des Alterthums« das notwendig zu Leistende sei:

dieses herrliche Studium [...] das aber doch nicht nur für die Kunst unseres Zeitalters, für den Geschmack und den Reichthum der Erfindung, sondern auch für die Bildung jugendlicher Gemüther, zur Erweckung des Gefühls vom Schönen, Wahren und Grossen, so wie in der Kunst also in der Natur und im Sittlichen, so viel *beytragen kann*; das, selbst in einer gelehrten Gestalt, zu näherer Kenntnis des Geistes des Alterthums, zu Erläuterungen der Begriffe der frühern Zeitalter und der Vorstellungsarten, besonders in Religionsgebräuchen und Einrichtungen, zu philosophischen Raisonnements über den Gang des menschlichen Verstandes im Denken und Handeln, *führen muß*.³⁷ (Hvhb. v. V.)

Doch nichts von dem, was Heyne in diesen Worten als Winkelmanns Limitationen behauptet, basiert auf nachvollziehbaren Argumenten. Ein Blick in die >Vorrede< der

33 Ebd., S. 13 f.

34 Ebd., S. 14 f.

35 Ebd., S. 17.

36 Ebd., S. 20.

37 Ebd., S. 21.

>Geschichte der Kunst< lässt bereits anzweifeln, ob Heyne das Bild dieses Werks nicht verzerre – daher hat in der bisherigen Diskussion über das Verhältnis der beiden Gelehrten das Neidmotiv des Göttinger Professors einen festen Platz. Erneut getäuscht wäre, wer annimmt, dass Heyne selbst überblickte, was Winckelmann dem Studium der Antiken vor ihm voraus habe. Im Gegenteil hatte dieser sich in seinem Buch mit Arten der »Vergehungen der Skribenten« bzw. »Gelehrten« auseinandergesetzt; Heyne gibt sie bloß wieder in dem ihm eigenen lehrerhaften Ton.

Die kleine Szene des Neids lädt dazu ein, etwas tiefer zu schürfen und zu fragen, was der Neid eines *Altphilologen* im Prozess der >Verwissenschaftlichung< im späten 18. Jahrhundert bedeutet. In dieser genealogischen Perspektive enthält gerade der Vorwurf an Winckelmann, er gehe dahin, »über Anticken wahrzusagen statt sie zu erklären«, ein Problem, das die neue Göttinger Disziplin mit sich trägt und auch als Erbe der Nachwelt der modernen Philologien hinterlassen wird: Es geht darum, was das >Erklären< der Altertümer eigentlich heißt.

Diltheys bekannte Unterscheidung von Erklären versus Verstehen – wobei er letzteres den Geistes-, ersteres den Naturwissenschaften zugeordnet hat – verdeckt heutzutage, dass >Erklären< im 18. Jahrhundert (auch) ein hermeneutischer Terminus war. So lehrte Heyne das Erklären der Antiken eben als »Hermeneutick der Anticken«³⁸. Wenn er allerdings vom Erklären spricht, wird eine epistemische Konfusion auf die Welt gebracht: Denn nicht nur ist seine Übertragung des Begriffs aus dem Bibelstudium auf das Studium von Kunstwerken arbiträr, sondern verfolgt sein Begriffsgebrauch unmittelbar das Ziel, den Gegner auf einem Feld zu disqualifizieren, das man selbst zu beherrschen beansprucht. Seine Übertragung ist eigentlich bodenlos, nicht nur wegen der medialen Differenz zwischen den Texten und bildlichen sowie plastischen Werken, sondern auch weil Bibeltexte und antike Kunstwerke in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Hinblick auf ihre kulturelle und gesellschaftliche Relevanz schlichtweg unvergleichbar waren. Heynes defensive Offensive gegen den toten Winckelmann scheint wie die Reaktion von einem, der sich in den erwähnten Gesichtspunkten überfordert sieht und zugleich seine Stellung als Parteigänger des Fortschritts nicht aufgeben will. Starke Indizien dafür gibt die Art seiner Winckelmann-Missdeutung. Auf sie gehe ich im Folgenden ausführlich ein.

Da Heyne seine Einwände gegen Winckelmann nicht begründet, muss man selbst ihre Logik anhand der zerstreuten Einzelbemerkungen und auf ihre Rhetorik achtend rekonstruieren. Gilt die Behauptung, dass Winckelmanns historisches Wissen unzureichend sei, noch nachvollziehbarerweise der >Geschichte der Kunst<, so wird dagegen der prinzipielle Vorwurf der »platonischen Schwärmerey«³⁸ / »Begeisterung« und des >wahrsagerischen Hangs< nicht verständlich, wenn man ihn schlicht, wie Heyne es an *einer* Stelle so tut, auf >Monumenti antichi inediti< bezöge.³⁹ Denn dieses letzte Werk Winckelmanns hat eine so enge Beziehung mit der >Geschichte der Kunst< und dem Allegoriebuch, dass es kaum Sätze und Arrangements in ihm

38 Ebd., S. 6. Hier erzählt Heyne noch vom >früheren< Winckelmann.

39 Ebd., S. 14.

gibt, die nicht bereits in jenen beiden Werken entweder erklärt oder sichtbar vorbereitet worden sind. So würde ein Dritter, insbesondere von heute, weder Heynes Vorwurf noch Winckelmanns Vorgehensweise erfassen, wenn er Heynes Suggestion folgte und lediglich auf das voraussetzungsreichste ›Monumenti‹ schaute. Tatsächlich sind die Verhältnisse viel merkwürdiger. Winckelmann hat nämlich bereits in der ›Geschichte der Kunst‹ selbst ähnliche Worte wie die in Heynes späterem Vorwurf gegen ihn benutzt. Und mit ihnen teilt er seine Absichten teilweise offen mit. Heyne sammelt offenbar seinem hermeneutischen Schema gemäß die ›Absichten des Autors‹ und macht sie zur ›begrifflichen Grundlage‹ des Leserurteils, um so den Schein von ›klarer Einsicht‹ in das Werk zu geben.⁴⁰ Der Göttinger Lehrer verzichtet somit darauf, in der ausgeführten Argumentation die Autorintention zu verfolgen. Nun steht Winckelmanns Begriffsgebrauch von ›wahrsagen‹ an einer besonderen Stelle, nämlich in seiner – auch er benutzt den Term – ›Erklärung‹ der Statue des Apollo von Belvedere. Eine eingehende Analyse dieser Stelle kann dabei helfen, zu reflektieren, weswegen Heyne Winckelmanns Art der ›Erklärung der Antike‹ ablehnte. Winckelmann schreibt:

[...] dieses göttliche Haupt: es scheint gesalbet mit dem Oel der Götter und von den Gratien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über dem Anblicke dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenige, die ich wie vom Geiste der Weißagung aufgeschwellet sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die Lycischen Hayne, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben. Die Kunst selbst müßte mir rathen, und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten. Der

40 Man vergleiche Textpassagen der beiden, z. B. Winckelmann, Vorrede der ›Geschichte der Kunst‹, [1. Auflage 1764], in: ders., Schriften und Nachlaß, Bd. 4,1, Geschichte der Kunst des Alterthums, Text, hg. von A. H. Borbein u. a., Mainz 2009, S. XXXII: »Ich kündige zugleich dem Publico ein Werk an [...] Es ist dasselbe eine Erläuterung niemals bekannt gemachter Denkmale des Altertums von aller Art, sonderlich erhobener Arbeiten in Marmor, unter welchen sehr viele schwer zu erklären waren, [...] Durch diese Denkmale wird das Reich der Kunst mehr, als vorher geschehen, erweitert; es erscheinen in denselben ganz unbekannte Begriffe und Bilder, in sich zum Teil auch in den Nachrichten der Alten verloren haben, und ihre Schriften werden an vielen Orten, wo sie bisher nicht verstanden worden sind, auch ohne Hilfe dieser Werke nicht haben können verstanden werden, erklärt, und in ihr Licht gesetzt.« Heyne (Anm. 1), S. 13: »Vor den Augen der gelehrten Antiquarier zu glänzen, scheint Winckelmann insonderheit seine monumenti inediti bestimmt zu haben. Man bemerkt es deutlich, daß er sich hier vorzüglich Mühe gibt, Gelehrsamkeit anzubringen, und Erklärungen von alten Denkmälern, insonderheit von erhabenen Werken, die andere für unerklärbar hielten, zu geben. Er scheint hierunter sich nach dem unter den Italiänern herrschenden Geschmack gerichtet, und mehr Auskramung und Belesenheit, als nöthig war, beygebracht zu haben.«

Begriff eines *Apollo auf der Jagd*, welchen Herr *Spence* in dieser Statue finden will, reimet sich nicht mit dem Ausdrucke des Gesichts.⁴¹

Das Zitat umfasst etwa das letzte Drittel von Winckelmanns Erklärung. Davor werden physiognomische Einzelheiten der Statue mythologisch kontextualisiert vorgestellt. Winckelmann beschreibt nicht die Anatomie der Statue. Stattdessen leitet er den *Leser seines Buchs* zu einer imaginativen Betrachtung an, durch die das »höchste Ideal der Kunst«, das gerade die Apollo-Statue für ihn verkörpert, wahrnehmbar würde: »Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten [...] denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die Menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen ersitzen und regen diesen Körper [...]«. ⁴² Nachdem der Blick die Teile durchgegangen ist und beim Haupt endet, beginnt mit dem obigen Zitat ein neuer Blick auf die *ganzheitliche Schönheit* der Statue. Und zu dieser Schönheit gehört die Idee der Göttlichkeit im Sinn – so Winckelmann – des antiken Künstlers, der diese Statue geschaffen hat. Hierbei ändert Winckelmann seine Redeweise. Der Leser wird nicht mehr direkt, als Du, miteinbezogen. Das anleitende Ich tritt hervor und erteilt eine Lektion über die Selbsterfahrung des Subjekts. Ihr Ziel ist, in sich die erhebende Liebe, den *Ἔρως*, für das >idealschöne< Objekt wachzurufen. Ist diese Voraussetzung erfüllt, so erscheint für Winckelmann im Apollo von Belvedere das >Urbild< des griechischen Apollon – des homerischen Apollon.⁴³

Es ist hier nicht die Frage, ob jeder, zumal Heyne, Winckelmanns nicht nur an Platons >Phaidros< geschulte Sicht auf die Statue teilen muss. Kaum übersehbar ist jedoch, dass Winckelmann durchaus ohne >wahrsagerischen Hang< eine Form der Erklärung entwickelt, die weit reflektierter ist als die philologische >Hermeneutik der Antiken<. Der Apollo-Text ist eine in mehrfacher Hinsicht *vermittelnde* Mitteilung. Er sucht gleichzeitig zwischen dem erfahrenen Blick auf das Schöne und dem Blick des in der Kunst Unkundigen, zwischen der visuellen Erkenntnis der positiven wie auch idealen Formen und der sprachlich verfassten Begriffserkenntnis sowie zwischen dem Reflexionsort der modernen Gegenwart und dem des ideal-griechischen Altertums zu vermitteln.

Zur Bewältigung dieser Komplexität auf verhältnismäßig engem Raum bedient Winckelmann sich literarischer Formen der Mitteilung. Dazu gehören die wechselnden Subjektperspektiven, aber ebenso der *gezielte* Einsatz von Mythologemen. Wenn er schreibt: »Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben wie diejenige, die ich wie vom Geiste der Weißagung aufgeschwellt sehe«, so bedeutet der Satz keineswegs, dass sich Winckelmann – nach Heynes Logik – vor »Begeisterung« einbilde, seherisch zu werden. Gemeint ist vielmehr, dass der quasi Regie führende Betrachter seine Leser – im Angesicht der Statue – dazu animiert, sich die

41 Winckelmann (Anm. 40), S. 780.

42 Ebd.

43 Vgl. die 3. Homerische Hymne »An Apollon«; Winckelmann bezieht sich in seiner Beschreibung auf den Geburtsort, also den >Ursprung< Apollons nach Homer.

lebendige, erhabene Göttlichkeit, die dem griechischen Apollon eigen gewesen sei, vorzustellen. Dieser Akt ist allerdings ein pädagogischer. Er dient der Vermittlung der Idee der lebendigen Liebe zum plastischen Werk: »denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalion Schönheit«. Anders formuliert: Begrifflich lehrbar ist dem vermittelnden Ich zufolge eigentlich nur die antike Pygmalion-Weisheit vom Wechselverhältnis zwischen ›Verlebendigung‹ und ›Kunstwerk‹. Im Gegensatz zu diesem Rezeptionsprinzip ist die altgriechische Idee des ›Idealschönen‹ im Paradigma der *modernen Gelehrsamkeit* jedoch überhaupt nicht direkt vermittelbar: »Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben. Die Kunst selbst müßte mir raten und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.«

Die Probleme der modernen Gelehrsamkeit hat Winckelmann auch in seiner Vorrede der ›Geschichte der Kunst‹ thematisiert: Er macht den Umgang der ›gelehrten Skribenten‹ mit alten Kunstwerken für sie verantwortlich. Dieser Forschertyp besitze (noch) gar keine rechten Begriffe von Kunst und trachte auch nicht nach deren Erkenntnis durch Autopsie: »Noch viel schwerer aber ist die Kenntniß der Kunst in den Werken der Alten, in welchen man nach hundertmal Wiedersehen noch Entdeckungen macht. Aber die mehresten gedenken zu derselben zu gelangen, wie diejenigen, welche aus Monatsschriften ihre Wissenschaften sammeln, und unterstehen sich vom Laocoon, wie diese vom Homerus, zu urtheilen.«⁴⁴ Winckelmanns Plädoyer für die Autopsie reduziert Heyne in der ›Lobschrift‹ auf die Privilegien in Winckelmanns Arbeitsleben. Dass die Autopsie eine zeitgenössische Forschungsmethode war – nichts anders als die Expeditionen bei Georg Forster und Robert Wood, in denen Heyne für die Göttinger Mythologie und Homerphilologie positiven Nutzen sieht –, unterschlägt er. Das Mittel der Autopsie dient bei Winckelmann aber überhaupt dem Zweck, *reflektierte* Erklärung der *Kunstwerke* zu fördern: »Die Beschreibung einer Statue soll die Ursache der Schönheit derselben beweisen, und das besondere in dem Stile der Kunst angeben [...]. Wo aber wird gelehret, worinnen die Schönheit einer Statue besteht?«⁴⁵

In einer Zeit vielfältiger Initiativen zur Umstrukturierung der ›Wissenschaften‹ übergibt Heyne im Prinzip Winckelmanns kritische Überlegungen dazu, was die ›Erklärung der Antiken‹ denn sei und wozu sie diene. Offenbar überwog der Eindruck, für den Typus ›gelehrter Skribenten‹ in Winckelmanns Kritik gehalten zu werden. In der ›Lobschrift‹ distanziert Heyne sich selbst von diesem Typus, der nun ›gelehrter Antiquarier‹ heißt. Er selbst sieht sich dagegen als weitsichtigen und gründlichen Philologen. Mit der Reputation der Philologie scheint jetzt, gegen Ende der 1770er Jahre, die Abrechnung jedenfalls im deutschen akademiepolitischen Diskurs möglich. So seien Winckelmanns beide in Italien entstandene Hauptwerke ›Geschichte

44 Winckelmann (Anm. 40), S. XXVIII.

45 Ebd., S. XVIII.

der Kunst< und >Monumenti antichi inediti< »voller Fehler wider die Zeitrechnung« und den »wahren Verlauf der Geschichte«; überhaupt bleibe er »in dem litterarischen« zurück, da er in Italien über keine »erforderlichen Hülfsmittel«, also keine aktuelle Forschungsliteratur und keine »guten Ausgaben« etwa von Herodot und Thukydides verfügt habe.⁴⁶

Einen Anspruch auf >wahre[]< »Geschichtfolge« hatte Winckelmann für seine Projekte gar nicht gestellt. Doch schon die Behauptung dieses Anspruchs hatte in Deutschland zu jener Zeit solch eine Autorität, dass z. B. Herder, obwohl ein Verehrer Winckelmanns, 1782 im >Teutschen Merkur< Heyne als »den >einzigsten Mann< in Deutschland bezeichnet, der [...] eine vermehrte, berichtigte Ausgabe der Winckelmannschen Schriften liefern könnte«.⁴⁷ Es liegt heute noch im Dunkeln und wäre eine eigene Untersuchung wert, woher die Göttinger Philologenvorstellung vom >richtigen historischen Wissen< – Vorgängerin der nicht weniger problematischen >historisch-kritischen Methode<⁴⁸ – denn kommt. Hält man sich allerdings vorerst an Heynes Anspruch, so sollte die >historische Richtigkeit< jedenfalls zu der von ihm gelehrtens >Hermeneutick der Anticke< ins Verhältnis gesetzt werden. Welches aber ist es?

3.

Winckelmanns >Geschichte der Kunst< verfolgt ein klares pädagogisches Ziel. Ihm gemäß reflektiert der Autor sogleich in der Vorrede über *seinen* Gebrauch des Wortes >Geschichte<: Es bezieht sich anstatt auf das faktische Geschehen auf das neue »Lehrgebäude[]< selbst.⁴⁹ In diesem Lehrgebäude steht die Kenntnis des »Wesen[s] der Kunst« werthierarchisch über allen anderen Ebenen des Wissens – von den damals sammelbaren antiken Daten bis zum reflexiven Wissen aus der Renaissance-Tradition der Künstlerbiographien. Kritische Winckelmann-Leserinnen und -Leser konnten seit jeher vom Standpunkt des Faktischen her den fiktiven Charakter in seiner >Geschichtsnarration< herausstellen.⁵⁰ Dabei sollte man jedoch nicht vergessen, dass das Fiktive in diesem Schreiben Teil des inszenierten⁵¹ »Versuch[s]« der pädagogischen Mitteilung ist. Das >Wesen der Kunst< mitzuteilen, das für Winckelmann an ausgewählten Körpern sichtbar werden kann, bestimmt, was bei ihm die Aufgabe der >Erklärung der Antiken< bedeutet: Erklärt wird dem *Leser des Buchs*, wie er in der Vorstellung

46 Heyne (Anm. 1), S. 14 f.

47 Zitiert nach Schulz (Anm. 2), S. 13. Herders Formulierung im Zitat ist selbst auch ein Verweis auf Heynes Abhandlung von 1711 zur »Berichtigung und Ergänzung« von Winckelmanns >Geschichte der Kunst< (Anm. 12).

48 Vgl. den Beitrag von Daniel Weidner in diesem Heft.

49 Winckelmann (Anm. 40), S. XVI.

50 Elisabeth Décultot, Vom Ursprung und Werden der Kunst erzählen. Narratologische Modelle der Kunstgeschichte im 18. Jahrhundert, in: Die Erzählung der Aufklärung. Beiträge zur DGEJ-Jahrestagung 2015 in Halle a. d. Saale, hg. von Frauke Berndt und Daniel Fulda, Hamburg 2018, S. 36-51.

51 Über Winckelmanns Orientierung bei der Konzeption des Kunstgeschichtsbuchs an Aristoteles' Dramentheorie vgl. ebd.

Allgemeines wie auch Besonderes betrachtet, um das ›Wesen der Kunst‹ daran zu erfassen, während die Sprache Winckelmanns die Wege des Betrachtens lenkt und veranschaulicht. Solche textlich hergestellte, ich würde sagen, ›Symautopsie‹ kompensiert nicht zuletzt die Entfernung des Lesers von den Museen sowie antiken Stätten. Diese Art der ›Erklärung‹ überbietet in Winckelmanns Verständnis die der ›gelehrten Skribenten‹, die nicht daran dächten, bei der Mitteilung ihres Kunsturteils auch ihr Urteil den Lesern gegenüber *anschaulich* zu beweisen.

In diesem Wettbewerb der Konzepte von ›Erklärung‹ gehört Heyne durchaus zur alten Partei der ›gelehrten Skribenten‹, obwohl sein Konzept dem wissenschaftsbetonten Denken der Zeit folgend von einem neuen Bewusstsein der Systematisierung getragen wird. Und das ist vielleicht das Instruktivste an Heynes Verstimmung gegenüber Winckelmann: Die innovative Erklärungsweise des Kunstgelehrten wird seinerzeit Katalysator – und für heute das Endoskop – eines der ersten deutschen Programme der ›wissenschaftlichen Philologie‹, in der Älteres und Neueres zusammen gären, dass die Philologie überhaupt zum ersten Mal mit eigener Programmatik auftreten konnte. Heynes umfassende Altphilologie kann im Ganzen wie in Teilen epistemologisch wohl nur auf der Grundlage dieser inneren Struktur erfasst werden. Darum sind all die oben erwähnten Fragen der Relationen – also die: Wie führen die ›Teile‹ in dieser Disziplin zum ›Ganzen‹ zusammen? Was bedeutet die Forderung der ›historischen Richtigkeit‹ und wie korreliert sie mit der ›Hermeneutick? – aus der durch die Winckelmann-Auseinandersetzung neu gewonnene Perspektive zu behandeln. Zu erläutern ist somit zuerst, inwiefern Heynes Erklärungskonzept im von Winckelmann benannten, alten Horizont der ›gelehrten Skribenten‹ steht; dann, was Heyne unter der Systematisierung der Philologie genauer versteht; und schließlich, welcher Geschichtsbegriff ihm eigentlich die Selbstsicherheit gibt, den Maßstab der historischen Richtigkeit anlegen zu können.

In der Lehre von der ›Hermeneutick der Anticke‹ distanziert sich Heyne selbst vom »große[n] Haufen der Antiquarier«. Seine Physiognomik derselben gleicht sich allerdings Winckelmanns Kritik an ›gelehrten Skribenten‹ an, wenn er z. B. schreibt, die Antiquarier seien nicht im Stande, »in den Verstand der alten Schriftsteller oder in den Geist der alten Kunstwerke einzudringen. Von dem Verdienste, das diesen Werken die Kunst giebt, pflegen sie oft kaum einmal ein Wort zu gedenken«. ⁵² Nun lehrt Heyne nicht weiter, was den Geist und die Verdienste der Kunstwerke ausmacht; dafür setzt er seine Kritik fort: »nicht einmal die Masse, die Größe, die allgemeinsten Bestimmungen pflegen sie beyzufügen.« Derartiger Unmut über die fehlende Angabe der Maße, Größe und die »allgemeinsten [!] Bestimmungen« zeugt von einem Sammlergeist, der über effizientere Klassifikationsmethoden verfügen möchte. Damit redet der Göttinger Professor und berühmte Bibliothekar ⁵³ noch bloß der traditionellen Tugend des Antiquars das Wort.

52 Heyne (Anm. 1), S. 9.

53 Helmut Rohlfing, Christian Gottlob Heyne und die Göttinger Universitätsbibliothek, in: Bähler und Nesselrath (Anm. 4), S. 145-157.

Die ›Hermeneutik der Antike‹ setzt also die zur Arbeitsprozedur technifizierte Tugend der *Klassifikation* voraus – sonst hingegen nichts. Wenn die derart gehobene ›philologische Erklärung‹ der Werke bedeutet: »Jedes alte Kunstwerk muß mit den Begriffen und in dem Geiste betrachtet und beurtheilt werden, mit welchen Begriffen und in welchem Geiste der alte Künstler es verfertigte [...]«, so liefert Heynes neue Altertumswissenschaftler seinem Leser »litterarische« Daten, Klassen und, der biblischen Worthermeneutik folgend, die Erzählung vom ›Geist‹ der Urheber.

Die Klassifikation ist in Heynes Forschung und Lehre eine omnipräsente Forderung und ein bald sammlungssystematisch, bald taxonomisch gemeintes Stichwort. Dieser Sachverhalt untermauert sogar die von Foucault primär aus französischen und englischen Quellen rekonstruierte Wissen(schaft)sgeschichte des ›klassischen Zeitalters‹ der 17. und 18. Jahrhunderte.⁵⁴ Umgekehrt scheint es kein Zufall zu sein, dass die ›Lobschrift‹ als Ausdruck der Vision eines Göttinger Philologen, der mit der zeitgenössischen englischen und französischen Forschungsliteratur bestens vertraut ist, zu seiner Disziplin bloß ein strategisches Verständnis von ›Verwissenschaftlichung‹ mitteilt, nämlich darüber, wie Arbeitsweisen, die als nicht organisiert genug gelten, zur Ordnung zu bringen seien. Verwissenschaftlichung bedeutet für Heyne daher genauer Maßnahmen dafür zu nehmen, den Standard des Studiums (nicht schon des kritischen Forschens) festzulegen. Dies hat in Wirklichkeit mit allerlei herkömmlichen Dimensionen der ›Hilfswissenschaft Philologie‹ zu tun, die jetzt unter den Umständen der Reformuniversität neu, aber stets mit einer rationalistischen Attitüde, zu gestalten sind. So mündet die Herrschaft der Heyne'schen Klassifikation in folgende Handlungsanweisungen: Zu bearbeiten seien ein »Verzeichnis, ein Repertorium von allen Anticken, die man weiß«, also eine Art archäologischer Katalogisierung, die Propädeutik eines nach Regelkanon eingerichteten Studiums ab der Gymnasialstufe sowie an der Universität für die Bildungsreisen junger Adligen,⁵⁵ und schließlich Handbücher – »unter allen vorzüglich« ein Handbuch der Mythologie, die

blos erzählend eingerichtet ist; – die ursprüngliche oder doch ältere Gestalt, in welcher jede Fabel bey den ältesten Dichtern, oder auf den ältesten Denkmälern vorkommt, und dann, die Veränderungen oder Zusätze der folgenden Dichter und Künstler nach einander keine Deutung verlangen werden. Die beste Deutung gibt jene Stellung und Ordnung der Erzählung von der frühesten Erscheinung an durch alle Veränderungen durch.⁵⁶

54 Hervorzuheben ist allerdings, dass die in ›Die Ordnung der Dinge‹ (1966) dargestellten Epochen des *Wissens um Sprache* – die Sprachwissenschaft vor 1800 und die Philologie im 19. Jahrhundert – nicht ohne weiteres für Heyne gelten. Dessen Forschungsinteresse geht, das sah bereits Wilamowitz-Moellendorf, kaum von der Sprache aus: »[...] obwohl seine Stärke nicht in der Textkritik lag. Die Sprache und die Grammatik hat er zurücktreten lassen«, in: Wilamowitz-Moellendorf (Anm. 7), S. 45. Das wirft ein sehr bedenkliches Licht auf Heynes Auftritt als Philologen.

55 Heyne (Anm. 1), S. 18-20.

56 Ebd., S. 20f.

Diese Sätze, die Heynes elegischem Abschied von Winckelmann unmittelbar vorausgehen, wenden sich auf halb versteckte Weise noch einmal gegen dessen wirkungsästhetisch und kunstphilosophisch ausgerichtete ›Geschichte‹ der Antiken. Auf den ersten Blick beschreiben die Sätze nur ein Modell der Mythographie – obgleich es möglich ist, dass der Buchplan mit Winckelmanns Allegoriebuch konzeptuell konkurrieren wollte.⁵⁷ Doch nicht um irgendeine Mythographie geht es Heyne. Im Zentrum steht gerade die Idee, Veränderungen in der künstlerischen Mythenbearbeitung, also in allen schriftlichen und nichtschriftlichen Altertümern gemäß der »Zeitrechnung, [der] Geschichtfolge und de[m] wahren Verlauf der Geschichte« zu sammeln. Sagt er, dass diese Sammlung nach »Stellung und Ordnung« die Veränderungsgeschichte ›bloß erzähle‹ und keiner Deutung bedürfe, so spricht da ein bloß katalogisierendes Denken. Und dass sich aus dieser Erzählung jedoch die »beste Deutung« von sich aus ergebe, ist wiederum ein naturgeschichtliches Argument auf jeden Fall unter dem Eindruck von Buffon.⁵⁸ In summa: Die naturgeschichtliche Klassifikation liegt Heynes ›wissenschaftlicher Mythologie‹ der hochkultivierten Antike⁵⁹ zugrunde. Seine Forderung der ›historischen Richtigkeit‹ bedeutet somit keineswegs das, was heute dank Generationen von geschichtswissenschaftlichen Reflexionen erst denkbar geworden ist.

Heyne wird das imaginierte Handbuch nicht realisieren. Doch gilt seine Nützlichkeit als klar. Denn wenn das Buch die Veränderungsgeschichte tatsächlich ›bloß erzähle‹, so glaubt Heyne, sein Objekt, das ganze ›schöne Altertum‹, als eine (gewordene) Natur vor sich liegen zu haben. *Diese* (Schein-)Positivität und Objektivität gibt ihm jene Selbstsicherheit, mit der er sich an den ›Erklärer‹ der Antiken wendet. Und dieser könne, anders als Winckelmann, der bei seiner Arbeit spontanen Gebrauch von seiner Gelehrsamkeit machen musste, von Handbüchern zur *Aufgeklärtheit* geführt werden:

[Der Erklärer] muß [] die Dichterfabel in seinem Gemüthe gegenwärtig haben, das ist, den Inbegriff von Gegenständen und Ideen, welche die Künstler gern auszudrücken pflegen, und wo diese nicht zureicht, erst dann geht er auf andere

- 57 Das Allegoriebuch setzt, wie in der Forschung bekannt, große Gelehrsamkeit wie die eines »Gräzist[en]« voraus; Kunze (Anm. 31) hat zudem erläutert, inwiefern die Untersuchung der ›Allegorien‹ aus der antiken Literatur mit der mythologischen Forschung in der deutschen Diskussion der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts überlappt. Heyne stand in der Mythenforschung dezidiert gegen die allegorische Deutung. Und bemerkenswerterweise besteht seine Rezension des Allegoriebuchs – anstatt sich auf Winckelmanns Allegriebegriff zu konzentrieren – in großen Teilen aus seinen eigenen (!) Überlegungen zu ›Mythenbildern als Allegorie‹, die also Winckelmanns Arbeit substituieren sollen. Vgl. J. J. Winckelmann, Versuch einer Allegorie, besonders für die Kunst, Dresden 1766. Text und Kommentar, hg. von Adolf H. Borbein u. a., bearbeitet von Balbina Bäbler u. a., Darmstadt 2020, darunter Heynes Rezension: S. 160-162.
- 58 In den ›antiquarischen Aufsätzen‹ sagt Heyne unverhohlen: »Noch sind wir [er meint: wir Deutschen, v. V.] ungefähr da, wo die Naturgeschichte war, ehe die Körper verzeichnet, in Ordnung gestellt und in ihre Klassen gebracht waren«, in: Heyne (Anm. 14), S. III.
- 59 Heyne hat auch eine hochproblematische und wirkungsreiche Theorie der Mythen der dokumentlosen ›Vorzeit‹. Dieses Thema werde ich an einem anderen Ort fortsetzen.

Mythologien, auf religiöse Begriffe, auf Geschichtsbegebenheiten aus, und vergleicht sie gegen die vorgestellten Sujets, ob sie einen Aufschluss davon geben können: und hat er diesen gefunden, so bringt er zur Belehrung anderer nicht mehr als dasjenige bey, was zur Aufklärung der Sache erforderlich ist. Findet er nichts, das der Idee des alten Künstlers nahe kommt, so erspart er ein unnützes Geschwätz, oder zeigt kurz die Gründe an, warum eine Erklärung nicht zu geben sey.⁶⁰

Die »Aufklärung der Sache« bedeutet hier, über Wissen darüber, was »der Idee des alten Künstlers nahe kommt«, zu verfügen. Der Sinn einer solchen Lehre ist kaum entzifferbar. Freilich: Weder das stumme Kunstwerk noch der tote Künstler der Antike *spricht* jenes Wissen. Als ginge es immerhin auch darum, keine ungebührliche Verlautbarung des galanten Wissens zu gestatten, findet Heynes »Erklärer« dank dessen »Hilfsliteratur« bereits sein pädagogisches Ideal: Das ist seine Verantwortlichkeit für geregeltes Wissen über ein »geschmacksvolles Alterthum«. ⁶¹ –

4.

Winckelmann findet das Wesen der Kunst an plastischen Körpern und Heyne die Ordnung im Überblick über das ganze Altertum. Jener will das innere Auge seiner Leser aktivieren, das den Abstand zwischen Antike und Moderne lebendig wahrnimmt. Und dieser will sein Publikum zur Kenntnis aller Litteratur raten, die die (nicht begriffene) Fremdheit der Antike nach Methodenregeln subtrahiert. Die »Lobschrift auf Winckelmann« leugnet Winckelmanns Bestreben. So kann Heynes Wissenschaft des Altertums – »mit eben der Freymüthigkeit«⁶² – die Perpetuierung des modernen Genres »nützlicher Hilfsliteratur« legitimieren.

Dieser Aufsatz hat versucht deutlich zu machen, dass die Winckelmann-Schrift Heynes einen entscheidenden Augenblick im Aufkommen der modernen disziplinierten Philologie markiert. Heynes Ansätze zur (Alt-)Philologie waren, das wäre noch weiter zu zeigen, in allzu vielen Hinsichten nicht selbstverständlich, und doch gilt er selbst heute für nicht wenige als bedeutender »Philologe« und »Praeceptor Germaniae«, ⁶³ wobei zu fragen ist, was diese geschichtliche Geltung eigentlich be-

60 Heyne (Anm. 1), S. 9.

61 Vgl. in Heynes Einleitung in das Studium der Antike, oder Grundriß einer Anführung zur Kenntniß der alten Kunstwerke, Göttingen, Gotha 1772, u. a. die folgende Auflistung der Regel: »Der wahre Gesichtspunkt des Studiums des Alterthums. Absicht, Nutzen und Werth der Kenntnis der Antike. Von der Empfindung des Schönen [...] von der Pflicht sich zu vergnügen, und sich des Genusses der edleren Vergnügungen fähig zu machen«, S. 9.

62 Heyne (Anm. 1), S. 20: »Und hier, verewigter Winkelmann, stelle ich mich im Geiste an deine Asche [...] Ich sprach von Dir und Deinen Verdiensten, mit eben der Freymüthigkeit, die du, edle Seele! für dein schönstes Vorrecht hieltest.«

63 In Anschluss an Wilamowitz-Moellendorf – warum gerade an ihn? – heben der Wissenschaftshistoriker Luigi Marino und mehrere nach ihm sowie die Altphilologin Sotera Fornaro, Autorin einer Reihe Heyne-Aufsätze (zuletzt 2022), Heyne positiv hervor. Wie fest das Bild der »umfassenden«, »verdienst-

deutet. Wenn eine Wissenschaftsgeschichte der modernen Philologie die Schein-selbstverständlichkeiten in deren Tradierung sichtbar machen kann, so ist eine solche Tiefenbohrung schon lohnend. Am Ort der >Göttinger Verwissenschaftlichung< um 1800 als Entstehungsort des Disziplinbewusstseins verschiedener Philologien wartet in diesem Sinn noch viel Arbeit.

*(Na Schädlich, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, IZEA, Franckeplatz 1/
Haus 54, 06110 Halle; E-Mail: na.schaedlich@izea.uni-halle.de)*

vollen Philologie< Heynes in fachhistorischen Rückblicken ist, davon kann sogar der klassische *Archäologe* Kunze zeugen: Die »seit Heyne dominierende[] philologische[] Richtung in der Archäologie« lasse die Richtung Winckelmanns und seiner Nachfolger als Minorität erscheinen (Kunze (Anm. 31), S. 12).

1. Introduction

Les linguistes occidentaux – missionnaires et sinologues – qui ont rédigé au 19^{ème} siècle des traités grammaticaux et des manuels d'enseignement du chinois à destination des étrangers ont surtout pris le parti d'appliquer à la langue chinoise les concepts et catégories des langues occidentales (en l'occurrence indo-européennes pour l'essentiel), mais ils ont aussi souvent repris la distinction traditionnelle entre mots «vides» et mots «pleins», qui date au plus tôt de la dynastie des Tang (618-907) et qui est bien développée dans le <Yǔzhù>¹ 语助 (1311) de Lu Yiwei et surtout dans le <Xū zì shuō>² 虚字说 (1710) de Yuan Renlin et dans le <Zhùzì biànlüè>³ 助字辨略 (1711) de Liu Qi, qui ont fortement inspiré le <Mǎ shì wén tōng>⁴ 马氏文通 (1898) de Ma Jianzhong.⁵

Dès le 14^{ème} siècle, sous les Song du sud (1127-1279), le lettré Zhou Boqi (1298-1369) avait déjà remarqué que «les mots vides d'aujourd'hui sont d'anciens mots pleins».⁶ Ce processus de changement devait être labellisé six siècles plus tard par Meillet «grammaticalisation» qu'il a défini ainsi : «l'attribution du caractère grammatical à un mot jadis automne».⁷

On analysera dans cet article la façon dont ces linguistes occidentaux ont compris et surtout comment ils ont expliqué cette dichotomie purement chinoise dans le cadre des théories occidentales de leur époque, en se limitant aux descriptions qu'ils ont faites du chinois de leur époque et non pas du chinois classique.

- 1 Yiwei Lu 卢以纬, Yǔzhù 语助 [Particules grammaticales] (1311), Beijing 1988.
- 2 Renlin Yuan 袁仁林, Xū zì shuō 虚字说 [Traité sur les mots vides] (1710), Beijing 1989.
- 3 Qi Liu 刘淇, Zhùzì biànlüè 助字辨略 [Compendium des particules grammaticales] (1711), Beijing 1954.
- 4 Jianzhong Ma 马建忠, Mǎ shì wén tōng 马氏文通 [Principes de base pour écrire clairement et de manière cohérente de Maître Ma] (1898), rééd., Beijing 1954.
- 5 Voir Victor H. Mair, Ma Jianzhong and the Invention of Chinese grammar, dans: Studies on the History of Chinese Syntax, éd. par Chaofen Sun, Berkeley 1997, p. 5-26, Alain Peyraube (贝罗贝), Ershí shìjì yǐqián ōuzhōu hà yǔ yǔfǎxué yánjiū zhuàngkuàng 二十世纪以前欧洲汉语语法学研究状况 [Études de la grammaire chinoise en Europe avant le 20e siècle], dans: Zhongguo yuwen 5, 1998, p. 346-352, Alain Peyraube (贝罗贝), Some Reflections on the Sources of the Ma Shi Wen Tong, dans: New Terms for New Ideas – Western Knowledge and Lexical Change in Late Imperial China, éd. par Michael Lackner, Iwo Amelung et Joachim Kurtz, Leiden 2001, p. 341-356, Giorgio Casacchia, Mariarosaria Gianninoto, Storia della linguistica cinese, Venezia 2012 et Mariarosaria Gianninoto, The Development of Chinese Grammars and the Classification of the Parts of Speech, dans: Language & History 57, 2014, n° 2, p. 137-148.
- 6 Voir Yonghua Liu 刘永华, Jīn zhī xūzì jiē gǔ zhī shízì 今之虚字皆古之实字 [Les mots d'aujourd'hui sont d'anciens mots pleins], dans: Yuyan kexue 2, 2013, p. 171-177.
- 7 Antoine Meillet, L'évolution des formes grammaticales (1912), dans: Linguistique historique et linguistique générale, Paris 1948, p. 131.

Les ouvrages suivants ont été particulièrement analysés :

- (i) <Notitia linguae sinicae>⁸ (1728/1831), de Joseph-Henry de Prémare ;
- (ii) <Éléments de la grammaire chinoise>⁹ (1822-1857) de Jean-Pierre Abel-Rémusat ;
- (iii) <Mémoire sur les principes généraux du chinois vulgaire>¹⁰ (1845) de Antoine Bazin ;
- (iv) <Grammaire mandarine ou principes généraux de la langue parlée>¹¹ (1856) de Antoine Bazin ;
- (v) <A Handbook of the Chinese Language>¹² (1863) de James Summers ;
- (vi) <A Grammar of the Chinese Colloquial Language Commonly Called the Mandarin Dialect>¹³ (1857-1864) et <A Grammar of colloquial Chinese as exhibited in the Shanghai dialect>¹⁴ (1853-1868) de Joseph Edkins ;
- (vii) <The Peking Syllabary>¹⁵ et <Yüán zì ěr jí>¹⁶ (1859-1867) de Thomas Wade.

2. Avant le 19^{ème} siècle : Prémare

Le premier missionnaire occidental à s'intéresser réellement à l'étude des caractères vides fut le père Joseph-Henry de Prémare (1666-1736), un missionnaire jésuite français, qui rédigea en 1728 un manuel de grammaire chinoise en latin, les <Notitia linguae sinicae>¹⁷ (Notes sur la langue chinoise), mais qui ne fut publié qu'en 1831.

Dans le chapitre consacré à la langue vernaculaire et familière (<De lingua vulgaris et familiari stylo>¹⁸), Prémare distingue quatre catégories grammaticales : (i) les noms (*De nominibus*), (ii) les pronoms (*De pronomibus*), (iii) les verbes (*De verbis*) et (iv) d'autres classes de mots (*De reliquis orationis partibus*), comme les adverbes, les prépositions, etc. Il identifie aussi quatre divisions grammaticales de la linguistique chinoise traditionnelle : les caractères/mots «pleins» (*Litterae plenae/solidae*), les

- 8 Joseph Henri Marie de Prémare (马若瑟), *Notitia Linguae Sinicae*, Malacca 1728/1831.
- 9 Jean-Pierre Abel-Rémusat (雷慕沙), *Éléments de la grammaire chinoise ou principes généraux du kou-wen ou style antique et du kouan-hoa, c'est-à-dire de la langue commune généralement usitée dans l'Empire chinois* (1822/1857), rééd. de la version de 1857, Buc (France) 1987.
- 10 Antoine Bazin (巴贊), *Mémoire sur les principes généraux du chinois vulgaire*, Paris 1845.
- 11 Antoine Bazin (巴贊), *Grammaire mandarine ou principes généraux de la langue parlée*, Paris 1856.
- 12 James Summers (詹姆斯.萨默斯), *A Handbook of the Chinese Language*, Oxford 1863.
- 13 Joseph Edkins (艾约瑟), *A Grammar of the Chinese Colloquial Language Commonly Called the Mandarin Dialect* (1857-1864), 2^{ème} éd., Shanghai 1864.
- 14 Joseph Edkins (艾约瑟), *A Grammar of Colloquial Chinese as exhibited in the Shanghai Dialect* (1853-1868), 2^{ème} éd., Shanghai 1868.
- 15 Thomas Francis Wade (威妥玛), *The Peking Syllabary. Being a Collection of the Characters Representing the Dialect of Peking. Arranged After a New Orthography in Syllabic Classes According to the Four Tones. Designed to Accompany The Hsin Ching Lu, Or, Book of Experiments*, Hong Kong 1859.
- 16 Thomas Francis Wade (威妥玛), *Yüán zì ěr jí 语言自迓集 – A Progressive Course Designed to Assist the Student of Colloquial Chinese, as Spoken in the Capital and the Metropolitan Department in Eight Parts, With Keys, Syllabary, and Writing Exercises*, London 1867.
- 17 Prémare (note 8).
- 18 *Ibid.*, p. 39.

mots « vides » (*Litterae vacuae*), les mots « vivants » (*Litterae vivae*) et les mots « morts » (*Litterae mortuae*). Il propose également de classer ces catégories de manière spécifique, par exemple en subdivisant les mots vides en particules de négation (*De particulis negativis*), particules finales (*De particulis finalibus*), particules temporelles (*De particulis quae tempus*), etc.¹⁹

Il s'agit là d'une toute première tentative de tenir compte des acquis de la philologie traditionnelle chinoise, mais Prémare ne donne pas davantage d'explications, et on est encore loin de pouvoir assimiler les mots vides à des éléments grammaticaux et les mots pleins à des items lexicaux. Quant à la sous-catégorisation entre « mots vivants » (*huó zì* 活字) et « mots morts » (*sǐ zì* 死字), elle est on ne peut plus vague, comme elle l'a toujours été, au demeurant, chez les lettrés chinois. Ainsi, Yuan Renlin (1710) considère qu'il s'agit d'une sous-catégorisation qui concerne les mots pleins : les verbes sont des mots vivants et les noms et adjectifs des mots morts, en reprenant une classification qui date de la rhétorique de la dynastie des Song (960-1279).²⁰ Plus tard, Bi Huazhen (1807-1848) dans son traité <Yanxu caotang biji>²¹ (ca. 1840) reprend cette division, mais les verbes et les adjectifs sont inclus dans la catégorie des mots vides.

3. <Éléments de la grammaire chinoise> d'Abel-Rémusat (1822-1857)

Jean-Pierre Abel-Rémusat (1788-1832) est le premier sinologue occidental à occuper en Europe une chaire de langues chinoises. Il fut nommé en effet en 1814 professeur de Langue et littérature chinoises et tartares-mandchoues au Collège Royal (futur Collège de France). Dès 1822, il publiait les <Éléments de la grammaire chinoise>²² (1822).²³

Il écrit dans ses <Éléments> : « les mots chinois, pris séparément, sont tous invariables dans leur forme ; ils n'admettent aucune inflexion, aucun changement, ni dans la prononciation, ni dans l'écriture ». ²⁴ Il ajoute cependant plus loin : « Les Chinois appellent *shí zì* 实字 (mots pleins), les mots qui ont une signification propre, comme les noms et les verbes ; et *xū zì* 虚字 (mots vides), ou *zhù cí* 助辞 (termes auxiliaires), les particules qui ne servent qu'à modifier le sens des premiers, ou à marquer les rapports qui les lient entre eux ». ²⁵

19 Ibid.

20 Voir Yuan (note 2).

21 Huazhen Bi 毕华珍, *Yǎnxù cǎotáng biji* 衍绪草堂笔记 [Notes on the abundant heritage of the thatched cottage] (ca. 1840), <http://nla.gov.au/nla.gen-vn1908951>.

22 Abel-Rémusat (note 9).

23 Voir Jean Rousseau, Denis Thouard, *Lettres édifiantes et curieuses sur la langue chinoise* Humboldt/Abel-Rémusat (1821-1831), Villeneuve-d'Ascq 1999 sur les discussions savantes entre Humboldt et Abel-Rémusat dès 1822.

24 Abel-Rémusat (note 9), p. 35.

25 Les translittérations initiales de Abel-Rémusat (à savoir *chi tseu* pour mots pleins et *hiu tseu* pour mots vides) ont été changées en alphabet pinyin, transcription aujourd'hui officielle en Chine. Il en sera de même plus loin pour les citations des autres missionnaires et sinologues occidentaux.

Comme Prémare avant lui, il introduit bien cette dichotomie entre «vide» et «plein» dans les premiers chapitres de son ouvrage, en soulignant qu'il s'agit de concepts de la philologie traditionnelle chinoise, mais dans les chapitres qui suivent, qu'il s'agisse de la Partie I (consacrée au «Style antique») ou de la Partie II («Style moderne»), cette division n'est plus mentionnée.

Abel-Rémusat se contente, comme ses prédécesseurs, d'appliquer au chinois les divisions traditionnelles en catégories du discours des grammaires occidentales de l'époque, à savoir : substantifs (ou noms), adjectifs, pronoms, verbes, adverbes, prépositions, conjonctions, exclamatifs et particules. Même lorsqu'il traite des adverbes, des prépositions ou des conjonctions, il n'évoque pas la catégorie des mots vides. Il indique tout au plus : « beaucoup de prépositions sont des mots qui, dans le style antique, sont plus habituellement pris comme substantifs ou comme verbes [...] et peuvent encore faire l'office de conjonctions ».²⁶ Il n'a même pas repris dans le chapitre sur les particules,²⁷ qui s'y serait pourtant particulièrement prêté, cette notion de mots vides qu'il avait pourtant introduite auparavant.

4. Bazin : < Mémoire sur les principes généraux du chinois vulgaire > (1845)

Antoine Bazin (1799-1863), autre sinologue français prolifique (il est l'auteur de très nombreux travaux et de plusieurs traductions d'opéras de la dynastie des Yuan, 1279-1368) était un ardent disciple d'Abel-Rémusat (et, plus tard, de Stanislas Julien, 1797-1873). Il n'hésite pourtant pas, dans son < Mémoire sur les principes généraux du chinois vulgaire >²⁸ qui date de 1845, de considérer que les < Éléments de la grammaire chinoise > de son maître Abel-Rémusat « [...] ne sauraient être d'un grand secours ni d'une grande utilité pour l'étude de la langue vulgaire ».²⁹

Il préfère, de son côté, consacrer toute la première section de son < Mémoire > à la langue vernaculaire et à ses dialectes, avant d'aborder à nouveau, dans la troisième section,³⁰ les rapports entre langue parlée et langue écrite. Il ne fait aucun doute que ce < Mémoire > a fait progresser l'étude de la formation des mots en chinois parlé de l'époque, mais Bazin ne mentionne jamais la dichotomie « mot plein » et « mot vide », pourtant citée, à défaut d'être analysée, par Abel-Rémusat. Lorsqu'il commente à plusieurs reprises, et à des fins pédagogiques, la similitude frappante entre le chinois et le français dans la collocation des adverbes et des prépositions, Bazin n'introduit jamais les notions de mot plein et de mot vide. Il faut attendre, onze ans plus tard, son œuvre fondamentale qu'est la < Grammaire mandarine >³¹ pour qu'il aborde cette question.

26 Abel-Rémusat (note 9), p. 142 ; 368.

27 Voir *ibid.*, p. 144 sq.

28 Bazin (note 10).

29 *Ibid.*, p. 3.

30 Voir *ibid.*, p. 35 sq.

31 Bazin (note 11).

5. Bazin : < Grammaire mandarine ou principes généraux de la langue parlée > (1856)

Consacrée aussi, comme son nom l'indique, à la langue vernaculaire de l'époque, la < Grammaire mandarine ou principes généraux de la langue parlée >³² de 1856 – rédigée avec l'aide de lettrés chinois (notamment Ou Tan-jin et surtout Wang Ki-yè, originaire de Pékin) et influencée par les < Notitia linguae sinicae >³³ de Prémare, qui venaient d'être publiées en 1831 – fait enfin référence à plusieurs reprises aux philologues chinois qui nous enseignent que la grammaire est « un art très utile qui nous apprend à distinguer les *shí zì* (mots pleins) d'avec les *xū zì* (mots vides) ». ³⁴ Il adopte ainsi la définition qu'avait donnée Abel-Rémusat : « les *shí zì* (les mots pleins) ont par eux-mêmes une signification propre ; les *xū zì* (les mots vides) ou les particules marquent les rapports que les mots pleins ont entre eux ». ³⁵

Bazin divise ensuite les mots pleins en mots vivants et mots morts, en reprenant les définitions chinoises. Il explique, ce que n'avait pas fait Prémare avant lui : « On appelle *huó zì* 活字 (mots vivants) les mots qui expriment une action ou un état, comme les verbes ; on appelle *sǐ zì* 死字 (mots morts) les mots qui ne servent qu'à qualifier les objets, comme les substantifs et les adjectifs ». ³⁶

Il s'intéresse toutefois davantage aux mots vides ou particules, au sujet desquelles il cite Renan et son < Histoire générale des langues sémitiques >³⁷ (1855) qui disait que « la particule est d'ordinaire l'élément du discours qui passe le moins d'une langue à l'autre et tient le plus profondément au génie de chaque idiome » Et il ajoute : « Rien n'est plus vrai quand il s'agit des idiomes chinois. On distingue un dialecte d'un autre par les particules ». ³⁸

Bazin classe ensuite ainsi les mots vides, exactement comme l'a fait Yuan Renlin (1710) : « Il y a les particules initiales (*qǐyǔ cí* 起语辞), les particules conjonctives (*jiēyǔ cí* 接语辞), les particules disjonctives (*zhuǎnyǔ cí* 转语辞), les pronoms (*chényǔ cí* 衬语辞), les particules collectives (*shùnyǔ cí* 束语辞), les particules interjectives (*tànyǔ cí* 叹语辞) et les particules finales (*xīyǔ cí* 歇语辞) ». Il conclut qu'il en est aussi ainsi dans la langue arabe, qui opère avec une division en trois parties du discours : les noms, les verbes et les particules. On notera incidemment qu'il n'est nulle mention des adjectifs. ³⁹

Plus loin, Bazin fait référence au savant Joseph Edkins qui a « mis la main sur un traité grammatical, composé par un indigène, dont le nom est Bi Huazhen 毕华珍 ».

32 Ibid.

33 Prémare (note 8).

34 Bazin (note 11), p. xxii.

35 Voir *supra*.

36 Bazin (note 11), p. xxiv.

37 Ernest Renan, *Histoire générale des langues sémitiques*, Paris 1855.

38 Bazin (note 11), p. xxiii.

39 On comprend mal aujourd'hui que Bazin ait décidé de considérer les pronoms comme des mots vides, à l'instar de toutes les particules qu'il énumère. Cependant, on considérait au 19^{ème} siècle que le pronom était « mis pour le nom » et qu'il ne prenait son sens qu'à partir de son référent.

Il n'hésite pas à dire que cet ouvrage, le <Yǎnxù cǎotáng bǐjì>⁴⁰ 衍绪草堂笔记 (Notes sur l'héritage abondant de la chaumière au toit de chaume, ca. 1840) pourrait être la première grammaire connue de la langue chinoise rédigée par un lettré chinois.⁴¹ Il commente la classification nouvelle de l'auteur entre les mots pleins (uniquement les substantifs) et les quatre classes des mots vides et il rend son verdict : « Certes, on peut critiquer la classification établie par l'auteur : relativement aux *xū cí* (mots vides), elle est trop compliquée⁴² ; mais il faut convenir pourtant qu'elle se rapproche beaucoup des classifications européennes. À mon avis, les définitions de l'auteur sont encore plus remarquables que ses divisions. Je n'en citerai que deux, la définition de l'adjectif et la définition du verbe ».⁴³

6. Summers : <A handbook of the Chinese language> (1863)

James Summers (1823-1905) était un érudit britannique qui devint professeur au King's College de l'Université de Londres en 1854. Dans son manuel d'enseignement du chinois, il utilise, comme ses prédécesseurs les parties du discours occidentales traditionnelles et il justifie sa démarche par le fait qu'il s'agit d'un manuel de chinois écrit pour des Occidentaux : « Though all Chinese words cannot be classified under European denominations, yet many may be placed in grammatical categories and be distinguished by the respective terms for the parts of speech. This method will be more convenient for our purpose of analysis ; but it will be necessary to forewarn the foreign student of the fact that the Chinese words have really no classification or inflection, and that the distinction of <case, number, person, tense, mode, etc.> are unknown to natives of China. »⁴⁴

Il mentionne cependant dans le deuxième chapitre de son ouvrage intitulé <The forms of expression>⁴⁵ que les lettrés chinois distinguent des mots pleins (qu'il appelle *real words*) et des mots vides, et que les mots pleins se divisent à leur tour en mots morts (les noms) et mots vivants (les verbes). Il fait référence aussi aux nouvelles analyses originales et détaillées de Bi Huazhen, en reprenant ce qu'en a dit Edkins.⁴⁶ Il revient ensuite à la notion de mots vides lorsqu'il analyse les adverbes qu'il classe en «adverbes de temps, de lieu, de manière, de degré, de fréquence, de quantité, de

40 Bi (note 21).

41 Pour une analyse détaillée de ce traité grammatical, cf. Alain Peyraube, Lin Xiao, Bazin, Edkins and Bi Huazhen's Yanxu caotang biji [Notes on the abundant heritage of the thatched cottage], dans : When the West meets the East. Early Western Accounts of the Languages of the Sinosphere and their Impact on the History of Chinese Linguistics, éd. par Barbara Meisterernst, Wiesbaden 2023, p. 89-109.

42 Il distingue ainsi des *dāi xū zì* 呆虚字 qui semblent correspondre aux adjectifs, des *huó xū zì* 活虚字 pour les verbes, des *kouqì yǔzhù xū zì* 口气语助虚字 qui sont des particules énonciatives, et des *kōnghuó xū zì* 空活虚字 particules circonstanciels, sans qu'on sache très bien à quoi correspondre ces particules.

43 Bazin (note 11), p. xxv.

44 Summers (note 12), p. 40.

45 Ibid.

46 Voir *infra*.

qualité, adverbess affirmatifs, négatifs et interrogatifs (*adverbs of time, of place, of manner, of intensity and frequency, of quantity, of quality, of affirmation, doubt and négation, interrogative*) ».⁴⁷

Plus loin,⁴⁸ lorsqu'il traite les prépositions et les postpositions⁴⁹, Summers note que si ces catégories du discours relèvent de la classe des mots vides, les prépositions proviennent de verbes, les postpositions de noms («the former are generally verbs; the latter, commonly nouns »⁵⁰).

Enfin, lorsqu'il aborde les conjonctions (causales, conditionnelles, concessives, temporelles, etc.),⁵¹ il explique leur comportement en fonction de leur appartenance à la classe des mots vides, et dans le chapitre suivant sur les phrases simples, il assume que les étudiants étrangers ont souvent des difficultés à assimiler cette catégorie qui est souvent difficile en chinois de distinguer des prépositions.

7. Edkins : <A grammar of the Chinese colloquial language commonly called the Mandarin dialect> (1857-1864) et <A Grammar of colloquial Chinese as exhibited in the Shanghai dialect> (1853-1868)

Joseph Edkins (1823-1905) était un missionnaire protestant britannique qui a passé 57 ans en Chine, dont 30 à Pékin. Linguiste et philologue hors pair, il a tenté de montrer, dans son ouvrage le plus connu <China's Place in Philology>⁵² (1871), après avoir comparé le vocabulaire chinois avec le vocabulaire indo-européen, que les langues d'Europe et d'Asie pouvaient avoir une origine commune.

Dans sa grammaire du Mandarin standard, qui analyse la langue parlée plus ou moins officielle de l'époque, il consacre près de 200 pages (sur 279) aux catégories du discours et à la syntaxe. Il suit la division occidentale en substantifs, nombres, adjectifs, pronoms, verbes, prépositions, postpositions, adverbess, conjonctions et interjections, tout en empruntant la classification traditionnelle chinoise en mots pleins, vides, vivants et morts. Il écrit que les lettrés chinois se réfèrent généralement à des mots ayant une signification réelle qu'ils appellent *shí cí* (*full characters*), et à des auxiliaires et autres mots sans signification réelle qui sont des *xū cí* (*empty characters*) ou ce qu'on nomme « particules » dans nos langues occidentales.⁵³

47 Summers (note 12), p. 84.

48 Voir *ibid.*, p. 91-92.

49 Par postposition il entend ce qu'on appelle aujourd'hui les « locatifs », à savoir les mots de position comme *wài* 外 « dehors », *lǐ* 里 « dedans », *shàng* 上 « dessus », *xià* 下 « dessous », *zhōng* 中 « milieu », *qián* 前 « devant », *hòu* 后 « derrière » qui sont postposés au nom.

50 Summers (note 12), p. 91-92.

51 *Ibid.*, p. 93.

52 Joseph Edkins (艾约瑟), *China's Place in Philology*, London 1871.

53 Edkins (note 13), p. 105.

Si l'on examine une phrase courante, on constate généralement qu'elle contient des mots de deux sortes, à savoir certains qui ont un sens propre indépendant de leur utilisation dans une phrase particulière, et d'autres qui sont employés uniquement dans un but grammatical, pour exprimer les relations entre les mots, pour relier les phrases et les propositions, et pour compléter la phrase, afin qu'elle soit claire dans son sens et élégante dans sa forme. (*If a common sentence be examined it is usually found to contain word of two kinds, viz. some that have a sense of their own independent of their use in any particular sentence, and others that are employed only for grammatical purpose, to express relations between words, to connect sentences and clauses, and to complete the sentence, so that it may be clear in meaning and elegant in form.*)⁵⁴

Il cite l'exemple suivant :⁵⁵

天晚了, 都是睡觉去了
tiān wǎn le dōu shì shuìjiào qù le
 temps tard PARTICULE tout Copule dormir aller PARTICULE
 « Il est tard, il faut aller dormir ».

Edkins explique : « Dans cette phrase, *dōu* 都 et *le* (*liao*) 了 ne signifient rien si on les considère en dehors du contexte. Ils sont employés comme des mots subordonnés ou des particules, sous le contrôle de certaines lois grammaticales. (*In this sentence, dōu and liao mean nothing when viewed apart from the context. They are employed as subordinate words or particles, under the control of certain grammatical laws*) ».⁵⁶

Edkins reconnaît ensuite que la division entre les mots vivants (*living characters*) qui sont des verbes et les mots morts (*dead characters*) qui sont des noms est très importante, car souvent les uns sont employés à la place des autres :

L'importance de cette distinction dans l'enseignement du chinois à l'école apparaît principalement quand il y a souvent des échanges entre verbe et nom. Aussi les phrases suivantes *dāng sǐ zì yòng* 当死字用 < il est utilisé comme nom > ; *dāng huó zì yòng* 当活字用 < il est utilisé comme verbe > etc. sont-elles requises en permanence pour expliquer la langue. (*The importance of this distinction in Chinese school instruction, arises principally from the very frequent interchange of the verb and the noun. The phrases dāng sǐ zì yòng < it is used as a noun > ; dāng huó zì yòng < it is used as a verb >, and similar expressions are in constant requisition in the explanation of the book language.*)⁵⁷

Dans son autre ouvrage, < A grammar of colloquial Chinese as exhibited in the Shanghai dialect >⁵⁸ (1853-1868), Edkins a aussi passé en revue les différents traitements

54 Ibid.

55 Ibid.

56 Ibid.

57 Ibid.

58 Edkins (note 14).

des mots vides et des mots pleins par les lettrés chinois et comparé les classifications traditionnelles chinoises et occidentales des mots, en mettant en évidence les correspondances qui existent entre les catégories chinoises et occidentales. C'est dans ce livre qu'il présente notamment la classification proposée par le savant chinois autochtone Bi Huazhen dans ses <Yǎnxù cǎotáng bǐjì> (Notes sur l'héritage abondant de la chaumière au toit de chaume, ca. 1840)⁵⁹ qu'ont commenté, après lui, Bazin (1856) et Summers (1863).⁶⁰ Il reprend le travail de Bi Huazhen sur la vaste catégorie des mots vides, qui comprend des *dāi xū zì* 呆虚字, c'est-à-dire les adjectifs [- dynamique], des *huó xū zì* 活虚字 [+ dynamique], des *kǒuqì yǔzhù xū zì* 口气语助虚字 « particules émotives » et des *kōnghuó xū zì* 空活虚字 « particules circonstancielles » ou « adverbiales ».

Edkins conclut que ce traité de Bi Huazhen est remarquable : « Il se rapproche tellement [...] de la classification occidentale, et donne des définitions précises de toutes les principales classes de mots (*he has approached so nearly [...] to a Western classification and he has defined with precision all the principal parts of speech*) ».⁶¹

8. Wade : *The <Yǔyán zì ǐr jí'> et <Peking syllabary> (1867-1859)*

Thomas Francis Wade (1818-1895) était un diplomate et sinologie britannique qui a été le premier professeur de chinois à l'Université de Cambridge. En 1867, il rédige en anglais un premier manuel de chinois, qui a ensuite été modifié et complété, notamment en utilisant le système de romanisation dit Wade-Giles. Le <Yǔyán zì ǐr jí'>⁶² reprend et développe un autre ouvrage préliminaire du même auteur, <The Peking Syllabary>⁶³, qui est daté de 1859.⁶⁴

Wade fait preuve d'un grand soin dans l'utilisation des termes grammaticaux chinois. Comme il l'écrit dans la préface : « [...] toute tentative de diviser la langue de manière autoritaire en catégories connues sous le nom de parties du discours serait futile (*[...] any attempt to divide the language authoritatively into the categories known to us as Parts of Speech would be futile*) ».⁶⁵

59 Bi (note 21).

60 Bazin (note 11) et Summers (note 12).

61 Edkins (note 14), p. 59.

62 Wade (note 16).

63 Wade (note 15).

64 Ce travail a eu une forte influence en Chine parmi les chercheurs chinois, sans doute parce que le document est disponible en chinois et largement accessible depuis 2002. Les parties sur la phonétique et le lexique ont été particulièrement étudiées, mais aussi la syntaxe, notamment par Song Ju (cf. Ju Song 宋桔, <Yǔyán zì ǐr jí'> de wénxiàn hé yǔfǎ yánjiū « 语言自迩集 » 的文献和语法研究 [Etude philologique et grammaticale de *Yǔyán zì ǐr jí'*], Thèse de doctorat de l'université de Fudan, Chine 2011 et Ju Song 宋桔, *Yǔyán zì ǐr jí' zhū bǎnběn jíqí shuāngyǔ tóngshí yǔliào jiàzhí* « 语言自迩集 » 诸版本及其双语同时语料价值 [Les éditions du *Yǔ-yen Tzú-érh Cbi* et la valeur du corpus bilingue], dans : *Yuyan jiaoxue yu yanjiu* 1, 2013, p. 31-39).

65 Wade (note 16), p. xiii.

Il introduit ces termes dans la discussion en chinois du volume I, et plus tard dans la traduction anglaise du volume II, il reprend les parties du discours classiques occidentales.

- | | |
|---|--|
| I. INTRODUCTORY OBSERVATIONS. | VIII. THE PRONOUN (PERSONAL, RELATIVE, POSSESSIVE, DEMONSTRATIVE, DISTRIBUTIVE, INDEFINITE). |
| II. THE NOUN AND ARTICLE. | IX. THE VERB (AS MODIFIED BY TENSE, MOOD, AND VOICE). |
| III. THE CHINESE NUMERATIVE NOUN. | X. THE ADVERB (OF TIME, PLACE, NUMBER, &C). |
| IV. NUMBER. | XI. THE PREPOSITION. |
| V. CASE. | XII. THE CONJUNCTION. |
| VI. GENDER. | XIII. THE INTERJECTION. |
| VII. THE ADJECTIVE AND ITS DEGREES OF COMPARISON. | |

Le <Yüyan zì ěr jí' > (1867) de Thomas Francis Wade : Table des matières

Cette contradiction entre ce qu'il souhaitait faire et ce qu'il a fait montre que Wade n'a pas été capable d'échapper au modèle occidental d'analyse grammaticale. En ce qui concerne la division entre mots pleins et mots vides, il la reprend, mais timidement et pour dire qu'il n'est pas toujours aisé de l'utiliser, surtout pour ce qui est mots vides :

La dénomination (mots substantiels, *i. e. les mots pleins*) est générique de tous les mots qui ont une signification régulière (ou *bona fide*) > ; et ceux-ci sont encore subdivisés selon leur emploi en *sǐ zì* (mots morts) et *huó zì* (mots vivants). Il n'est pas aussi facile de définir les caractéristiques précises des *xū zì* (*The denomination (substantial words) is generic of all words that have a regular (or bona fide) signification; and these are subdivided again according as they may be employed into sǐ zì (dead words) and huó zì (live words). It is not so easy to define the precise characteristics of the xū zì*).⁶⁶

Il cite ensuite l'exemple suivant pour illustrer son propos :⁶⁷

你不要钱么
Nǐ bú yào qián me
 tu NEGATION vouloir argent INTERROGATIF
 « Ne veux-tu pas l'argent ? »

La particule interrogative *me* 么 ne connaît pas de sens régulier (*has no regular meaning*), c'est un mot vide, un marqueur interrogatif qui rend la phrase interrogative. Les mots *nǐ* 你 « tu », *yào* 要 « vouloir » et *qián* 钱 « argent » sont par contre des mots pleins. Les noms *nǐ* et *qián* sont des mots morts, et le verbe *yào* est un « mot vivant ». ⁶⁸

66 Ibid. : chapitre sur les parties du discours, en chinois 1.1, p. 286, 2.1, p. 346 ; en anglais 1.2, p. 102, 2.2, p. 482.

67 Ibid.

68 Ibid. : chapitre sur les Parties du discours : Chinois 1.1, p. 286.

Il remarque en outre que les mots morts (noms) sont sujets et les mots vivants (verbes) prédicats. Dans les phrases suivantes *nà rén shì hǎo* 那人是好 «cet homme est bon», *xià yǔ* 下雨 «il pleut», *nà mǎ kuài* 那马快 «ce cheval est rapide», les mots *rén* 人 «homme», *yǔ* 雨 «pluie» et *mǎ* 马 «cheval» sont sujets et mots morts, tandis que les mots *shì* 是 «être», *xià* 下 «tomber» et *kuài* 快 «rapide» sont prédicats et mots vivants.

Dans un but pédagogique, les explications de Wade sur les concepts grammaticaux ne sont presque jamais sous forme de définitions, mais plutôt sous forme de descriptions, avec des exemples. À l'aide de dialogues, Wade rend compte de la division du chinois en mots pleins et mots vides, en mots morts et mots vivants, tout en soulignant sans cesse qu'un même mot peut souvent appartenir à plusieurs classes en fonction du contexte.

9. Conclusion

Abel-Rémusat et Bazin dans la première moitié du 19^{ème} siècle ont clairement reconnu la dichotomie entre mots pleins et mots vides dans la grammaire chinoise traditionnelle et considéré cette distinction comme une caractéristique typique du chinois, inconnue ailleurs. Cependant, ils ne l'ont pas vraiment appliquée dans leurs cadres d'analyses respectifs, même si chez Bazin on peut trouver quelques tentatives d'avoir recours à cette dichotomie pour mieux expliquer certaines tournures particulières de la langue chinoise. En général, les traités et manuels grammaticaux occidentaux sur le chinois ont été à ce stade dominés par l'application des catégories grammaticales du système gréco-latin traditionnel, qui remontent à Nebrija (1481), comme l'ont montré Breitenbach (2004), Peyraube (2001), Chappell & Peyraube (2014).⁶⁹

Summers, Edkins et Wade, dans la seconde moitié du 19^{ème} siècle, ont formellement introduit à des degrés divers l'opposition plein-vide dans leurs traités, et ils ont même essayé de la développer dans un cadre grammatical occidental. Ils n'en ont pas moins gardé les parties du discours supposées universelles comme nom, verbe, adjectif, adverbe, préposition, conjonction, etc. Ils n'avaient sans doute pas tort car les grammairiens chinois utilisent toujours aujourd'hui ces catégories universelles tout en gardant la division entre mots pleins et mots vides. Zhu Dexi (1982), considéré comme un des plus grands linguistes du 20^{ème} siècle et qui exerce toujours une influence considérable dans la communauté des linguistes chinois, abandonne, certes, la distinction entre mots vivants et mots morts, mais il reprend celle entre mots pleins et mots vides.⁷⁰ Il classe dans les mots pleins les noms, nombres, classificateurs et une partie des pro-

69 Voir Elio Antonio Nebrija, *Introductiones Latinae* (1481), reproduction, Salamanca 1981, cf. Sandra Breitenbach, *Der Mandarin-Code. Sprache, Geheimsprache und Macht aus historischer und zeitgenössischer Perspektive*, Berlin 2004, Peyraube (note 5, 2001) et Hilary Chappell et Alain Peyraube, *The History of Chinese Grammars in Chinese and Western Scholarly Traditions*, dans: *Language & History* 57, 2014, n° 2, p. 107-136.

70 Voir Dexi Zhu 朱德熙, *Yǔfǎ jiǎngyì* 语法讲义 [Notes de grammaire], Beijing 1982, p. 40.

noms au sein d'une sous-catégorie appelée « nominatifs » *tǐcí* 体词 et les verbes, adjectifs et l'autre partie des pronoms dans la sous-catégorie des « prédicatifs » *wèicí* 谓词. Les mots vides, de leur côté, sont les adverbes, prépositions, conjonctions, particules structurales et particules modales. Les deux dernières catégories, les interjections (*nǐshēngcí* 拟声词) et les exclamatifs (*gǎntàncí* 感叹词) sont singulièrement en dehors des mots vides.

Des lettrés chinois, dès le 14^{ème} siècle avaient déjà aussi pressenti que les mots vides étaient issus de mots pleins, par un processus linguistique de « vidage », que Meillet devait appeler « grammaticalisation ». ⁷¹

La maîtrise de cette opposition entre mots pleins et mots vides est fondamentale dans l'enseignement de la langue chinoise auprès d'étudiants étrangers, comme l'ont souligné les contributions d'Angel Pino ⁷² et d'Isabelle Rabut ⁷³ dans le volume pour le bicentennaires de l'Écoles des langues orientales ⁷⁴ : elle permet en effet aux apprenants de mieux comprendre pourquoi un même mot peut être un verbe, une préposition après avoir subi une première grammaticalisation, ou encore une conjonction, après une deuxième grammaticalisation effectuée à partir de la première. ⁷⁵

(Dr. Lin Xiao, Lattice (UMR 8094), École normale supérieure, 45, rue d'Ulm, 75005 Paris, Frankreich; E-Mail: lin.xiao@ens.psl.eu)

71 Meillet (note 7).

72 Angel Pino, Isabelle Rabut, La Chaire de chinois à l'affiche de l'École des Langues O' 1843-1945, dans : Un siècle d'enseignement du chinois à l'École des langues orientales 1840-1945, éd. par Marie-Claire Bergère et Angel Pino, Paris 1995, p. 315-337.

73 Isabelle Rabut, Un siècle d'enseignement du chinois aux Langues O', dans : Bergère et Pino (note 72), p. 213-269.

74 Marie-Claire Bergère, Angel Pino (éds.), Un siècle d'enseignement du chinois à l'École des langues orientales 1840-1945, Paris 1995.

75 Voir aussi Peter J. Pevelevi, The History of Modern Chinese Grammar Studies, Thèse de Doctorat, Université de Leiden 1986.

1. Introduction

La question homérique constitue l'un des cas d'études les plus emblématiques pour l'analyse des contextes de la transmission orale dans l'Antiquité. Depuis les travaux pionniers de Friedrich August Wolf, qui mirent en évidence la centralité de la dimension orale dans les premiers siècles de la transmission des poèmes, et jusqu'aux recherches de Milman Parry, qui identifia les stratégies mnémoniques à la base de leur composition, de leur interprétation et de leur transmission, la philologie classique a constamment dû faire face à un paradoxe interne. La culture orale qui a produit et transmis les poèmes homériques était fondée, à l'origine, sur la mémoire : « Ces poèmes restent longtemps écrits seulement dans la mémoire des hommes ».¹ Comme l'illustre magnifiquement cette phrase de Jean-Jacques Rousseau, le paradoxe est donc celui d'un texte qui n'est pas écrit, d'une écriture immatérielle, qui grave ses traits dans la mémoire des hommes. Avec l'avènement de l'écriture, qui s'est progressivement substituée à la transmission orale, la mémoire est devenue texte écrit. Le paradoxe réside dans le fait que la philologie doit se substituer à la mémoire, non seulement dans le cadre de la tradition écrite, mais aussi et surtout dans le domaine de la tradition orale. En effet, l'origine orale des poèmes homériques n'étant accessible que par l'écriture, la philologie est contrainte de rechercher la parole vivante dans le texte écrit. La philologie doit donc devenir une « philologie de la mémoire » et, pour ce faire, comprendre et assimiler les techniques de cette dernière.

Or, cette condition paradoxale et le changement non seulement de perspective, mais aussi de procédure qu'elle implique n'ont jamais été pleinement assimilés par la tradition philologique classique. Bien qu'il y ait eu de nombreuses tentatives pour valoriser la dimension orale des poèmes,² reste profondément ancrée dans les esprits la conviction que seulement une critique de la tradition textuelle, et donc du texte écrit, est réellement à la portée du philologue classique, et donc légitime. Déjà l'ouvrage majeur de Wolf, les *Prolegomena ad Homerum* (1795), nous témoigne de la difficulté du philologue classique, exposant d'une culture hautement littéraire, à comprendre la dynamique interne d'une culture orale, et à lui reconnaître une cohérence interne et une validité comparable à celle d'une culture littéraire à plein titre. Dans cet essai, je voudrais mettre en lumière certains « points aveugles » de l'interprétation de

1 Jean-Jacques Rousseau, *Sur l'origine des langues*, Genève 1781, B. VIII, p. 355.

2 Les travaux d'Albert Lord, Eric Havelock et Walter J. Ong pour ne citer que les plus célèbres : Albert Lord, *The Singer of Tales*, Cambridge, MA 1960 ; Eric Havelock, *The Literate Revolution in Greece and its Cultural Consequences*, Princeton 1981, et id., *The Muse Learns to Write: Reflections on Orality and Literacy from Antiquity to the Present*, New Haven 1986 ; Walter J. Ong, *Orality and Literacy: The Technologizing of the Word*, Londres 1982.

Wolf, qui exhibent la tension entre une conception littéraire du travail de composition – à laquelle il ne peut pas renoncer – et l'intuition des vrais potentiels d'une culture orale, dont il a pu néanmoins entrevoir les contours. Pour ce faire, j'utiliserai un outil critique plutôt inhabituel, les remarques adressées à Wolf par un jeune philologue de Copenhague, Frederik Nutzhorn, auteur d'une critique des <Prolegomena> de Wolf en 1863.³ Le travail de Nutzhorn met en évidence certains aspects centraux de ce que l'on peut décrire comme le « préjugé » des philologues classiques à l'égard de la culture orale.

2. *Les deux traditions*

Traditionnellement, les <Prolegomena ad Homerum> de Friedrich August Wolf sont considérés comme l'acte de naissance de la question homérique moderne. En fait, sur le plan du contenu, l'ouvrage de Wolf n'est pas totalement novateur et s'appuie sur des études antérieures. L'originalité de Wolf se situe plutôt au niveau de la forme. La lucidité de son jugement lui permet de systématiser les résultats des prédécesseurs en formulant pour la première fois des critères univoques pour guider la méthode critique. Comme Immanuel Kant en philosophie, Friedrich August Wolf en philologie s'est également interrogé de manière systématique sur les conditions de possibilité de l'étude critique des poèmes homériques, pour définir les outils, les méthodes et les limites réelles de la pratique critique appliquée à ces chefs-d'œuvre de l'Antiquité. Une telle méthode fondée sur la *recensio* des sources comme préalable à la *constitutio* d'un texte aussi proche que possible de l'original « fait certes une place au talent naturel et à l'art de la conjecture, mais comme la crédibilité de tout texte ancien repose entièrement sur la pureté de ses sources, il faut s'efforcer avant tout — et on ne peut guère le faire sans talent — d'examiner les propriétés et la nature individuelle des sources de chaque écrivain dont nous avons reçu le texte ».⁴

Sur la base de cette méthode et de ses prémisses théoriques, les poèmes homériques constituent un cas exemplaire dans lequel les conditions d'une application systématique de la méthode critique sont hautement problématiques. Les raisons de ces doutes méthodologiques et substantiels sont déclarées par Wolf lui-même. Il distingue dans l'histoire de la tradition des poèmes homériques deux moments essentiellement (constitutivement) différents : une tradition écrite, commençant vraisemblablement avec Pisistrate et la « transcription » légendaire des poèmes, et une tradition orale plus ancienne, dont les racines remontent aux VIIe et VIIIe siècles av. J.-C. De son propre

3 Frederik Nutzhorn, *De homeriske digtes tilblivelsesmaade: Undersøgelser om den opløsende homer-kritiks berettigelse*, Kjøbenhavn 1863.

4 « Hac in ratione tametsi ingenio et arti conjectandi minime locus deest, tamen quoniam omnis veteris scripturae fides ab incorruptis monumentis pendet, ante omnia est elaborandum, id quod fieri certe nequit sine ingenio, ut fontium, unde cuiusque scriptoris textus hauriatur, proprietates et singularem naturam scrutemur » (Friedrich August Wolf, *Prolegomena ad Homerum, sive de operum Homericorum prisca et genuina forma variisque mutationibus et probabili ratione*, Halle 1795, p. 5, traduction de l'autrice).

aveu, la méthode de Wolf ne peut s'appliquer qu'à la tradition écrite du texte : il s'attachera donc à reconstituer le parcours des différentes versions des poèmes, à travers les différents stades d'édition qui se seraient succédé dans le monde grec et, plus tard, latin et byzantin. Mais il s'agit, là aussi, d'une tradition difficile à reconstituer, une tradition dont les témoignages anciens laissent comprendre qu'elle n'était pas univoque. En l'absence de manuscrits antérieurs à l'époque byzantine, déjà l'espoir de reconstituer l'état des textes à ces différents stades de l'établissement critique au cours de l'Antiquité reste très faible, sans mentionner la perspective de reconstituer un *Urtext* potentiel des poèmes, qui reste et restera pour toujours, une chimère.

Mais un problème plus important se pose. Étant donné que la tradition écrite ne constitue pas la totalité de la transmission des poèmes, ses racines mêmes s'enfoncent dans l'obscurité. Quand la tradition écrite commence-t-elle, et surtout, comment commence-t-elle ? Combien de traditions ont-elles convergé dans la légendaire transcription de Pisistrate, et était-ce la seule ? Les réponses à ces questions se trouvent toutes au-delà de la ligne rouge qui marque le dernier talus atteint par la tradition orale des poèmes, et sont donc, pour Wolf et sa méthode, inatteignables. Mais se confronter à ces questions est, en un sens, inévitable pour Wolf, puisque de l'interprétation et de l'évaluation correctes de la tradition pré-écrite dépendra son approche même de la tradition historique des poèmes. Et nous atteignons ici un dernier paradoxe. L'auteur qui, plus que tout autre, avait souligné les limites de validité de la méthode philologique, se retrouvera, malgré lui, à formuler des hypothèses (voire de véritables conclusions) sur cette partie de l'histoire des poèmes, sur laquelle, comme il l'a souvent répété, on n'aurait pu, à juste titre, que spéculer.

3. *Les deux questions homériques*

La tradition orale des poèmes homériques peut à son tour être divisée en différentes phases, sur la base de conjectures fondées sur des témoignages anciens et des *scholia* ultérieurs : une phase plus récente, dans laquelle les poèmes ont été retravaillés, récités et transmis par des rhapsodes, et une phase originelle, celle de la véritable composition des poèmes homériques par des chanteurs, les aèdes. C'est à cette transmission orale et aux faiblesses supposées de ce médium que déjà les anciens grammairiens alexandrins imputaient une bonne partie des incohérences présentes dans les poèmes. La critique de Wolf s'applique aux poèmes et remet en question leur identité à travers l'étude de différents moments de leur transmission. Sur la base de cette étude, il fait surgir cependant une nouvelle question, la question de l'existence d'un auteur unique des poèmes. Le doute sur l'existence d'Homère n'est en réalité dans l'ouvrage de Wolf rien d'autre qu'un corollaire de la première question fondamentale – une question qui d'ailleurs présuppose un saut théorique beaucoup plus audacieux : la question portant sur l'unité de la composition des poèmes. Puisque, finalement, la question de l'unité des poèmes, c'est-à-dire de la reconnaissance de leur droit à l'existence comme des compositions cohérentes et uniques (chacun pour soi ou les deux ensemble), est une question fort différente de celle qui concerne leur attribution à la figure historiquement située d'un

seul auteur, et notamment (question encore différente), à quelqu'un qui répond au nom d'Homère.

C'est pourtant ce petit corollaire qui a assuré la pérennité de la renommée de Wolf. Le choc dans le monde intellectuel de l'époque fut énorme et la résonance de cet événement dépassa largement les frontières de la discipline philologique, suscitant des prises de position de tous côtés.⁵ Wolf lui-même était conscient que sa thèse risquait d'être jugée comme une sorte de sacrilège – ce qui fut le cas; on parla d'impiété et même de parricide: « Certains philosophes ont avancé, dans les temps anciens, la doctrine selon laquelle cette union de toutes les choses et de tous les êtres vivants dans l'univers n'est pas née de l'esprit et de l'action divins, mais qu'elle a été créée et organisée par le pur hasard. J'espère que personne ne m'accusera d'une pareille témérité si, poussé par les traces d'un assemblage savant et par d'autres raisons importantes, j'affirme qu'Homère n'est pas le créateur de tous les éléments de son poème, mais que cet assemblage savant n'est que l'œuvre de siècles ultérieurs ».⁶

Comme le notent les éditeurs de l'édition anglaise des <Prolegomena>, Glenn W. Most et Anthony Grafton, Wolf était confronté à un dilemme: « either save Homer as a poet and destroy the <Iliad> as a text, or save the text as history and destroy the poet as its author ».⁷ Ainsi Wolf sauverait ce sur quoi il peut juger, tout en jugeant inconsistant ce sur quoi il n'a aucun droit de parole ou pouvoir de contrôle. Le choix de Wolf de nier l'existence d'Homère est donc un acte qui dépasse sa méthode, un postulat invérifiable. La juxtaposition avec un autre critique célèbre d'Homère, François Hédelin abbé d'Aubignac, qui, sans méthode, parvint aux mêmes conclusions, ne serait ici pas injustifiée. L'abbé d'Aubignac, en pleine conscience de s'attirer l'anathème général et tout en considérant la question « Homère » comme indécidable et donc, pour ainsi dire, superflue, n'a pas hésité à nier l'existence du poète en la déduisant de l'incohérence et de la prétendue insuffisance qu'il repérait dans les poèmes: « Il ne faut donc pas s'étonner si l'on s'élève contre moi, si j'entreprends de traiter un sujet qui semble contredire tous les auteurs & même les plus fameux, qui ont écrit depuis plus de deux mil ans. Ils ont tous regardé comme un chef d'œuvre les poésies qui portent le nom

5 Comme le montrent les célèbres réactions de Schiller et Goethe: « Immer zerreiet den Kranz des Homer und zhlet die Väter / Des vollendeten ewigen Werks! / Hat es doch eine Mutter nur und die Züge der Mutter, / Deine unsterblichen Züge, Natur! » (Friedrich Schiller, *Ilias*, dans: *Sämtliche Werke in fünf Bänden*, vol. 1, Gedichte, Dramen, München 2004, p. 251); « Scharfsinnig habt ihr, wie ihr seid, / Von aller Verehrung uns befreit, / Und wir bekannten berfrei, / Daß Ilias nur ein Flickwerk sei. / Mg unser Abfall niemand kränken; / Denn Jugend weit uns zu entzünden, / Daß wir ihn lieber als Ganzes denken, / Als Ganzes freudig ihn empfinden » (Johann Wolfgang Goethe, *Homer wider Homer*, dans: *Goethes Werke*, vol. 3, Weimar 1887-1919, p. 159).

6 « Fuerunt aliquando philosophi, qui hanc omnium rerum corporum compagem et universitatem non mente numineque divino factam, sed forte et casu natam atque concretam esse statuerent. Non metuo, ne quis me similis temeritatis accuset, quum vestigiis artificiosae compagis et aliis gravibus causis adducar, ut Homerum non universorum quasi corporum suorum opificem esse, sed hanc artem et structuram posterioribus saeculis inditam putem » (Wolf (note 4), p. 134, traduction de l'autrice).

7 Friedrich August Wolf, *Prolegomena to Homer*, translated with introduction and notes by Anthony Grafton, Glenn W. Most and James E. G. Zetzel, Princeton 1988, p.131, n. a.

d'Homère, & moi je prétends qu'à les bien prendre, ils sont tous remplis de faiblesses & de fautes contre le bon sens. [...] On peut soutenir qu'Homère n'était pas un bon poète & que même il n'a jamais été».⁸

Le saut théorique de Wolf apparaîtra peut-être moins hardi si l'on considère que la question d'« Homère », de l'Homère historique, de la personnalité d'Homère, comme pour d'Aubignac, était tout à fait non pertinente. En disant « Homère », Wolf signifie l'unité de composition des poèmes, l'idée qui sous-tend leur composition, qui leur donne forme, cohérence, et un caractère organique. En niant Homère, Wolf a nié tout cela. La critique de Wolf est et reste essentiellement une critique des poèmes homériques, et le véritable parricide de Wolf est la négation de l'existence d'un projet artistique derrière ces poèmes. Parmi les critiques adressées à Wolf, une en particulier nous intéresse ici : celle qui met en question la légitimité de ce saut théorique, de cette déduction logique qui, à partir de la critique textuelle des poèmes et de leur tradition écrite, formule des jugements sans appel sur leur composition orale.

4. *Un excursus d'histoire intellectuelle*

Que les deux questions, celle des poèmes et celle de l'auteur doivent être traitées indépendamment l'une de l'autre, si l'on veut procéder de manière méthodologiquement correcte, est l'une des thèses défendues par Friedrich Nietzsche dans sa célèbre leçon inaugurale à l'université de Bâle, « Homère et la philologie classique » (1869), un texte qui lui a valu une place non négligeable dans l'histoire de la question homérique. Dès que nous l'avons cité, laissons immédiatement de côté le célèbre Nietzsche pour nous intéresser à un personnage peut-être plus obscur, qui représente pourtant la source à laquelle Nietzsche a largement puisé tant pour cet opuscule que pour ses cours à l'Université de Bâle, chaque fois qu'il a eu à parler d'Homère. Il s'agit de Frederik Nutzhorn (1834-1866), jeune philologue danois, grand ami du philosophe Georges Brandes (1842-1927) et de Julius Lange (1838-1896) avec qui il avait fondé un cercle culturel à Copenhague. Frederik Nutzhorn avait soutenu sa thèse de doctorat, qui portait sur une critique des « Prolegomena » de Wolf, sous la direction du grand philologue classique et père noble de la question homérique, Johan Nicolai Madvig (1804-1886). Ce travail avait été publié pour la première fois en 1863 en langue danoise.⁹ La mort prématurée du jeune philologue, tué par le typhus à l'âge de 31 ans lors d'un voyage d'études à Venise,¹⁰ a convaincu son professeur de la nécessité de reprendre et de publier une version allemande de son ouvrage, pour lui garantir une majeure diffusion dans la langue scientifique par excellence dans le milieu de la philologie classique. « Die Entstehungsweise der homerischen Gedichte: Untersuchungen über die Berechtigung der auflösenden Homerkritik » par Frederik Nutzhorn avec une introduction de Johan

8 François Hédelin abbé d'Aubignac, *Conjectures académiques ou dissertation sur l'Iliade*, Paris 1715, p. 4-6.

9 Nutzhorn (note 3).

10 Ici le parallèle avec le destin d'un autre jeune et brillant spécialiste d'Homère, Milman Parry, mort à l'âge de 33 ans, est presque obligé.

Nicolai Madvig paraît en 1869 chez l'éditeur Teubner de Leipzig.¹¹ Si le *fatum libellorum* est souvent capricieux, les chemins croisés de l'histoire intellectuelle le sont encore plus. Disons-le en passant : si Georges Brandes, qui allait être le premier et l'un des plus fervents admirateurs de Friedrich Nietzsche au tournant du siècle, avait seulement soupçonné à quel point l'influence du livre de son jeune compagnon avait été décisive pour le philosophe, il s'en serait certainement réjoui. C'est en fait l'édition allemande de 1869 de l'ouvrage de Nutzhorn qui se trouve dans la bibliothèque de Nietzsche et qui sera abondamment utilisée par le philosophe dans ses études sur Homère.

L'œuvre de Nutzhorn a les mérites et les défauts d'un premier coup d'essai : intelligence, perspicacité et finesse critique, mais aussi une certaine hâte et précipitation, dépourvue de toute diplomatie, à se lancer à contester les thèses des autres, sans trop réfléchir à formuler les siennes de façon inattaquable. Madvig, qui connaissait les mérites et les faiblesses du travail de son élève, nous le rappelle dans son introduction à l'édition allemande : « Si, en écrivant ces lignes, je semble accomplir le devoir de pitié que je dois à la mémoire de l'un des étudiants et jeunes amis les plus aimés et les plus regrettés, que j'espérais voir à mes côtés comme l'un des collaborateurs les plus précieux, j'accomplis en réalité mon devoir simplement en me confrontant personnellement [...] aux attaques auxquelles Nutzhorn échappera d'autant moins qu'il exprime son opinion avec tant d'audace et sans réserve, et parce qu'il ne peut pas défendre son travail lui-même ».¹²

Mais c'est précisément ce caractère affirmatif et tout à fait non diplomatique, qui apporte à notre avis les meilleurs résultats face à un texte comme celui de Wolf. Comme je l'ai déjà mentionné, plus que les contenus effectifs, c'est la structure argumentative, la rhétorique et l'approche formelle qui ont fait de l'œuvre de Wolf un best-seller de l'époque. Et entre les lignes de son texte fortement affirmatif et à l'argumentation apparemment incontestable, Anthony Grafton nous rappelle que : « Wolf lui-même a pris grand soin de ne pas écrire ses résultats exacts dans le livre. Chaque fois qu'il le pouvait, il exprimait sa pensée par négation ou approximation. [...] Et surtout, il refusait de donner des réponses définitives aux principales questions homériques, même s'il se plaisait parfois à prétendre qu'il les avait. Ces qualités d'évasion n'ont pas échappé à ses admirateurs. Mais elles n'en faisaient pas pour autant un motif de censure ».¹³ Au contraire, Nutzhorn, avec l'assurance téméraire du jeune érudit, ne craint pas d'adresser ses critiques au canon des < Prolegomena >. Il répond à toutes les élucubrations de Wolf par des questions pressantes qui, plutôt que de le contredire, visent à mettre à nu les lacunes de son raisonnement et à ouvrir de nouvelles pistes de réflexion. À l'argumentation sans pause de Wolf, qui préfère une rhétorique *a contrario*¹⁴ ou des arguments

11 Frederik Nutzhorn, *Die Entstehungsweise der homerischen Gedichte. Untersuchungen über die Berechtigung der auflösenden Homerkritik*, Leipzig 1869.

12 Johann Nicolai Madvig, *Vorwort à Nutzhorn* (note 11), p. VI, traduction de l'autrice.

13 Anthony Grafton, *Introduction à Wolf* (note 7), p. 33, traduction de l'autrice.

14 La logique *a contrario* permet de saper un argument général sans en falsifier les arguments, mais en présentant des exemples individuels de son invalidité. Si l'on admet la vérité du cas particulier qui contredit l'hypothèse de départ, on est amené à nier l'hypothèse générale, sans entrer dans les détails d'une critique positive de cette dernière et sans avoir à prouver à son tour la validité de la thèse contraire.

e silentio,¹⁵ qui, tout en laissant ouvertes les bifurcations ambivalentes des prémisses, n'hésite pas à se fixer sur des positions unilatérales, Nutzhorn oppose une argumentation qui rouvre sans cesse la fourche des possibles, limitant toute prise de position dogmatique.

5. *Le paradoxe du navire*

Un point essentiel de la critique de Nutzhorn concerne la conception d'une tradition orale des poèmes homériques et les conclusions que Wolf en tire pour nier la possibilité d'une composition unitaire des poèmes à ce stade et, par conséquent, l'existence d'un auteur unique, Homère. Wolf avait défini l'« Iliade » et l'« Odyssée » comme « un grand navire que quelqu'un aurait construit au milieu de la terre ferme, dans l'enfance de la navigation, sans avoir de rouleaux ni de machines pour le pousser dans l'eau, où il pourrait montrer son utilité ». ¹⁶ Wolf réfléchit sur le manque de moyens littéraires modernes, dont l'écriture, à l'époque de la diffusion des poèmes. Dans ces conditions, l'entreprise de la composition des poèmes: « Homère n'aurait pas pu l'accomplir, même s'il avait dix langues, une voix de fer et des poumons d'airain »; il aurait dû avoir des stylos et des tablettes ». ¹⁷ Comme l'écriture, même si elle était connue, n'était à l'époque pas répandue, la composition purement orale de poèmes aussi longs et articulés par un seul individu aurait exigé des capacités de mémoire exceptionnelles, une force, une vue d'ensemble et enfin une capacité de voix difficilement imaginables, pour qui que ce soit, et à n'importe quelle époque. Avec cet argument apparemment pragmatique d'une prétendue absence des outils nécessaires pour envisager le travail de composition, Wolf nie la possibilité de considérer les poèmes homériques comme la composition cohérente d'un seul auteur. La même argumentation par négation est adoptée pour juger du public éventuel qui aurait été censé apprécier les poèmes: « En revanche, il serait impensable que quelqu'un veuille donner une représentation sans avoir de spectateurs (*spectatores*), ou qu'il la laisse se développer jusqu'à une longueur de plus de 15.000 vers. De même, je ne vois pas comment Homère aurait pu composer un poème aussi long et tortueux s'il n'avait pas de lecteurs (*lectores*) ». ¹⁸

L'argument de l'« impossibilité pragmatique » est réitéré à plusieurs reprises par Wolf, qui n'essaie même pas de cacher son statut de postulat dogmatique: « C'est la même chose que je répète, mais je dois le répéter encore et encore: ce < *non posse* », qui

15 Un argument *e silentio* permet d'affirmer une thèse sans qu'il soit nécessaire d'avancer des arguments positifs pour la défendre, mais par la simple constatation de l'absence d'arguments contraires.

16 Nutzhorn (note 11), p. 83, traduction de l'autrice. La version originale chez Wolf (note 4), p. 112: « similes illae fuissent ingenti navigio, quod quis in prima ruditate navigationis fabricatus in loco mediterraneo, machinis et phalangis ad protrudendum, atque adeo mari careret, in quo experimentum suae artis capere ».

17 « Id Homerus efficere non potuisset decem linguis, ferrea voce et aeneis lateribus; hic ipsi graphium opus erat et tabulae » (Wolf (note 4), p. 116, traduction de l'autrice. La référence non explicite est à Il. II, 489-490).

18 Wolf (note 4), p. 112 cité dans Nutzhorn (note 11), p. 83, traduction de l'autrice.

est si profondément enraciné dans la nature humaine et constitue un soutien si ferme à notre thèse que les difficultés dont elle peut souffrir à d'autres égards ne devraient interpellé personne, si ce <non posse> n'est pas supprimé». ¹⁹ Il est intéressant ici de regarder de plus près les différentes versions de ce que nous venons d'appeler le « postulat de l'impossibilité » formulé par Wolf. Parce que finalement, ce petit excursus d'histoire intellectuelle que nous sommes en train de proposer fait transiter le postulat de Wolf au moins à travers trois langues (quatre si l'on inclut aussi la traduction française par nos soins) : latin, danois, allemand.

Tout d'abord, l'original latin : « Saepius eadem repeto : sed identitem repetendum est, illud *posse*, cuius ex ipsa humana natura vis tanta est et firmamentum causae nostrae, ut nisi illud tollatur, nemo aliis difficultatibus, quibus ea fortasse laborat plurimis, angi et sollicitari debeat ». ²⁰ Le texte danois de Nutzhorn traduit ce passage de la façon suivante : « Det er det Samme, jeg anden Gang siger, men må atter og atter gentage dette <non posse>, der er så dybt begrundet i den menneskelige Natur og en så fast Støtte for vor Sag, at de Vanskeligheder, hvoraf den måske i andre Henseender lider, ikke bør anfægte Nogen, med mindre dette <non posse> fjernes ». ²¹ On peut observer déjà des difformités apparaître dans la traduction de Nutzhorn : ce « *posse* » qui devient un « *non posse* », qui est à son tour redoublé, au début et à la fin de la citation. Cela devient encore plus évident si l'on confronte deux traductions allemandes du même passage de Wolf.

D'abord la version allemande de 1869 de la traduction danoise de Nutzhorn, où nous retrouvons le double « *non posse* » : « Ich sage hier noch einmal, was ich schon gesagt habe; -aber man muss dieses <non posse> immer wiederholen, das so tief in der menschlichen Natur begründet und eine so feste Stütze für unsere Behauptung ist, dass die Schwierigkeiten, woran sie vielleicht in anderen Beziehungen leidet, niemanden anfechten dürfen, es sei denn dass dieses <non posse> beseitigt werde ». ²² Par contre, la première traduction allemande officielle des <Prolegomena> de Wolf, datée de 1908 et réalisée par Hermann Muchau, se révèle apparemment philologiquement plus fidèle et garde l'originale (et unique) <*posse*> wolfien : « Ich wiederhole öfter dasselbe: aber immer aufs neue muss jenes Wort <können> wiederholt werden, dessen Bedeutung auf Grund der Menschennatur selbst so gewaltig ist und den Stützpunkt meines ganzen Beweises bildet, so dass – falls nicht etwa dieser beseitigt wird – niemand an den andern Schwierigkeiten, an denen mein Beweis vielleicht noch in hohem Maße krankt, Anstoß und Ärgernis zu nehmen braucht ». ²³

Or, dans sa traduction, Nutzhorn force le texte de Wolf, jusqu'à transformer le *posse* dans un *non posse*, et à le redoubler dans la phrase. Mais comme il est souvent le cas, le mauvais philologue s'avère être un meilleur philologue que celui qui est simplement

19 Wolf (note 4), p. 112-113 cité dans Nutzhorn (note 11), p. 83, traduction de l'autrice.

20 Wolf (note 4), p. 112-113.

21 Nutzhorn (note 3), p. 74.

22 Nutzhorn (note 11), p. 83.

23 Friedrich August Wolf, Prolegomena zu Homer, Leipzig 1908, p. 140.

bon. En effet, Nutzhorn interprète à juste titre le *posse* wolfien comme un artifice rhétorique, qui est censé amener le lecteur à se convaincre du contraire, à réaffirmer donc le *non posse* implicite, le postulat de l'impossibilité des conditions qui permettraient de concéder droit à l'existence des poèmes : impossibilité des conditions effectives qui auraient pu amener à les concevoir, à les composer, à les mémoriser, à le réciter, même à les écouter.

6. De la Gaule au Spielberg

L'attitude sceptique de Wolf à l'égard de l'unité de la composition des poèmes repose sur un double constat qui interroge à la fois les conditions de possibilité de la conception et de la production de telles œuvres (y compris la question corollaire de l'auteur), et leur réception et transmission. Comme on l'a rappelé plus haut s'impose la question du public des poèmes, et aussi la question plus spécifique de ce qu'on appelle la *didaskalia*: la toute première tradition des poèmes, à savoir comment ils ont été transmis, enseignés et appris par les premiers chanteurs, dans un régime d'oralité totale. Selon Nutzhorn, la raison des doutes de Wolf est à attribuer – paradoxalement – au fait qu'il n'aurait pas voulu rester fidèle à sa propre méthode. Contre son propre propos, Wolf aurait eu la prétention d'interroger la préhistoire orale de la tradition poétique au moyen d'une méthode conçue et destinée à l'étude des témoignages écrits.

Le premier argument que Nutzhorn entend réfuter est celui du manque des outils de l'écriture, ces « rouleaux et machines » qui auraient dû pousser le navire des poèmes dans l'eau. À la base de cet argument il y a la fausse prémisse selon laquelle il faut postuler l'existence d'un « écrivain Homère » pour justifier l'unité et la cohérence de composition des poèmes. À partir de cette fausse prémisse, l'argument *a contrario* de Wolf s'énonçait de la manière suivante : étant donné l'absence de diffusion de l'écriture à l'époque de la composition des poèmes (cas particulier qui nie la prémisse), on ne peut pas imaginer un Homère écrivain (prémisse niée), et donc il faut rejeter la thèse selon laquelle les poèmes ont été conçus et composés comme des ouvrages unitaires et cohérents. De la – tout à fait évidente – impossibilité d'un écrivain Homère on fait dériver l'impossibilité de toute forme de composition et de transmission des poèmes à une époque où l'on n'utilisait pas l'écriture.

Voilà un syllogisme qui semble plus que spécieux à Nutzhorn. Les structures mnémoriques sur lesquelles repose une civilisation orale comme celle de la Grèce archaïque étaient en réalité si sophistiquées, leur utilisation si répandue, que des performances de mémoire qui nous paraissent aujourd'hui titanesques pouvaient alors apparaître comme quasiment quotidiennes. Ajoutons à cela que la grande diffusion de l'écriture à l'époque classique en Grèce n'a en aucun cas supplanté la récitation orale, qui a conservé son rôle hégémonique jusqu'à une époque tardive.

À cet argument de nature « qualitative », qui valorise la dimension orale comme la plus évidente et les outils mnémoriques comme la première ressource à laquelle recourir dans la conception de la composition des poèmes, fait suite la réfutation par Nutzhorn de l'argument « quantitatif », avancé par Wolf. La longueur extraordinaire

des poèmes ne serait pas non plus un argument suffisant pour mettre en doute la possibilité de les mémoriser et de les transmettre oralement. Non seulement dans l'Antiquité, mais aujourd'hui encore, la mémorisation des poèmes homériques n'est pas une tâche qui dépasse les capacités non seulement des individus dotés d'une mémoire prodigieuse (en plus des célèbres « dix langues, voix de fer et poumons d'airain »), mais aussi des érudits bien formés.

Mais Wolf a raison sur un point : le problème n'est pas seulement de « mémoriser » les poèmes déjà accomplis, mais bien de les concevoir et composer (un processus bien plus complexe et articulé) sans l'aide des tablettes et de stylo. Mais là encore, Nutzhorn peut s'appuyer sur des exemples modernes, qui confirment que de telles performances sont encore possibles, même aujourd'hui :

Le gouvernement autrichien, sans le savoir, a bien contribué à l'évaluation de ce qu'un poète pouvait composer et garder à l'esprit sans l'aide de l'écriture. Parmi les nombreux Italiens emprisonnés dans les cellules solitaires du château de Spielberg dans les années 1820 et 1830 se trouvaient deux poètes, Silvio Pellico et [Piero] Maroncelli. Lorsque l'état de santé des prisonniers nécessita de les laisser deux par deux dans leurs cellules, afin qu'ils puissent s'assister mutuellement dans leur maladie, les deux poètes furent emprisonnés ensemble : « Pendant qu'il était dans sa cellule souterraine, – nous raconte Silvio Pellico dans son < Le mie prigioni > – Maroncelli avait composé de nombreux vers d'une grande beauté. Il me les récita et en composa d'autres. Moi aussi, je composais des poèmes et les lui récitais. Notre mémoire s'exerça ainsi, et il est étonnant de voir avec quelle facilité cet exercice nous permettait de mémoriser des compositions très étendues, de les polir davantage et de les amener à la plus grande perfection que nous aurions pu atteindre en écrivant. Maroncelli a ainsi composé par degrés, en les conservant dans sa mémoire, plusieurs milliers de vers lyriques et épiques de différentes sortes. J'ai écrit ainsi la tragédie < Leoniero da Dortona > et beaucoup d'autres poèmes ». ²⁴

Ce que dix ans d'isolement n'ont pas fait pour deux Italiens littéraires, seuls avec leurs pensées, enfermés dans une cellule avec très peu de livres et sans le droit de tenir un stylo et du papier !

L'affaire Pellico/Maroncelli est un bon exemple pour aborder l'autre volet de la critique de Nutzhorn à Wolf. Un problème spéculaire à celui de la composition et de la mémorisation est celui de la *didaskalia*, une question centrale pour Wolf, mais à laquelle ses critiques, à ma connaissance, n'ont pas encore accordé suffisamment d'importance. Ce terme renvoie en fait à la pratique de l'enseignement/apprentissage des œuvres épiques dans les écoles (ou cercles) des aèdes et, plus tard, chez les rhapsodes. Les problèmes liés à la mémorisation augmentent de façon exponentielle dans le cas de la *didaskalia*, car, réciter des poèmes aussi longs est bien une chose, autre chose est de les répéter sans cesse devant un ou plusieurs élèves, qui devront à leur tour les ap-

24 Nutzhorn (note 11), p. 81, n. 1, traduction de l'autrice. La citation est tirée de Silvio Pellico, *Le mie prigioni*, Torino 1832, p. 75.

prendre par une répétition continue. Si l'on devait se fonder sur l'expérience moderne de la transmission orale des informations (le fameux « ouï-dire »), les écoles d'aèdes auraient dû être de véritables foyers d'erreurs qui seraient passées dans la tradition et devenues totalement impossibles à retracer. De fait, si l'on songe à ce que furent les ateliers de copistes médiévaux, qui forgeaient des erreurs en se laissant tromper par l'œil, par l'attention sélective, par l'interprétation, par l'ignorance et la fatigue, la tradition orale conserverait peut-être quelques avantages non négligeables : entre autres, le fait que, si je n'ai pas compris quelque chose, je demande qu'on me la répète.

Mais une fois de plus, les écoles des Troubadours, Minnesänger et Meistersinger, des Scaldes de la tradition nordique, fournissent au danois Nutzhorn maints exemples qui témoignent de la possibilité réelle de gérer des héritages poétiques vastes et complexes à travers des générations, en assurant même un degré d'exactitude tout à fait satisfaisant. L'exemple le plus proche des écoles des aèdes grecs est celui des écoles druidiques mentionnées par Julius-César dans son <De bello gallico> :

On dit qu'ils [les druides] apprennent par cœur un grand nombre de vers ; c'est pourquoi certains d'entre eux restent en formation pendant vingt ans. Ils ne considèrent pas non plus qu'il soit licite de les mettre par écrit, bien que dans presque tous les autres domaines, dans leurs transactions publiques et privées, ils utilisent des caractères grecs. Cette pratique me semble avoir été adoptée pour deux raisons : parce qu'ils ne veulent pas que leurs doctrines soient divulguées chez la masse du peuple, ni que ceux qui sont censés apprendre se consacrent moins à exercer la mémoire, en s'appuyant sur l'écriture ; car il arrive généralement à la plupart des hommes, qu'en se fiant à ce qui est écrit, négligent la mémorisation et l'apprentissage minutieux.²⁵

7. L'arche d'Homère dans la mer de la poésie orale

Aux différents problèmes affrontés par Nutzhorn – composition, mémorisation, transmission – s'ajoute celui de la réception des poèmes. Nutzhorn reconnaît à Wolf le mérite d'avoir été premier à pointer la question de l'importance du public de l'œuvre d'art. Il lui reproche pourtant de n'avoir pas eu le courage d'aller jusqu'au bout de son intuition. En effet, le paradoxe du navire formulé par Wolf, n'implique pas seulement l'absence « d'outils » (rouleaux et machines, voir tablettes et stylo), mais aussi celle de « la mer » dans laquelle un tel artefact aurait dû prouver son utilité. La mer dans laquelle le navire des poèmes homériques aurait dû être lancé est celle de son auditoire. Le public des poèmes homériques reste pour Wolf une chimère : il s'agit donc d'un autre de ces arguments spécieux, convoqués seulement pour être démontés. Seul un public de lecteurs – nous dit Wolf – aurait pu disposer de la patience suffisante et de la capacité de concentration nécessaire pour suivre la récitation des poèmes dans leur

25 Julius-César, De Bello Gallico, 6, 14. On notera d'ailleurs ici la résurgence du fameux préjugé platonicien du mythe de Theuth du <Phaidros> contre l'écriture.

intégralité ou par morceaux sur plusieurs jours. Comme un public de lecteurs ne pouvait pas exister à l'époque, le navire des poèmes apparaît comme s'il avait été construit au milieu du pays sans aucun espoir d'avoir accès à la mer : il s'agit donc d'un anachronisme, mais encore plus d'une contradiction dans les termes, d'une impossibilité factuelle.

Cette image splendide d'une nouvelle arche de Noé, qui se dresse au milieu de la terre ferme et fait scandale par son existence impossible, semble cependant dépasser les intentions de Wolf et se retourner presque contre ses propres conclusions. Il suffit de penser au sort de ceux qui se sont moqués de l'ancienne arche et n'ont pas compris son utilité. Si nous renversons l'argument de Wolf et faisons confiance à Noé, nous pouvons supposer qu'une arche au milieu de la terre n'est pas la preuve de la folie de son constructeur, mais du fait qu'au même endroit, il y avait – peut-être autrefois – la mer. Il suffit de renverser la perspective pour que ce *posse* rhétorique de Wolf (en réalité un *non posse*, comme le dénonce Nutzhorn), se transforme à nouveau en une possibilité ouverte et pleine. Si les poèmes ont été transmis sous la forme ample et complexe que nous leur connaissons, cela peut signifier qu'une telle forme avait son propre public dans l'antiquité. Nutzhorn tente ainsi de s'insérer presque imperceptiblement dans l'argumentation de Wolf, sans s'y opposer ouvertement (en la paraphrasant presque), aux fins d'en déplacer imperceptiblement le point de vue. Et soudain, la lecture forcée de Nutzhorn, fait réapparaître la mer sous l'arche de Wolf : « Le récit épique, avec son plan large et tentaculaire et ses nombreux épisodes vaguement reliés entre eux, est comparable à un grand navire mal assemblé qui fonctionne bien sur une mer calme avec peu de vent, mais qui se briserait sur les mers agitées d'une assemblée populaire ».²⁶ La question du public des poèmes n'est donc pas tant de savoir s'il existe ou non un tel public, mais d'identifier le moment historique où un tel public aurait été disponible. Pour Nutzhorn, il s'agit essentiellement d'une question historique et sociale.

Un autre critique célèbre de Wolf, Friedrich Gottlieb Welcker, avait déjà contesté – d'une manière très différente – l'argument wolfien de l'absence d'un public pour les poèmes homériques.²⁷ Selon Welcker, Wolf n'aurait le droit d'argumenter quoi que ce soit sur la base de la présomption de l'absence d'un public capable d'apprécier les poèmes dans leur forme complète. En effet, l'auteur aurait pu accorder peu d'importance au fait de rencontrer l'approbation de son public ; les poèmes homériques auraient très bien pu être appréciés par un public incapable d'en comprendre toute la portée ou bien ils auraient tout simplement pu être destinés à une gloire posthume, comme il a été en effet le cas. Nutzhorn ne se sert pas de l'objection « esthétique » de Welcker, qui a le défaut d'adopter un point de vue trop moderne et élitiste, qui, selon lui, ne serait pas admissible dans le contexte historique et culturel de la Grèce antique :

26 Nutzhorn (note 11), p. 84.

27 Friedrich Gottlieb Welcker, *Der epische Zyklus oder die Homerischen Dichter*, Leipzig 1935, vol. 1, p. 398-399.

Il faut noter que, malgré son sens artistique, Welcker a acquis sa connaissance de l'art dans les musées, où l'œuvre d'art ne peut atteindre ses droits de la même manière que lorsque l'artiste sait dès le départ où elle doit avoir sa place, et dans quelles conditions elle doit se montrer au public. Dans un musée, on pourrait penser que seuls les guides et quelques initiés connaissent le point de vue sous lequel un groupe statuaire doit être regardé. Mais qu'aurait dit Welcker d'un retable conçu pour être vu dans un coin d'une galerie, ou nécessitant un éclairage qui n'est disponible que lorsque l'église est vide ?²⁸

Nutzhorn refuse l'hypothèse élitiste de Welcker selon laquelle l'art est au-dessus des circonstances pratiques de son existence et ne devrait pas être jugé ou remis en question sur la base de celles-ci :

À son niveau le plus élevé, l'art veut indéniablement donner quelque chose de différent et d'additionnel [...], et c'est pourquoi il ne peut se contenter des moyens et des conditions traditionnelles ; mais c'est précisément pour cela qu'il ne cache pas ce contenu dans un coin reculé, où seule une âme sœur pourra le trouver à l'avenir. C'est précisément parce qu'il s'agit d'art qu'il veut sortir au grand jour, se révéler, et là où les moyens traditionnels sont insuffisants, il en crée de nouveaux. Là où les formes d'art conventionnelles ne satisfont pas, elle en fait naître d'autres, inconnues jusqu'alors, et n'évite donc pas les obstacles, mais les surmonte.²⁹

Chaque œuvre d'art a son public, et si ce public n'existe pas encore, elle le crée, semble nous dire Nutzhorn, en faisant écho à Welcker. Cherchez donc le public et vous trouverez l'œuvre d'art correspondante. Nutzhorn s'interroge sur le genre de public qui serait le plus approprié pour les poèmes homériques et le trouve dans les communautés réunies autour des princes, dans les palais des seigneurs où, le soir, dans la salle du trône, on écoute longuement et sans hâte le chant de l'aède de la cour. Le changement le plus important que les poèmes homériques ont connu au cours des longs siècles de leur tradition est précisément ce changement, social et politique, qui a conduit la Grèce d'une société féodale vers des systèmes de gouvernement populaires et démocratiques. Ce changement des conditions sociales et politiques aurait entraîné une modification substantielle du mode de transmission des poèmes. Progressivement, la patience des fidèles auditeurs d'un aède, soir après soir, a été remplacée par l'impatience des spectateurs des grands rassemblements du peuple, qui n'aiment pas les digressions et qui cherchent des impressions fortes plutôt que la douce séduction captivante d'un long récit. Avec l'évolution des conditions de réception des poèmes, le style et la manière de les réciter ont nécessairement changé : du chant unique de longs extraits des poèmes de la part de l'aède avec sa cithare, en passant par le démembrement des poèmes par les rhapsodes, qui donnent une nouvelle autonomie aux extraits, jusqu'à la déclamation publique et dramatisée de ces morceaux épiques depuis la scène, ce qui prélude déjà à la naissance du drame.

28 Nutzhorn (note 11), p. 84-85.

29 Nutzhorn (note 11), p. 86.

8. Conclusion

En conclusion, aussi insignifiante que puisse paraître la contribution d'un jeune savant danois dont le nom n'est pas entré dans l'histoire, il convient de mentionner ici que son travail n'a pas été sans postérité. Le grand philologue Madvig – dont la contribution à la question homérique n'est pas moins capitale que celle de Wolf – a d'abord repris et diffusé ses recherches, et Friedrich Nietzsche a fait siennes les thèses du jeune savant et leur a donné une visibilité qui perdure encore aujourd'hui. Bien que Frederik Nutzhorn ne conteste en réalité pas les principes qui ont inspiré la méthode de Wolf, sa lecture critique des points aveugles de la méthode wolffienne, son incitation à aller jusqu'aux conséquences extrêmes de l'application de cette méthode, constituent l'une des critiques les plus originales de l'auteur des *« Prolegomena »*. En rejetant les arguments « négatifs » de Wolf (*a contrario* et *e silentio*) comme insuffisants pour affirmer quoi que ce soit de « positif » sur la préhistoire de la poésie homérique, Nutzhorn nous impose un changement de perspective sur l'antiquité, et surtout une autocritique des limites de la science et de son scepticisme radicale. Son livre ne constitue donc pas seulement un chapitre intéressant de la critique de la question homérique, mais aussi et surtout une opération culturelle importante. La difficulté de légitimer l'idée d'un projet artistique unifié derrière les poèmes homériques ne conduit pas automatiquement à nier cette possibilité. De l'ignorance, on ne peut rien déduire avec certitude, semble nous rappeler Nutzhorn: on n'affirme pas à partir de l'ignorance, on ne nie même pas.

La contribution de Nutzhorn apparaîtra encore plus importante dans la perspective de l'histoire plus récente de la question homérique. En effet, il ne faut pas oublier que le *non posse* implicite de Wolf, qui nie sans appel la possibilité de postuler une unité des poèmes qui remonte à la préhistoire de leur tradition orale, a affecté l'histoire de la philologie classique jusqu'à nos jours. Madvig avait déjà deviné le destin de célébrité auquel l'œuvre de Wolf était appelée, mais aussi le danger d'un tel succès dépourvu de toute critique: « Il en résulte chez Wolf, et chez beaucoup d'autres après lui, un étrange détournement de certains phénomènes dans le développement de la littérature et de la poésie grecques, dont la plupart sont antérieurs à la naissance de Pisistrate et qui indiquent de la manière la plus décisive l'existence et l'évolution uniformes des poèmes homériques en tant que grands unités ». ³⁰ Il suffit de penser à la querelle plus récente qui a opposé Gregory Nagy et Martin L. West à propos de l'édition de l'*« Iliade »* de ce dernier, ³¹ dans laquelle des arguments anciens s'entremêlent à nouveau. La position de West, en simplifiant au maximum, est symétrique mais spéculaire à celle de Wolf. Wolf niait l'idée d'un écrivain-Homère et plaçait la tradition orale des poèmes au-delà de la ligne rouge de sa méthode critique. West, en revanche, afin de légitimer son travail critique au-delà de cette ligne idéale, postulait l'existence d'une quelque forme écrite des poèmes avant Pisistrate. Nagy, pour sa part, comme défenseur des droits de la tradition orale des poèmes, semblerait se situer du côté de

30 Madvig (note 12), p. VIII, traduction de l'autrice.

31 Martin L. West, *Ilias*, Berlin, New York 1998.

Nutzhorn, si ce n'est que, comme Wolf, il se sent obligé de nier la possibilité d'une unité compositionnelle dans cette phase archaïque des poèmes. Pour Nagy, il existe à cette époque de la préhistoire du texte une poésie homérique en tant que genre, dont sont issues les formes de poésie épique que nous connaissons aujourd'hui, mais non pas de poèmes homériques sous la forme sous laquelle nous les lisons aujourd'hui.³²

Si l'on compare l'ancienne et la nouvelle querelle, les rôles sont inversés. West, qui veut suivre la méthode de Wolf et partage son préjugé envers la poésie orale, croit par contre, comme Nutzhorn et Madvig, à l'unité de la composition des poèmes à ce stade originare. Nagy à son tour, qui suit la leçon de Milman Parry et valorise comme Nutzhorn la dimension orale de la composition, se trouve finalement encore plus en accord avec Wolf, puisqu'il ne reconnaît pas la possibilité d'une composition cohérente et unique dans cette phase. Il est donc clair que le *Diktat* de Wolf concerne toujours les traditions philologiques d'aujourd'hui, qu'il s'agisse de la tradition dite «oraliste» ou de celle plus fidèle à la critique textuelle. Mais après tout, déjà à l'époque de Wolf, les positions n'étaient pas aussi définies: oralistes, anti-oralistes, unitaristes et anti-unitaristes ont souvent échangé des points de vue.

Le problème de Wolf n'était pas autant celui de nier le potentiel des instruments d'une culture orale par rapport à ceux d'une culture littéraire. Le véritable problème dans son cas est, pourrait-on dire, d'ordre psychologique. Il réside dans la difficulté de supposer qu'une telle unité, une telle complexité de composition, comme les témoignent les poèmes homériques dans leur état actuel, aient pu voir le jour au tout début de la littérature grecque, dans des conditions très différentes de celles qu'on imagine aujourd'hui comme nécessaires pour la réalisation d'œuvre d'art d'une telle qualité. Si le problème de Wolf est en ce sens moins de nature philologique que psychologique, il renvoie encore plus décidément à des raisons d'ordre philosophique. Le grand adversaire de Wolf n'est pas le «père» Homère, comme suggéraient Schiller et Goethe:³³ mais bien Aristote. Aristote – qui si n'est peut-être pas la source ancienne la plus fiable, est certainement celle qui fait autorité – avait exprimé des mots d'éloge sur la composition de l'«Iliade» et de l'«Odyssee» et estimait au-dessus de tout le génie divin et inimitable d'Homère. Or, c'est justement contre Aristote et sa «Poétique», qui avaient énormément influencé la tradition esthétique allemande (notamment Klopstock et Wieland), que Wolf prenait soin de préciser qu'Homère «n'était pas un philosophe»: «Pourtant leur chanteur lui-même n'était pas un philosophe, dont on dit qu'il a soigneusement caché son art si remarquable de faire passer l'idée fondamentale de l'action à travers le tourbillon des épisodes. Car caché, il doit bien l'être, puisque, à part Aristote et avant lui, très peu de critiques anciens y ont prêté attention».³⁴

32 Gregory Nagy, *Homer's Text and Language*, 2004, http://nrs.harvard.edu/urn3:hul.ebook:CHS_Nagy_Homers_Text_and_Language.2004.

33 Voir note 5.

34 «At ne vates quidem ipse fuit philosophus, quem tantam artem summae actionis per ambages episodiorum volvendae abscondisse narrant. Nam absconditam illam esse oportet, quandoquidem praeter Aristotelem et antem eum paucissimis veterum suboluit» (Wolf (note 4), p. 124-125, traduction de l'autrice).

Enfin, ce n'est pas contre un auteur, mais contre une idée que la question homérique s'est déclenchée depuis les temps les plus anciens : l'idée d'une unité artistique, d'une beauté inégalée, d'un commencement qui présente déjà les caractéristiques de l'accomplissement et de la perfection. Dans cette histoire d'une idée, il y a encore de la place pour ceux qui, comme Nitzhorn et Madvig, nous rappellent que beaucoup de phénomènes artistiques ont eu lieu avant Pisistrate, et avec eux aussi, tôt ou tard, nous devons nous confronter. La vraie question homérique est une question philosophique, puisqu'elle naît de l'étonnement devant ces œuvres trop belles pour être vraies, trop parfaites pour être anciennes, qui parlent la langue de la modernité à des modernes devenus désormais aveugles et dépourvus de toute imagination.

(Dr. Carlotta Santini, École normale supérieure, 45, rue d'Ulm, 75005 Paris, Frankreich, UMR 8547 – Pays Germanique; E-Mail: carlottasantini@hotmail.it)

Marcel Lepper Geist mit Fußnoten

Wissenschaftshistorische Studien der vergangenen dreißig Jahre haben die Leistungen und Probleme einer ›geistesgeschichtlich‹ ausgerichteten Literaturwissenschaft in Deutschland zwischen 1880 und 1945 in konfligierenden Szenarien beschrieben; die programmatische Material-, Daten- und Referenzverweigerung behandeln sie aber nur am Rande. Zu Unrecht: Gegenläufig zu den Selbst- und Fremddarstellungen der ›Geistesgeschichte‹ steht und fällt deren Leistungsfähigkeit wie auch die ihrer Nachfolger auf mittlerer und langer Strecke mit der Bereitschaft zu komplexen Auswertungs-, Beleg- und Nachweisstrukturen.

1. *Exit ›Geist‹*

›GEIST [...] *Verschwindet*‹: In Vers 513 des ›Faust‹ erledigt Goethe noch nicht das Lemma ›Geist‹, aber immerhin den unheimlichen Auftritt desselben.¹ Vorerst: Denn der Erdgeist im ›Faust‹ ist nur ein Geist unter Geistern, und zu deren markanten Merkmalen gehört die spukhafte Wiederkehr. Das weiß auch der ›Hamlet‹-Leser und -Vorleser Goethe.² ›’Tis here‹, sagt Horatio, während Marcellus entgegnet: ›’Tis gone‹ (I, 1). Die Regieanweisung ›*Der Geist geht ab*‹ bereitet den kommenden Auftritt bereits vor: ›*Der Geist tritt wieder auf*‹. Die Selbstverabschiedung des Geists beschwört memoriale Dauer: ›Adieu, adieu, adieu – – Gedenke meiner, Sohn. *Er verschwindet*‹.³

Die Polyvalenz des deutschen Substantivs ›Geist‹ macht im internationalen Horizont sein Faszinationspotential,⁴ aber auch seine Problematik aus. ›Verschwinden‹ des ›Geistes‹ heißt statistisch präzisiert: ein Absinken der Frequenz im DTA+DWDS-Korpus zwischen 1600 und 2000 auf unter 15 % des Spitzenwerts.⁵ Der pluralfähige ›Geist‹ im Sinne von ›Gespenst‹, ›immaterielles Wesen‹ (frz. *spectre, fantôme*; engl. *ghost, spirit*) wird in Westeuropa in diesem Großzeitraum schrittweise in die Nischen der Fiktion, der Esoterik und der Ethnographie verdrängt – mit allen unvermeidlichen

- 1 Die Regieanweisung ›verschwind[e]t‹ findet sich bereits im Konvolut I H. 5, dem sogenannten ›Ur-Faust‹, GSA 25/W 2890; Anne Bohnenkamp [u. a.] (Hg.), Faust-Edition, URL: <https://faustedition.net/>, Version 1.2 RC 2019.
- 2 Vgl. die Schilderung des Frühjahrs 1771 in Dichtung und Wahrheit, in: WA I 28, S. 35.
- 3 So in der von Goethe 1771 verwendeten Hamlet-Übersetzung von Christoph Martin Wieland, Shakespear. Theatralische Werke, Bd. 8, Zürich 1766, I,1 und I,8.
- 4 Vgl. die Ausführungen zum Lemma ›Geist‹, subsumiert unter ›Geisteswissenschaften‹, bei Jean-Claude Gens, Luca M. Scarantino, [Art.] Geisteswissenschaften, in: Vocabulaire européen des philosophies, hg. von Barbara Cassin, Paris 2004, S. 489-492; Emily Apter, Jacques Lezra, Michael Wood (Hg.), Dictionary of Untranslatables. A Philosophical Lexicon, Princeton, NJ 2015, S. 368-372.
- 5 DWDS, ›Geist‹, Korpus 1600-1999; ein vergleichbares Ergebnis liefert Google Ngram für das Lemma ›Geist‹ und ein deutschsprachiges Korpus 1600-1999.

dialektischen Effekten.⁶ Aber auch für die theologischen, philosophischen, psychologischen und hermeneutischen Singularverwendungen von ›Geist‹ (im Sinne von griech. *pneuma*, *nous* oder *psyche*; lat. *spiritus*, *genius*, *mens*, *intellectus*) ist in der Langzeitbeobachtung seit der Phase um 1600 (der Ära von Johann Spies' und Christopher Marlowes ›Faust‹ sowie Shakespeares ›Hamlet‹) ein Kursverfall zu konstatieren; dies mit einer merklichen Retardierung um 1800, auf die noch einzugehen sein wird. Trotz aller komplexen Wendungen lautet die kulturkritische Begleiterzählung: Mechanistische, empiristische und materialistische Positionen setzen sich in Westeuropa langfristig durch, während an die Stelle der Anrufung des ›Geistes‹ die Klage über progredierende ›Geistlosigkeit‹ tritt.

Für das Lemma ›Geistesgeschichte‹ verläuft die Verwendungskurve im Windschatten solcher Kulturkritik: Sie setzt um 1800 bescheiden an, steigt ab 1880, kultur- und fachkritisch motiviert, in mehreren Etappen steil auf und stürzt nach 1945 ebenso rapide wieder ab.⁷ Empirisch gefasst: Die Konjunktur der ›Geistesgeschichte‹ beginnt, als sich ihr Gegenstand, der ›Geist‹, im Sprachgebrauch auf dem Rückzug befindet. Welche Bedingungen, Entscheidungen und Bewertungen liegen hinter diesem Verlauf? Der vorliegende Beitrag anlässlich des 100. Jahrestags der Gründung der ›Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte‹ (DVJ) will in aller gebotenen Kürze aufgrund der wissenschaftshistorischen Forschung der vergangenen Jahrzehnte vier Szenarien rekonstruieren, um aufzuzeigen, dass die ›Geistesgeschichte‹ wie ihre Nachfolger erst produktiv werden können, wenn sie sich auf die Abschwächung des ›Geist‹-Begriffs und auf komplexe Material-, Daten- und Nachweisarbeit einlassen.

2. Vier wissenschaftshistorische Szenarien

Aus Studien der vergangenen dreißig Jahre⁸ lassen sich bei vordergründiger Durchsicht zwei konkurrierende Bewertungen extrahieren: eine, die unter ›Geistesgeschichte‹ ein abgeschlossenes, politisch diskreditiertes und methodisch überholtes Kapitel der Literaturwissenschaft versteht; und eine zweite, die das innovatorische Potential, die

6 In einer Schlüsselposition steht Immanuel Kants Schrift *Träume eines Geistersehers*, erläutert durch *Träume der Metaphysik*, Königsberg 1766.

7 DWDS, ›Geistesgeschichte‹, Korpus 1600-1999; vgl. auch Lutz Geldsetzer, *Geistesgeschichte*, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie* (HWbPh), hg. von Joachim Ritter u. a., Bd. 3, Basel 1974, S. 207-210.

8 Vgl. in Auswahl Eberhard Lämmert, Christoph König (Hg.), *Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910 bis 1925*, Frankfurt am Main 1993; Christoph König, *Individualität, Autonomie, Originalität. Zur Rezeption Diltheys in den ersten Jahren der Deutschen Vierteljahrsschrift*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 67, 1993, H. 2, S. 197-220; Jost Hermand, *Geschichte der Germanistik*, Reinbek 1994, S. 54-120; Klaus Weimar, *Geistesgeschichte*, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 1, Berlin 1997, S. 678-681; Hans-Harald Müller, Tom Kindt, *Dilthey gegen Scherer, Geistesgeschichte contra Positivismus. Zur Revision eines wissenschaftshistorischen Stereotyps*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 74, 2000, H. 4, S. 685-709; Elke Dubbels, *Zum Verhältnis von wissenschaftlicher Tradition und Politik im*

Pluralität der Ansätze und die Fülle der Anschlüsse der ›Geistesgeschichte‹ markiert.⁹ Bei genauerer Analyse ergeben sich hingegen vier spannungsvolle, partiell inkompatible Szenarien:

(1) *Philosophisch*: Die ›Geistesgeschichte‹ sucht im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert einen Ausweg aus einer Orientierungskrise: Durchgehend hoch erscheint der erreichte Wissens- und Erfahrungsstand; skeptisch stimmt der bisherige Utopieverbrauch; an die Stelle großer Fernziele rücken verwirrend vielgestaltige Deutungsangebote und Programmkonkurrenzen. In dieser Situation rückt die ›Geistesgeschichte‹ aus einer gelehrten Außenposition ins Zentrum eines Philosophiekonzepts, das auf Grundannahmen Hegels einerseits, Schleiermachers und Diltheys andererseits beruht. Es zielt nicht mehr auf Neuinterpretationen, gar Veränderungen der ›Welt‹, sondern auf die Interpretation und Relationierung zurückliegender Interpretationen und Relationierungsangebote.¹⁰ Dass solche philosophischen Ansätze sich mit dem ›Geist‹-Begriff zu einer Zeit befassen, in der sich längst Zweifel an dessen Leistungsfähigkeit eingestellt haben, ist, so betrachtet, kein Widerspruch, sondern folgerichtig.¹¹ Problematisch hingegen erscheint schon im späten 19. Jahrhundert die Epigonalität einer Philosophie, die, wie Nietzsche 1886 formuliert, nur noch historische »Kostüme« studiere anstatt neue zu entwerfen.¹²

(2) *Historisch-philologisch*: Die ›Geistesgeschichte‹ sucht eine Lösung für die Folgeprobleme des hohen Spezialisierungsgrades, den die historischen und philologischen Fächer im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert erreicht haben. Der ›Geist‹ wird

›Dritten Reich‹. Die DVjs in den Jahren 1933-1944, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 78, 2004, H. 4, S. 672-706; Holger Dainat, Ein Fach in der ›Krise‹. Die ›Methodendiskussion‹ in der Neueren deutschen Literaturwissenschaft, in: Krise des Historismus – Krise der Wirklichkeit. Wissenschaft, Kunst und Literatur 1880-1932, hg. von Otto Gerhard Oexle, Göttingen 2007, S. 247-272; Ralf Klausnitzer, Institutionalisierung und Modernisierung der Literaturwissenschaft seit dem 19. Jahrhundert, in: Handbuch Literaturwissenschaft, hg. von Thomas Anz, Bd. 3, Stuttgart, Weimar 2007, S. 70-147; Nina Hahne, Geistesgeschichte, in: Methodengeschichte der Germanistik, hg. von Jost Schneider, Berlin 2009, S. 195-224.

9 Vgl. Hahne (Anm. 8), S. 218 f.

10 So heißt es im Dilthey-Kapitel der 12. Aufl. von Friedrich Ueberwegs ›Grundriss‹, die moderne Philosophie bilde »kein eigenes System mehr«, sondern begreife nur noch Systeme; Die deutsche Philosophie des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart, neu bearb. von Traugott Konstantin Oesterreich, Berlin 1923, S. 554.

11 So führt Rudolf Unger in seinem Beitrag im Gründungsjahrgang die vielinterpretierte Formulierung von der »Eule der Minerva«, die »erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug« beginne, aus Hegels ›Grundlinien‹ an; Zur Entwicklung des Problems der historischen Objektivität bis Hegel, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1, 1923, H. 1, S. 104-138, hier S. 138.

12 »Aber der ›Geist‹, insbesondere der ›historische Geist‹, ersieht sich auch noch an dieser Verzweiflung seinen Vortheil, immer wieder wird ein neues Stück Vorzeit und Ausland versucht, umgelegt, abgelegt, eingepackt, vor allem studirt, – wir sind das erste studirte Zeitalter in puncto der ›Kostüme‹«; Friedrich Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, Leipzig 1886, § 223, in: eKGWB, URL: <http://www.nietzsche-source.org/#eKGWB/JGB-223>.

als einheitsstiftende Abstraktions- oder Syntheseleistung reaktiviert. Die rhetorische Performanz wird gegenüber dem gelehrten Vollständigkeitsbedürfnis, dem historischen Faktizitätskonzept und dem philologischen Präzisionsideal rehabilitiert. Damit ermöglicht die >Geistesgeschichte< Erzählungen in großen Linien, handelt sich freilich Material-, Daten- und Referenzierungsprobleme ein, die gegenläufig zu ihren Innovationsansprüchen den philosophischen wie historisch-philologischen Reflexionsstand ihrer Zeit unterschreiten.

(3) *Interdisziplinär*: Die >Geistesgeschichte< sucht im genannten Zeitraum eine Strategie gegen den hohen Druck, der sich methodisch, wissenschaftspolitisch und gesellschaftlich aus dem massiven Ausbau, den Erkenntnis- und Anwendungserfolgen der material- und datenbasierten Fächer ergibt: der Experimental-, aber auch der jungen Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Gegen deren materialistische oder empiristische Grundannahmen, deren technologisch-ökonomisches oder sozialpolitisches Nutzenkalkül wird das Gebiet des >Geistes< als eigenständiger Bereich definiert, in dem fundamental andere methodische Regeln gelten. Auf den ersten Blick wirkt diese Ausweichstrategie, die sich ohne vertiefte >geistesgeschichtliche< Reflexion aus jahrhundertalten Vorräten religiöser und philosophischer Dualismen bedient, aufgrund ihrer asymmetrischen Entscheidungsstruktur effektiv: Wie sollten die Präferenzen der Lesenden und Schreibenden nicht auf der Seite des >lebendigen Geistes< (2 Kor. 3,3-6) liegen, wenn auf der anderen Seite nur Buchstaben, Zahlen, Apparate im Angebot sind? Der Preis ist hoch: Die Abwehr materialbezogener, buchstabengenaue, überprüfbarer Methoden macht die >Geistesgeschichte< anfällig für Irrationalismen, alte und neue Mythologien, Antiakademismus.¹³

(4) *Kultur- und bildungspolitisch*: Die >Geistesgeschichte< sucht im genannten Zeitraum nach Relevanz und Wirksamkeit, zugleich nach außerwissenschaftlichen Aktualismen. Sie erzielt aufgrund ihrer Fähigkeit zu großen Linien, freilich auch zu pompöser Rhetorik im frühen 20. Jahrhundert vergleichsweise große Publikumserfolge;¹⁴ sie zeigt zugleich die Tendenz, ihre organische, geographische und militärische Metaphorik mit wissenschaftsexterner, nämlich politischer, konfessioneller oder künstlerischer Programmatik kurzzuschließen. Anders als in älteren Darstellungen schützend angenommen agiert die deutschsprachige >Geistesgeschichte< in ihrem Kern keineswegs >unpolitisch<, sondern sieht die deutsche Literatur und Philosophie längst vor 1933 in einem >schicksalhaften Kampf< der >Nationen< oder >Völker<, so dass weniger von >Gleichschaltungseffekten< als viel eher von vorbereitender Ideologieproduktion die Rede sein kann.¹⁵ Das hindert zentrale Vertreter der

13 Vgl. Hahne (Anm. 8), S. 213-215; Ernst Osterkamp, Friedrich Gundolf zwischen Kunst und Wissenschaft. Zur Problematik eines Germanisten aus dem George-Kreis, in: König/Lämmert (Anm. 8), S. 177-200.

14 Vgl. exemplarisch Friedrich Gundolf, Shakespeare und der deutsche Geist [1911], 7., unveränd. Aufl., 20.-25. Tsd., Berlin 1923.

15 Weimar (Anm. 8), S. 680; dagegen detaillierte Studien wie u. a. Christa Hempel-Küter, Germanistik zwischen 1925 und 1955. Studien zur Welt der Wissenschaft am Beispiel von Hans Pyritz, Berlin 2000, S. 39.

>Geistesgeschichte< nicht daran, nach 1945 erneut die literarische und philosophische Tradition als Remedium gegen die dämonisierte Ökonomie und Technik anzurufen: nun freilich den transnationalen, am freien Individuum orientierten Traditionsanteil.¹⁶

Diese vier Szenarien mit ihren je eigenen dialektischen Spannungen treten in der Wissenschaftsgeschichte wie schon in den Selbstbegründungen der >Geistesgeschichte< im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert in prekären Mischverhältnissen auf. Sie konfliktieren an relevanten Punkten: Setzt etwa die >Geistesgeschichte< auf Interpretationen höherer Ordnung (1), dann sind diese kaum unter den Bedingungen abgesenkter Spezialisierung und Spezifizierung zu haben (2), jedenfalls nicht ohne Qualitäts- und Überprüfbarkeitsverlust. Sucht die >Geistesgeschichte< den Ausweg aus der fachlichen Verengung (2), dann erweist es sich als kontraproduktiv, dass sie den Dialog etwa mit den jungen Sozial- und Wirtschaftswissenschaften abmoderiert (3). Setzt die >Geistesgeschichte< historische Abgeschlossenheit voraus (1), so trumpft sie zugleich mit Aktualismen, mit politischen und poetischen Ansprüchen auf (4). Das historische Scheitern der deutschen >Geistesgeschichte< wird in der überwiegenden Zahl der Rekonstruktionen dem kultur- und bildungspolitischen Szenario, der Diskreditierung der so emphatischen wie wissenschaftsfernen Rede vom >deutschen Geist< zugeschoben (4). So politisch plausibel dieser >kurze Prozess< ist, so zielt er doch am Strukturproblem der >Geistesgeschichte< vorbei.

3. *Gegenprobe: Goethe*

1945 legt Karl Viëtor im Exil in Harvard einem prototypischen »Soziologen« ein weiter reichendes Verdikt in den Mund: Die »geistesgeschichtliche Richtung« der deutschen Literaturwissenschaft im frühen und mittleren 20. Jahrhundert sei das »letzte Aufflackern eines senilen Idealismus« gewesen.¹⁷ Das Urteil trifft, genauer betrachtet, Teile der Szenarien (1) und (3); es erliegt der Versuchung, die differenzierten Genealogien der >Geistesgeschichte< (Herder; Hegel; Schleiermacher) unter dem unscharfen Großbegriff >Idealismus< zu bündeln. Viëtor betreibt an dieser Stelle selbst >Geistesgeschichte< wider Willen. Die tatsächliche Situation um 1800 ist weitaus komplexer.¹⁸ Während u. a. der Theologe und Bildungspolitiker August Hermann Niemeyer 1796, der ehemalige Kapuziner, dann Berliner Freimaurer Ignaz Aurelius Feßler 1802, schließlich auch Hegel 1807 von der »Geschichte des Geis-

16 Vgl. exemplarisch Paul Kluckhohn, *Die Idee des Menschen in der Goethezeit*, Stuttgart 1946, S. 44-45.

17 Karl Viëtor, *Deutsche Literaturgeschichte als Geistesgeschichte*, in: *PMLA* 60, 1945, H. 3, S. 899-916, hier S. 913; vgl. Carsten Zelle, Karl Viëtor, in: *Internationales Germanistenlexikon*, hg. von Christoph König, Berlin 2003, S. 1943-1946.

18 Vgl. exemplarisch die Beiträge in Sieglinde Grimm, Roman Bartosch (Hg.), *Die Materie des Geistes. Der >material turn< im Kontext von Bildungs- und Literaturgeschichte um 1800*, Heidelberg 2018.

tes«¹⁹ sprechen, Friedrich Schlegel dann 1812 von »Geistesgeschichte«²⁰, bleibt Goethe die Vokabel fremd. Von der »alberne[n] Geistergeschichte«²¹, also Spukgeschichte, ist 1782 im Lavater-Briefwechsel und im Tagebuch die Rede; nach der »Geistesgeschichte« sucht das »GWb« hingegen vergebens. Spricht Herder zwischen 1769 und 1774 wiederholt vom »Geist der Zeit«, ebenso vom »Geist der Zeiten«²², lässt Goethe in der ersten »Faust«-Fassung seinen Protagonisten ebendiese Formulierung verspotten.²³

Auf das reiche Tableau an Komposita zwischen »Geisterduft« und »Geisterzahn« einerseits, »Geistesflug« und »Geistesübergewicht« andererseits, das Goethe zur Verfügung steht,²⁴ kann die »Geistesgeschichte« in historisierender Absicht zugreifen. Von 3.500 erfassten Goethe-Belegen konzentrieren sich zwei Drittel auf den menschlichen »Geist« im engeren Sinne, wie der komplexe Eintrag im »GWb« zeigt – auf die individuellen »Geistesäußerungen« (»Rameau's Neffe«) wie die strukturellen »Geistesfähigkeiten« (»Die Preisaufgabe betreffend«).²⁵

Dämonologische wie geschichtsphilosophische Verwendungen stehen bei Goethe quantitativ in der Minderheit. Diese Konzentration hat deutliche Vorteile, weil sie den psychologischen und hermeneutischen Pfad offenhält, während sie den theologischen und metaphysischen Pfad schließt. Auch wenn Goethes Vokabular nicht frei ist von Prägungen wie »Geistesepoche« und »Geistesfortschritt«²⁶, so hat er vergleichsweise wenig übrig für überindividuelle, abstrakte Verwendungen, wie sie sich bereits bei Barclay 1614 (»*proprium spiritum*«), Voltaire 1756 (»*l'esprit des nations*«), dann vor allem bei Herder 1769 (»*Volks, Nationalgeist*«) finden.²⁷ Auf diese zuletzt genannte Tradition aber, gerade *nicht* auf die individualisierende Lesart Goethes lässt sich die »Geistesgeschichte« des späten 19. und frühen 20. Jahrhun-

19 August Hermann Niemeyer, *Geschichte des Königlichen Pädagogicums, Halle 1796*, S. 35; [Ignaz Aurelius Fessler], *Eleusinien des 19. Jahrhunderts*, Bd. 1, Berlin 1802, S. IX; Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Phänomenologie des Geistes*, Bamberg 1807, S. 131.

20 Friedrich Schlegel, *Geschichte der alten und neuen Literatur [1812; 1815]*, in: Friedrich Schlegel, *Kritische Schriften und Fragmente*, hg. von Ernst Behler und Hans Eichner, Bd. 4, Paderborn 1988, hier S. 8; S. 119; S. 215.

21 Johann Wolfgang Goethe, *Tagebuch*, 6. Februar 1782, in: *Propyläen-Projekt*, URL: https://goethe-biographica.de/id/GT01_1034; vorausgehend im Lavater-Briefwechsel, 16. August und 23. November 1781, URL: https://goethe-biographica.de/id/RA01_0153_00167.

22 Johann Gottfried Herder, *Über die neuere deutsche Literatur*, Bd. 3, Riga 1767, S. 294; ders., *Kritische Wälder*, Bd. 1, [Riga] 1769, S. 43; Bd. 2, [Riga] 1769, S. 11; ders., *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit*, [Riga] 1774, S. 16; S. 150.

23 »Mein Freund«, sagt Faust an der prominenten Stelle (wie Anm. 1, v. 575-579) zu Wagner, »die Zeiten der Vergangenheit / Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln. / Was ihr den Geist der Zeiten heisst, / Das ist im Grund der Herren eigner Geist, / In dem die Zeiten sich bespiegeln.«

24 Vgl. die Artikel »Geist« ff, in: *Goethe-Wörterbuch (GWb)*, Bd. 3, Stuttgart 1998, S. 1316-1359.

25 Ebd., S. 1316.

26 Vgl. ebd., S. 1343.

27 John Barclay, *Icon animorum*, London 1614, Kap. 2; Voltaire, *Essai sur les mœurs et l'esprit des nations [...]*, Genf 1756; Herder, *Kritische Wälder*, Bd. 1 (Anm. 22), S. 43.

derts erneut ein, obwohl sie aus der florierenden Goethe-Philologie, erst recht bei hoher Goethe-Quote in ihren eigenen Veröffentlichungen besser hätte beraten sein können.²⁸

4. *Transpersonale Einheit*

Nimmt man, wie bei Klaus Weimar präzise rekonstruiert, die Grundannahme der ›Geistesgeschichte‹ ernst, »derzufolge literarische Texte Zeugnis nicht nur ihres jeweiligen Autors, sondern auch und vor allem Zeugnis einer transpersonalen Einheit ›Geist‹ sind«, an deren »historischer Entwicklung« sie zugleich teilhaben,²⁹ dann entfaltet sich ein methodisch entscheidendes Problem aus Szenario (2). Dieses diagnostiziert bereits Max Weber während der Hochphase der ›Geistesgeschichte‹ für deren Vorläufer um 1800: Mit der Neigung, »Evolutionen eines ›Volksgesistes‹ anzunehmen, als deren Träger dann eine überindividuelle organische Einheit hypostasiert« werde, sei »wissenschaftlich nichts anzufangen«.³⁰

Wie lassen sich für eine solche »transpersonale Einheit ›Geist‹« Grundanforderungen philologischer Arbeit seit dem späten 17. Jahrhundert einhalten, nämlich die der Material-, Daten- und Nachweisarbeit? Dass Herder zwischen 1769 und 1774, wie oben präzisiert, wiederholt vom »Geist der Zeit«, ebenso vom »Geist der Zeiten« spricht, bevor Goethe die Wendung im ›Faust‹ spöttisch aufgreift, lässt sich konkret an datierbaren Handschriften und Drucken nachweisen – nötigenfalls auch mit Gegenbelegen erschüttern. Wie aber soll sich eine historische Zuschreibung an eine transpersonale Einheit ›Geist‹ nachweisen, diskutieren oder widerlegen lassen? Einer solchen Entität fehlt, philologisch zugespitzt, die Fußnoten-tauglichkeit.

Nun ließe sich einwenden, eine solche Zuspitzung ignoriere elementare Grundlagen der Rhetorik: Der Einsatz des »personifizierten Synthesebegriffs ›Geist‹«³¹ sei nicht mehr als ein Darstellungsverfahren, um Befunde zu bündeln. Eine solche Apologie verstellt jedoch, dass die ›Geistesgeschichte‹, wenn sie von Grundannahmen Herders ausgeht, Belege bestenfalls intuitiv und selektiv bringen kann; wenn sie hingegen von Hegel ausgeht, empirische Belege aus systematischen Gründen gar nicht bringen dürfte. In der Praxis ergibt sich daraus eine mit Versatzstücken gefüllte Darstellungssprache, die, wie Max Weber zu Recht kritisiert, nicht auf dem Boden eines modernen Wissenschaftsverständnisses steht. Ein Beispiel:

28 Vgl. Konrad Burdach, Faust und die Sorge, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1, 1923, H. 1, S. 60; drei von acht Beiträgen des zweiten Hefts befassen sich ebenfalls mit Goethe, ebenso je einer des dritten und vierten Hefts des ersten Jahrgangs.

29 Weimar (Anm. 8), S. 678.

30 Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft [1909-1914; 1918-1920; postum 1921-1922], 5. rev. Aufl., hg. von Johannes Winkelmann, Tübingen 1976, S. 442.

31 Weimar (Anm. 8), S. 679.

Dreimal im Ablauf seiner Geschichte hat der deutsche Geist in Werken und Taten sein schöpferisches Wesen kundgetan und über andere Völker hinaus erhöht.³²

So lautet der Einleitungssatz eines Beitrags aus dem Gründungsjahrgang der >DVjs<. Der Darstellungstrick, den >Geist< in theologischer, nicht psychologischer Tradition zum grammatischen Subjekt zu erheben, wird in der Philologie des frühen 20. Jahrhunderts zum Indikator eines methodischen Rückschritts wider Willen. Erhebliche Teile des rhetorischen Aufwands einer so betriebenen >Geistesgeschichte< sind damit befasst, die Diskrepanz zwischen philologischer Konkretion, vorfindlicher Forschungssituation und interpretativer Formulierung suggestiv zu überbrücken – mit figurativer Ausschmückung und aufregistrierter Lexik, die sich, wie im Beispiel, aus dem Ausdrucksvorrat religiöser Offenbarungen bedient (u. a. Ps. 46,11).

Das sieht schon Karl Viëtor: An Hermann August Korffs 1945 noch nicht abgeschlossener Großunternehmung, dem >Geist der Goethezeit<,³³ zeigt er, wie aus Korffs in hohem Maße »abstrakten« Ansatz resultiere, dass »die Arbeit früherer Forschung auch da ungenutzt« bleibe, »wo der Verfasser aus ihr hätte lernen können«. Korffs »Neigung zu subjektiven, spontanen Deutungen« sei größer als »kritischere Zeitalter es ertragen hätten«. Viëtor setzt präzisierend hinzu: »Zeitalter, die Gelehrsamkeit schätzten und an einen >commonwealth of science< glaubten.«³⁴ >Geistesgeschichtlich< abstrakt bleibt auch Viëtor, wenn er seinerseits die »Zeitalter« pauschal in die Subjekt-Position rückt. Eine Pointe setzt er gleichwohl, wenn er auf kosmopolitische Wissenschaftskonzepte der westeuropäischen Aufklärung anspielt, mit deren Rezeption Korff sich in seiner Habilitationsschrift auseinandergesetzt hat – und damit einen Lernrückschritt markiert.³⁵

5. Depotenzierung

Trägt ein aufklärerischer >Esprit<-Begriff weiter als ein fehlverwendeter >Geist<-Begriff? Noch einmal zurück zur eingangs angeführten >Nacht<-Szene: Wagner versteht von Fausts Spott über die Rede vom »Geist der Zeiten« (v. 575-579) nichts und hantiert unbeirrt weiter mit einem naiven >Geist<-Begriff. Faust, an den Grenzen der Geduld angelangt, beendet abrupt das Gespräch. Wagner kann sich nicht zurück-

32 Eduard Wechsler, Die Auseinandersetzung des deutschen Geistes mit der französischen Aufklärung (1732-1832), in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1, 1923, H. 4, S. 613-635; Wechslers Arbeiten richten sich polarisierend auf französisch-deutsche Verhältnisse, u. a. Die Franzosen und Wir, Jena 1915; Esprit und Geist, Bielefeld 1927.

33 Hermann August Korff, Geist der Goethezeit, Leipzig 1923; 1927; 1930; 1940; 1953; 1957.

34 Viëtor (Anm. 17), S. 904; »The Commonwealth of Science« titelt die Abschlusserklärung der in London abgehaltenen »Conference of Science and World Order«; in: Nature, 1941, H. 3753, S. 393.

35 Hermann August Korff, Voltaire als klassizistischer Autor im literarischen Deutschland des 18. Jahrhunderts [1913]. Publ.: Voltaire im literarischen Deutschland des 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes von Gottsched bis Goethe, Heidelberg 1917.

halten, noch einmal törichten Nachfragebedarf anzumelden, bevor auch er vorerst verschwindet: »ab« (v. 602).

Ein spätes, sehr viel seltener angeführtes Nachspiel findet diese Szene 1821 im dritten Band von ›Über Kunst und Alterthum‹, in Goethes bereits 1814 diktiertem »dramatisch-lyrischen Scherz« ›Die Weisen und die Leute‹, einer Palinodie auf ein Gedicht des ›Morgenblatt‹-Redakteurs Friedrich Haug.³⁶ Sie liefert einen Beleg für die kritische Einklammerung des Begriffs, zugleich für die exponierte Redensartlichkeit solcher Distanznahme. »Was ist der sogenannte Geist?«, fragen da »Die Leute«.³⁷ Der Philosoph »Cleobulus« antwortet, indem er die verschiedenen Interpretamente des Lemmas gegeneinander ausspielt:

Was man so Geist gewöhnlich heißt
Antwortet, aber fragt nicht.³⁸

Was Goethe mit Spott löst, erarbeiten Positionen im 19. Jahrhundert schrittweise im Rahmen von Depotenzierungsverfahren. Depotenzierung heißt: Ein zuvor emphatisch verwendeter Begriff wird im regulären Sprachgebrauch als untauglich markiert. Mit Zitatmarkierungen und Fußnoten wird das Lemma ›Geist‹ schrittweise in seinen konkreten Verwendungsweisen historisiert, referenziert und typographisch abgesetzt. Wenige Beispiele müssen genügen: So setzt Marx im Londoner Exil in einem Schreiben an Engels 1867 den »›deutschen Geist‹«³⁹ spöttisch in Anführungszeichen. Goetheanisch geht Nietzsche 1886 vor, wenn er markiert, was »vom Volke der ›Geist‹ genannt«⁴⁰ werde; ebenso setzt Max Weber 1904 bereits im Titel seiner ›Protestantismus‹-Studie den »›Geist‹ des Kapitalismus« in Anführungszeichen, nicht erst den »›Volksgeist‹« in ›Wirtschaft und Gesellschaft‹.⁴¹

36 Johann Wolfgang Goethe, Gedichte 1800-1832, hg. von Karl Eibl, Frankfurt am Main 1988 (= FA 2), Komm., S. 1104.

37 Ebd., S. 510; die Wendung vom »sogenannten Geist« verwenden im frühen 19. Jahrhundert so unterschiedliche Autoren wie Ludwig Tieck (Phantasia, Bd. 2, Berlin 1812, S. 56) und Heinrich Laube (Das junge Europa, Bd. 1, Leipzig 1833, S. 24), auch Philologen wie Karl Otfried Müller (Die Dorier, Bd. 2, Breslau 1824, S. 13).

38 Ebd., S. 510; die Sprecherzuordnung »Cleobulus« stammt von Riemer.

39 »Was das Schwäbische Blättchen [= ›Der Beobachter‹] betrifft, so wäre es ein amüsanter Coup, Vogt's Freund, den Schwabenmayer [= Karl Mayer] zu prellen. Die Sache wäre einfach so zu bewerkstelligen. D'abord damit anzufangen, daß was man auch v. der Tendenz des Buchs [= des ›Kapital‹] denken möge, es dem [unterstrichen:] ›deutschen Geist‹ Ehre mache, u. deßwegen auch v. einem Preussen im Exil u. nicht in Preussen geschrieben sei.« Karl Marx an Friedrich Engels, 7. Dezember 1867, in: MEGA digital, URL: <http://megadigital.bbaw.de/briefe/detail.xql?id=M0000468>.

40 Nietzsche (Anm. 12), §§ 223, 230; vgl. Marco Brusotti, ›der schreckliche Grundtext homo natura‹. Texturen des Natürlichen in Aphorismus 230 von ›Jenseits von Gut und Böse‹, in: Texturen des Denkens, hg. vom dems. u. a., Berlin 2013, S. 259-278, hier S. 265; Andreas Urs Sommer, Kommentar zu Nietzsches ›Jenseits von Gut und Böse‹, Berlin 2016 (Nietzsche-Kommentar 5.1), S. 305; S. 620-621; S. 646-648.

41 Max Weber, Die protestantische Ethik und der ›Geist‹ des Kapitalismus, in: Archiv für Sozialwissenschaft 20, 1904, S. 1-54; 21, 1905, S. 1-110.

Nach den Versuchen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, den ›Geist‹-Begriff der ›Geistesgeschichte‹ durch Subsidiärbegriffe zu flankieren (›Problem‹, ›Idee‹, ›Form‹, ›Stil‹), steigt nach 1945 der Bedarf nach internationalen Ersatzbegriffen (›idea‹, ›thought‹, ›mentalité‹, ›discours‹). Während der Artikel »Geist« im ›HWbPh‹ 1974 in rechtshegelianischer Tradition so umständlich wie hilflos versucht, den Begriff gegen die Fundamentalangriffe aus der angelsächsischen Philosophie zu retten,⁴² wirkt Friedrich Kittlers Forderung nach der »Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften« 1980 bei allem provokativen Aplomb schon wie ein Spätphänomen.⁴³ Untersuchungen der historisch und sozialwissenschaftlich argumentierenden Fächer führen den ›Geist‹ in breiter Mehrheit nur noch als begriffshistorisches Phänomen – und ziehen ihn damit aus dem aktiven Verkehr.⁴⁴ Das methodische Problem ist damit noch nicht gelöst, solange die Ersatzvokabeln ihrerseits als grammatische Subjekte hochgestuft werden: Noch Werkstätten, Textfabriken, Kollektive, Ausschüsse sind fußnotenfähig, ›Diskurse‹ nicht.

6. Komplexität zulassen

In einer germanistischen Lehrveranstaltung an einer US-amerikanischen Universität meldete sich vor Jahren eine Studentin nach dem Referat eines *fellow student* zu Wort: »Woher hast Du diese Information?« Diese so neugierige wie entwaffnende Frage bezog sich nicht auf ein Detail im vorausgehenden Vortrag, sondern auf dessen propositionalen Kern. Waren die Begriffe nicht präzise definiert? Fehlten in der Argumentationskette einzelne Schritte? Hatte das Referat seine Belegstruktur nicht offengelegt? Wo auch immer die Defizite gelegen haben mögen – im Lehrhorizont der *German Studies* schien ein Ziel erreicht: Deutsch war die Frage der amerikanischen Studentin nicht nur der Lexik und Grammatik nach, sondern auch in der historisch-philologischen Methodik.⁴⁵

42 »G. ist die Materie, die zu behandeln als Sache der Philosophie gilt, und Philosophie sollte ihre Kompetenz dafür auch dann nicht aufgeben, wenn es ihr schwerfällt, sie zu erweisen.« Ludger Oeing-Hanhoff u. a., Geist, in: HWbPh (Anm. 7), S. 154-157, hier S. 154.

43 Friedrich Kittler (Hg.), *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften*, Paderborn 1980, insb. S. 7-14.

44 Eine quantitative Studie anhand eines repräsentativen Korpus, etwa der Reihe ›suhrkamp taschenbuch wissenschaft‹ (1973-), wäre reizvoll; seine letzten prägnanten Auftritte in der deutschsprachigen Theoriegeschichte hat der ›Geist‹, dort längst in Anführungsstrichen und mit kommunikations- und kognitionswissenschaftlichen Fußnoten versehen, u. a. beim späten Niklas Luhmann, *Die Kunst der Gesellschaft* [1995], Frankfurt am Main 1997, S. 21; Registerinträge S. 511; vgl. auch die Verabschiedung des ›Geistes‹ in ders., *Die Wissenschaft der Gesellschaft* [1990], Frankfurt am Main 1998, S. 44, Registerinträge S. 724; in gegenwärtigen Arbeiten wie Wolfgang Knöbls 2022 in der ›stw‹-Reihe erschienenen Studie ›Die Soziologie vor der Geschichte‹ kommt das Lemma ›Geist‹ im Sachregister nicht mehr vor, obwohl die einschlägigen Namen der ›Geistesgeschichte‹ – Hegel, Dilthey, Rothacker – zahlreiche Auftritte im Personenregister haben.

45 Vgl. Michael Bernays, *Zur Lehre von den Citaten und Noten* [1892], in: ders., *Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte*, Bd. 4: *Zur neueren und neuesten Literaturgeschichte*, hg. von Georg Witkowski,

So würde es jedenfalls das Fremdstereotyp fordern, das kursorisch auf im 19. Jahrhundert an deutschen Universitäten entwickelten Standards verweist. Ende des 20. Jahrhunderts und mehr als zwanzig Jahre vor der Veröffentlichung des monumentalen Handbuchs ›Information. A Historical Companion‹ hat Anthony Grafton diese ambivalente Geschichte wissenschaftlicher Referenzstrukturen rekonstruiert: ›The Footnote. A Curious History‹.⁴⁶ Ihre Helden sind, in Auseinandersetzung mit Pierre Bayle und Edward Gibbon, deutsche Gelehrte und Wissenschaftler aus einer deutlich breiteren Zeitspanne zwischen Athanasius Kircher und Leopold von Ranke. Der spielerisch-parodistische Titel der deutschen Ausgabe, ›Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote‹, markiert das Konfliktfeld, in dem sich historische und philologische Nachweisstrukturen keineswegs nur im deutschen Traditionszusammenhang bewegen: zwischen dem ganz Großen und dem ganz Kleinen, zwischen Übergeneralisierung und Pedanterie.

Die Fußnote bietet reichlich Raum für philologische Untugenden: leerlaufende Gelehrsamkeit, eitle Zitatkartelle, autoritäre Strukturen, die sich gegen alles richten, »was nach einer neuen Hypothese aussieht«.⁴⁷ Soll die Philologie gegen die Geistesgeschichte in Stellung gebracht werden, dann lässt sich dies, will man keine Missverständnisse stiften, darum nur dialektisch tun. Es geht gerade nicht um eine naive Forderung von Nachweisen im Sinne eines erkenntnistheoretisch nicht näher durchdachten *fact-checking*. Es kann auch nicht um eine Fetischisierung eines problematischen Transparenz-Begriffs oder um die Illusion der Möglichkeit einer Komplett-Offenlegung von Verweiszusammenhängen gehen. Im Spannungsverhältnis von Über- und Unterreferenzierung hilft auch nicht, wie in Seminaren häufig pragmatisch gelehrt, ein ›gesunder Mittelweg‹, ebensowenig der Verweis auf vage Begriffe von ›Takt‹ oder *mastery*, die latent autoritär strukturiert sind und mehr verstellen als sie aufdecken.⁴⁸ Vielmehr geht es um die kritische Reflexion des Zustandekommens der eigenen Aussagen: Erst bei reflektiertem Einsatz ermöglicht die Fußnote, die Material-, Daten- und Nachweisstruktur offenzulegen, die zum Kern eines modernen Wissenschaftsanspruchs gehört.

Woher die Autorin, der Autor diese Information habe: Ein großer Teil der Aussagen in ›geistesgeschichtlichen‹ Beiträgen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts provoziert diese Frage, und zwar nicht aus Neugier nach den elegant zurückgehaltenen Belegen, sondern angesichts der strukturellen Unbelegbarkeit der Aussagen. Durch-

Berlin 1899, S. 253-347; G. W. Bowersock, The Art of the Footnote, in: The American Scholar 53, 1984, H. 1, S. 54-62; Peter Rieß, Stefan Fisch, Peter Strohschneider, Prolegomena zu einer Theorie der Fußnote, Münster 1995.

46 Vgl. Ann Blair, Paul Duguid, Anja-Silvia Goeing, Anthony Grafton (Hg.), Information. A Historical Companion, Princeton, NJ 2021; Anthony Grafton, The Footnote. A Curious History, Cambridge, Mass. 1999; ders., Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote, übers. von Jochen Bußmann, Berlin 1995.

47 Grafton 1995 (Anm. 46), S. 228.

48 Vgl. Marcel Lepper, Philologische Redlichkeit: Tugend und Tugendpolitik, in: Epistemische Tugenden. Zur Geschichte und Gegenwart eines Konzepts, hg. von Andreas Gelhard, Ruben Hackler und Sandro Zanetti, Tübingen 2019, S. 179-200.

aus unnötigerweise: Der frühe Dilthey beginnt keineswegs mit historischen Makroaussagen über transpersonale, immaterielle Einheiten, sondern mit der konkreten Briefdokumentation ›Aus Schleiermachers Leben‹, dann mit dem ›Leben Schleiermachers‹, einer kleinteilig aus dem damals noch in Familienbesitz befindlichem Archiv erarbeiteten Rekonstruktion. Aus konkreter Materialerfahrung spricht der mittlere Dilthey, wenn er große historisch-philologische Forschungsinfrastrukturen fordert.⁴⁹ So fußnoten- und nachweisarm schon diese Arbeiten Diltheys ausfallen und so überholt ihr Stand ist, so sehr bestärkt die genauere Analyse den Befund, dass Szenario (2), in Berufung etwa auf das bei Viëtor eingangs bemühte Profil der »Geistesgeschichte« als Gegenentwurf zum »Positivismus«,⁵⁰ schon die Programmatik des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts nur ungenau, die Praxis noch weniger trifft.⁵¹

Zutreffend an Szenario (2) ist hingegen, dass sich die Hinwendung des späten Dilthey zu transpersonalen Einheits- und Ganzheitskonzepten⁵² in der nachfolgenden Generation, bei Rudolf Unger, Friedrich Gundolf, Fritz Strich oder Ernst Bertram, deutlich verstärkt – dies gerade dann, wenn, wie in den ›geistesgeschichtlichen‹ Gestaltmonographien, monumentale Spekulationen einzelnen, enthistorisierten Personen (Dante, Shakespeare, Goethe, Nietzsche) oder gleich dem ›deutschen Geist‹ aufgebürdet werden. Auch hier sollte die Ambition, Integration zu stiften, nicht zu früh mit den historischen Verfehlungen verwechselt und mit ihnen entsorgt werden. Eine Aussage wie die oben zitierte von Eduard Wechsler (1923) könnte auf überraschende Weise dialektisch transformiert werden, indem ihr Bezugshintergrund offengelegt würde: Dass der »deutsche Geist« dreimal im Ablauf seiner Geschichte »in Werken und Taten sein schöpferisches Wesen kundgetan und über andere Völker hinaus erhöht« habe, ist eine Aussage, die nach philologischen Kriterien des 21. Jahrhunderts formal inakzeptabel ist: Sie würde in wissenschaftlichen Qualifikationsschriften allenfalls als Parodie verstanden, jedenfalls moniert. Anders sähe es mit einer wissenschaftshistorischen Wendung aus, die sich auf die Ebene der *metahistory* begäbe: Dass der »deutsche Geist« dreimal im Ablauf seiner Geschichte »in Werken und Taten sein schöpferisches Wesen kundgetan und über andere Völker hinaus erhöht« habe, ist nämlich keineswegs ein origineller Einfall von Wechsler, sondern ein zu problematisierendes Stereotyp, dessen Nachweisstruktur ein in deutschsprachigen Literaturgeschich-

49 Wilhelm Dilthey (Hg.), *Aus Schleiermachers Leben*, 4 Bde., Berlin 1860-1863; ders., *Leben Schleiermachers*, Berlin 1870; ders., *Archive für Litteratur*, in: *Deutsche Rundschau* 58, 1889, S. 360-375; ders., *Archive der Litteratur in ihrer Bedeutung für das Studium der Geschichte der Philosophie*, in: *Archiv für Geschichte der Philosophie* 2, 1889, S. 343-367.

50 Viëtor (Anm. 17), S. 899.

51 Vgl. ausführlich Müller/Kindt (Anm. 8); im Vorwort zur ›DVjs‹ schließen Herausgeber und Verleger zwar »Arbeiten, die bloß Materialsammlungen sind, rein stoffliche Quellenuntersuchungen, Funde, die nicht von ganz besonderer geistesgeschichtlicher Bedeutung sind, Miscellen u. dergl.« aus der Zeitschrift aus; andererseits weisen sie darauf hin, dass die »philologische Strenge und Gewissenhaftigkeit« für abgedruckte Arbeiten »selbstverständliche Voraussetzung« bleiben müsse; *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 1, 1923, H. 1, S. V-VI, hier S. VI; S. V.

52 Vgl. Hermand (Anm. 8), S. 68-70; differenzierend König (Anm. 8).

ten zwischen 1848 und 1918 eingeübtes Darstellungsmuster rekonstruieren müsste.⁵³ Hochmittelalter, Reformation, Klassik als Höhepunkte deutscher Literaturgeschichte – offengelegt werden müsste auch, dass das Schema ein Dekadenznarrativ mitschleppt und spätestens in der Ära nach 1918, in der Wechsler schreibt, zu einem reaktionären, revisionistischen Gestus, einer seltsamen Gegenwartsabkehr führt.⁵⁴

Je stärker sich die Literaturgeschichte in Großnarrativen festschreibt, d. h. sich von allem abkehrt, was nach präziser Buchstabenarbeit aussieht, desto deutlicher verändert sich auch das Druckbild: von skaliert, polyzentrisch und differenziert zu monolithisch, monumental.⁵⁵ Hat der von Grafton zitierte Bayle mit seinem >Dictionnaire< bereits im späten 17. Jahrhundert ein Musterbeispiel für aufklärerische philologisch-kritische Arbeit geliefert, die ohne eine komplexe *mise en page* nicht auskommt, so positioniert sich die >Geistesgeschichte< auch typographisch gegen die bis ins späte 19. Jahrhundert immer kleinteiliger gestalteten Apparate. Mehr als allein wissenschaftshistorisches Potential liegt darum an der Wegkreuzung von Methodengeschichte, Rhetorikgeschichte und – überraschender – Typographie- und Druckgeschichte. Systematisch zu rekonstruieren wäre, wie sich im Kernzeitraum zwischen 1880 und 1945 Präferenzen für methodisch und rhetorisch, aber auch typographisch entdifferenzierende Darstellungsweisen ausprägen, die sich von komplexen philologischen wie experimentalwissenschaftlichen Apparatstrukturen absetzen.⁵⁶ Szenario (3) ließe sich auf der Grundlage einer solchen Untersuchung spezifizieren als die Geschichte einer Komplexitätsverschiebung: bestenfalls zugunsten rhetorischer Kühnheit, schlimmstenfalls zugunsten leerlaufender Pathetik, in jedem Fall zu Lasten der Material-, Daten- und Nachweisebenen.

Jüngere Zugänge, die in undogmatischer Nachfolge der >Geistesgeschichte< an das legitime Kernanliegen aus Szenario (1) anknüpfen, wie sich die hohe Überlieferungsdichte literarischer und philosophischer Positionen über individualhermeneutische Zugänge hinaus analysieren und darstellen lässt, haben überall dort, wo sie sich als produktiv erweisen, die Vorbehalte gegenüber philologischer Präzision (2), ebenso gegenüber interdisziplinärem Methodenaustausch (3) fallengelassen und sich stattdessen der eigentlichen, ungelösten Aufgabe zugewandt: Wie lassen sich literatur- und philosophiehistorische Makroentwicklungen nicht bloß durch darstellerische Kunstgriffe intuitiv skizzieren, sondern zuvor überhaupt erst verfahrensreflektiert und überprüfbar erforschen? Im frühen 21. Jahrhundert liegen unter den Bedingungen digitaler Korpora und quantitativer Werkzeugangebote explorative Ansätze vor, die

53 Zu bibliographischen Zwecken sei verwiesen auf Jürgen Fohrmann, *Das Projekt der deutschen Literaturgeschichte. Entstehen und Scheitern einer nationalen Poesiegeschichtsschreibung zwischen Humanismus und Deutschem Kaiserreich*, Stuttgart 1989.

54 Wechsler (Anm. 32), S. 613; zur Problematik Peter Sprengel, Scherer und die Folgen. Die erste Generation der >Moderne< und die Literaturgeschichte, in: *Literaturgeschichte. Theorien, Modelle, Praktiken*, hg. von Matthias Buschmeier, Walter Erhart und Kai Kauffmann, Berlin 2014, S. 195-214.

55 Ein gutes Beispiel ist Friedrich Gundolf, *Goethe*, Berlin 1916.

56 Vgl. die Ansätze bei Hahne (Anm. 8), S. 213.

nicht nur methodischer Verbesserung, sondern auch vertiefter Reflexion bedürfen.⁵⁷ Das anspruchsvolle Anliegen ist kein geringeres, als die ›Geistesgeschichte‹ vom Kopf auf die Füße zu stellen – und sei es: auf die Fußnoten, solange noch keine komplexitätsfähigeren Darstellungs- und Nachweismodi gefunden sind.

(Prof. Dr. Marcel Lepper, Universität Leipzig, Institut für Germanistik, Geisteswissenschaftliches Zentrum, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig; E-Mail: marcel.lepper@uni-leipzig.de)

57 An dieser Schwelle steht auch der vorliegende Beitrag selbst, wenn er, um die Unzulänglichkeiten auf kurzer Strecke wissend, Szenarien rekonstruiert, Gegenproben nimmt und quantitative Verfahren im Wissen um deren Korpus- und Methodengrenzen ergänzend einsetzt.

Michel Chaouli

Kritik als Stil (all the way down)

Das Schreiben über Literatur muss sich – das ist der Vorschlag, den ich hier mache – der Dimension des Stils bewusst werden, wenn es seinem vorgeblichen Gegenstand – der Literatur – gerecht werden will. Ich sage »vorgeblich«, weil der wahre Gegenstand des Schreibens über Literatur – dem, was sich »Kritik« oder »wissenschaftliche Arbeit« nennt – das Schreiben ist und nicht die Literatur. Daher ist die Dimension des Stils zuallererst nicht in der Literatur zu suchen (als Stilistik oder Stilkritik), sondern in dem Schreiben über Literatur selbst, also in der Kritik.

Was aber heißt Stil? Mit Stil meine ich nicht den »Schreibstil« (obwohl er eine Rolle spielt), sondern ein allgemeineres Phänomen. Stil benennt die Art und Weise, in der die Handhabung eines Objekts durch ein Subjekt die isoliert betrachtete Bedeutung von beiden verändert, und zwar so intensiv, dass es nicht mehr lohnt, »Subjekt« und »Objekt« auseinanderzuhalten. Wenn wir sagen, dass die Art, wie jemand einen Hut trägt oder ein Wort verwendet oder einen Einwand entgegennimmt, einen gewissen Stil hat – und das tut sie immer –, dann machen wir darauf aufmerksam, dass Subjekt wie Objekt überstiegen und damit verändert werden. Weder der Hut noch sein Träger ist ganz derselbe, der er wäre, wenn man sie getrennt betrachtete.

Nun würde man meinen, dass eine Einstimmung auf diese verschmelzende Dimension des Stils sich bei uns Literaturkritikern und -wissenschaftlern von selbst versteht, doch da würde man sich irren. Dazu muss man nur Zeitschriften und Monographien aus dem Bereich der Philologien durchblättern, wo sich bald der Eindruck festigt, dass die dringendste Aufgabe von Autoren nicht darin besteht, sich auf ihre Gegenstände einzulassen, sondern eher darin, sie sich möglichst vom Leib zu halten. Am glücklichsten sind wir, wenn wir uns über den genauen Standort dieser Gegenstände in den Bedeutungsrastern streiten, derer wir uns bedienen, Raster wie Geschichte, Ideologie, Gattung und ähnliche. Das nennen wir dann »Forschung«. Indem wir sie wie Spielzeugsoldaten auf großen Schlachtkarten hin und her schieben, heftet sich die Aufmerksamkeit ganz auf unsere Gegenstände, was den Vorteil hat, das Ich, das diese Züge ausführt, völlig unberührt zu lassen.

Dieses Ich nennen wir gern »den Leser« (in Nachbarfächern ist es »der Zuschauer«, »der Hörer«, »der Betrachter«, ...), doch hat dieses Gebilde wenig gemein mit einem echten oder auch nur idealen Leser. Es ist kaum mehr als eine magere Abstraktion einer verschwiegenen Aktivität des Betrachters, deren großer Vorzug darin liegt, das interpretierende Subjekt von der Interpretation, die es selbst in Gang gesetzt hat, zu verschonen. Insofern ähnelt unser Verhalten den Methoden der Naturwissenschaften viel mehr, als wir es zugeben würden. Diese Wissenschaften trennen das beobachtende Subjekt scharf von der Beobachtung wie auch von daraus abgeleiteten Gesetzmäßigkeiten, damit diese zur öffentlichen Prüfung und Nutzung bereitgestellt werden können. Wissenschaftlich robust ist eine Erfahrung nur dann, wenn sie intersubjektiv gültig ist, und damit sie gültig wird, muss sie durch die Luke disziplinierter

Beobachtung gezwängt werden, wodurch sie ihrer Fülle und ihrer Singularität beraubt wird. Objektivität ist dann nichts anderes als eine kontrollierbare Intersubjektivität, die sich ihrerseits einer radikal zurechtgestutzten Subjektivität verdankt.¹ Um das Lesen in eine Art quasi-(oder pseudo-)wissenschaftliche Beobachtung zu verwandeln, die dann zu einem quasi-(oder pseudo-)objektiven Wissen führt, flüchten wir uns in die Fiktion des »Lesers« (eigentlich »des« Lesers). Dann lässt sich sagen: Schau durch dieses Instrument, dann siehst auch Du, was ich sehe, weil wir – Du und ich – uns in diese Form des Durchs-Instrument-Sehens reduziert haben (wobei ein Instrument genauso gut ein Mikroskop sein kann wie auch ein Netz von Belegen und Begriffen, die wir Interpretation nennen).

Soweit Interpretationen nicht forensisch sind, sondern Gefühle, Gedanken und Verhaltensweisen aufzeichnen, die von Sinngebilden – literarischen etwa – in Menschen ausgelöst werden – etwa Angst, Mitleid, Belustigung, Wahn, Empathie, Rassismus, Patriotismus, Zerstreuung, sexuelle Desorientierung und und und –, benötigen sie Subjekte, die solcher Reaktionen fähig sind. Das ist offensichtlich. Dennoch kleben wir am abstrakten Subjekt namens »Leser«.

Wenn Disziplinen mit solchen Figuren arbeiten, wenn sie sich ihre »Werkzeuge« zurechtlegen, um damit das Kunstwerk einem Verhör zu unterziehen (es zu »hinterfragen«), dann fragt man sich, ob diese Aufregung tatsächlich einem besseren, tieferen, differenzierten Verständnis des Werkes dient, wie immer beteuert wird, oder ob wir uns mit dem, was wir gern »Ansatz« nennen, eher vom Werk absetzen, ob unsere »Annäherungen« tatsächlich nicht geschickt verdeckte Methoden der Flucht sind. Die ausgefeilten Techniken der Literaturwissenschaft bezeugen, wie weit wir zu gehen bereit sind, um uns vor Kunstwerken zu schützen – vor jenen Werken, deren Kraft, uns aus unserem Schlummer aufzuschrecken, uns überhaupt erst für sie geöffnet hat. Seltsam, dass wir mühsam dicke Begriffsmauern aus Geschichte, Ideologie und formaler Analyse fertigen, damit wir nicht von dem berührt werden, was uns eigentlich lockt.

Welche Gestalt könnte der Umgang mit einem Werk annehmen, der den von uns einstudierten Ablauf aufgibt: Ich – unsichtbar und unversehrbar – zerlege den Text wie ein Chirurg, einen Text, der in einer von mir abgesonderten Zone existiert, deren Grenzen von der Wissenschaft gesichert sind. Wie könnte die Reflexion über Kunstwerke aussehen, die der authentischen Erfahrung dieser Werke angemessener wäre? Welche Qualitäten müsste diese Reflexion haben, damit sie die Werke nicht zu beherrschen anstrebt, sondern den Mut hat, sich ihnen auszusetzen?

Hier kommt die Dimension des Stils ins Spiel. Auf den Stil kann ich nur eingestimmt sein, wenn ich anerkenne, dass die Bedeutungen eines Textes sich nicht loskoppeln lassen von der Art und Weise, in der er zu mir spricht. Genau hier liegt die Pointe von Walter Paters Abwandlung der berühmten Losung, die Matthew Arnold für die Kritik

1 So schreibt – um nur eine kanonische Stelle zu zitieren – Karl Popper: »Die *Objektivität* der wissenschaftlichen Sätze liegt darin, daß sie *intersubjektiv nachprüfbar* sein müssen.« (Popper, *Logik der Forschung. Zur Erkenntnistheorie der modernen Naturwissenschaft*, Wien: Springer 1935, S. 16).

ausgegeben hat – »to see the object as in itself it really is« –, welche Pater in die Sprache der Erfahrung überführt. Bei ihm heißt es: »In aesthetic criticism the first step towards seeing one's object as it really is, is to know one's own impression as it really is, to discriminate it, to realize it distinctly.«² Der Gegenstand »wie er in sich selbst wirklich ist« enthüllt sich erst in der Erfahrung. Eine Einstimmung auf den Stil verflüssigt Phänomene wie »Text« und »Leser« nicht einfach in eine undifferenzierte Suppe, noch verschanzt sie sich hinter einer Erfahrung, die als autark und daher immun gegen Herausforderungen vorgestellt wird. Was sie in Gang setzt ist komplexer und interessanter.

Der gewöhnliche Begriff des Stils – ein Oberflächenphänomen, hinter (oder unter) dem sich die wahre Sache, die Substanz, verbirgt – hilft uns hier selbstverständlich nicht weiter. Welche Denker führen uns zu einem reichhaltigeren Stilbegriff? Für mich liegt die Antwort nicht in einer Theorie oder einer Schule, sondern in einer Namensliste, auf der sich Montaigne, Friedrich Schlegel, Emerson, Nietzsche, Freud, William James, Maurice Merleau-Ponty und Stanley Cavell (unter anderen) finden, allesamt Figuren, die denken, indem sie *schreiben*. Hier ist es Merleau-Ponty, der die anregendsten Reflexionen über den Stil anbietet; bei ihm verwandelt sich der Stil vom Thema der Reflexion zur Reflexion selbst.

Es ist wahr, dass große Philosophen und Kritiker, selbst jene, die der Rhetorik mit Misstrauen begegnen (und das sind die meisten), sich in ihrem Stil ankündigen, lange bevor wir etwas Bestimmtes über den sich entwickelnden Gedanken wissen. Die eigenwillige Melodie in Kants oder Wittgensteins Schriften erkennen wir schon nach wenigen Takten, und meist ist es diese Melodie und die gedankliche Stimmung, die sie hervorruft, die eine tiefere Spur in uns hinterlässt als die isolierbaren Schlüsse, um die es nicht zuletzt auch geht. Insofern zeichnet der Stil nicht nur jene Reflexionen aus, die sich ihrer eigenen Stimmlage bewusst sind, sondern auch jene, die dem Stil – verstanden als Agent einer trügerischen Redekunst – feindlich gesinnt sind.

Dennoch gibt es einen Unterschied zwischen dem unreflektiert gelebten Stil und dem reflektierten, schon deshalb, weil Philosophen und Kritiker gewöhnlich so tun, als sei der Stil immateriell für den Gedanken. Dem Stil begegnen sie mit Spott, wenn nicht Feindseligkeit. Schon dies verleiht dem Insistieren auf dem Stil philosophische Kraft. Stanley Cavell, der zu jenen Philosophen gehört, bei denen der Stil nicht Verkleidung, sondern Medium des Denkens ist, behauptet, dass in der Schulphilosophie »ein Augenmerk auf den Stil des Schreibens – wir könnten sagen, auf die Unterschrift – Zeichen des Unphilosophischen ist«.³ Das Misstrauen dem Stil gegenüber sitzt in den Philologien vielleicht nicht ganz so tief, doch auch hier zielen wir meist auf den »gedanklichen Inhalt« (Beleg, Schluss, These) hinter oder unter der Schicht der »rhetorischen Präsentation«. Damit will ich nicht sagen, dass es in philosophischen

2 Walter Pater, *The Renaissance: Studies in Art and Poetry*. The 1893 Text, hg. von Donald L. Hill, Berkeley, Calif.: The Univ. of California Press 1980, S. xix.

3 Stanley Cavell, *A Pitch of Philosophy: Autobiographical Exercises*, Cambridge, Mass.: Harvard Univ. Press 1996, S. 14.

und kritischen Schriften keine Argumente und Ideen gibt; ganz offensichtlich gibt es sie. Indem man sich jedoch auf das Modell der Lektüre als Beobachtung stützt, um die Geltung von Belegen und Schlussfolgerungen zu garantieren, entkräftet man die Reflexionen über den Stil, mit dem Argumente und Ideen auftreten, ob sie es nun wollen oder nicht.

Es ist nicht übertrieben zu behaupten, dass die große Leistung von Merleau-Pontys Schriften darin liegt, den Stil als Dimension nicht nur des Denkens, sondern auch der Existenz zur Reflexion gebracht zu haben. Diese Schriften entwickeln eine Konzeption – und, wichtiger noch, eine Praxis – des Stils, die uns erkennen lässt, dass er weniger als Ornament oder Rhetorik, als Oberfläche einer in der Tiefe ruhenden »Substanz« zu verstehen ist und mehr als etwas, das Phänomene *durchdringt*. Gleich am Anfang seines Meisterwerks, »Phénoménologie de la perception«, erklärt er: »La phénoménologie se laisse pratiquer et reconnaître comme manière ou comme style, elle existe comme mouvement, avant d'être parvenue à une entière conscience philosophique.«⁴ Es sollte uns nicht überraschen, dass eine Philosophie, die sich selbst als Stil einer Praxis versteht, bevor sie sich als Struktur von Gedanken erkennt, ihre Inspiration in Dichtung und Kunst sucht: »[La phénoménologie] est laborieuse comme l'œuvre de Balzac, celle de Proust, celle de Valéry ou celle de Cézanne, – par la même genre d'attention et d'étonnement.«⁵ Daraus folgt eine poetische Art des Sprechens und Schreibens, die eine tiefe Verwandtschaft mit dem Sakralen hat, vor dem sich Merleau-Ponty nicht versteckt. An anderer Stelle heißt es etwa:

Il faut que ... le mot et la parole cessent d'être une manière de désigner l'objet ou la pensée, pour devenir la présence de cette pensée dans le monde sensible, et, non pas son vêtement, mais son emblème ou son corps.⁶

Wörter sind der Leib des Gedankens und nicht bloß seine Bekleidung, weil ein Gewebe aus Wörtern in Sprache oder Schrift etwas hervorscheinen lässt, was über ihre Standardbedeutung hinausgeht, nämlich ihren Stil, der immer manche Bedeutungen öffnet und andere schließt. Der Stil unterfüttert die offizielle Bedeutung der Wörter mit einer anderen, affektiv-gedanklichen Bedeutungsschicht, die Merleau-Ponty schließlich im Existentiellen verortet. Daher können psychisch Kranke, die einen Text nicht verstehen, ihn dennoch »mit Ausdruck« vorlesen:

C'est donc que la parole ou les mots portent une première couche de signification qui leur est adhérente et qui donne la pensée comme style, comme valeur affective, comme mimique existentielle, plutôt que comme énoncé conceptuel. Nous découvrirons ici sous la signification conceptuelle des paroles une signification existentielle, qui n'est pas seulement traduite par elle, mais qui les habite et en est inséparable.⁷

4 Maurice Merleau-Ponty, *Phénoménologie de la perception*, Paris: Gallimard 1945, S. ii.

5 Ebd., S. xvi.

6 Ebd., S. 212.

7 Ebd.

»La pensée comme style«: Merleau-Ponty geht es nicht um einen Denkstil, sondern um das Denken *als* Stil, ein Ansatz, der völlig neue Wege des Denkens öffnet. Wie neu, wird erst deutlich, wenn uns klar wird, wie weit das Feld des Denkens-als-Stil sich bei ihm erstreckt. Denn Stil beschränkt sich weder allein auf die Sprache noch auf andere gesonderte Zeichensysteme, sondern durchwebt unseren gesamten Umgang mit der Welt bis hinunter zu ihrer Wahrnehmung. Selbst diese Beschreibung setzt nicht tief genug an, denn auch die Verschränkung der wahrnehmenden Sinnesorgane mit Knochen- und Muskelsystemen, mit einer Region also, die wir gewöhnlich mithilfe der Logik des Körperlichen beschreiben, ist geprägt von einem Stil:

Ce qui réunit les «sensations tactiles» de ma main et les relie aux perceptions visuelles de la même main comme aux perceptions des autres segments du corps, c'est un certain style des gestes de ma main, qui implique un certain style des mouvements de mes doigts et contribue d'autre part à une certaine allure de mon corps.⁸

Und so kommt es, dass die materielle Welt – *in* ihrer Materialität – mit einem gewissen Stil erscheint, eben weil dieses Erscheinen immer schon in Relation steht zu einer bestimmten Person in einer bestimmten Situation:

Toute chose nous apparaît à travers un médium qu'elle colore de sa qualité fondamentale; ce morceau de bois n'est ni un assemblage de couleurs et de données tactiles, ni même leur Gestalt totale, mais il émane de lui comme une essence ligneuse, ces «données sensibles» modulent un certain thème ou illustrent un certain style qui est le bois même et qui fait autour de ce morceau que voici et de la perception que j'en ai un horizon de sens. Le monde naturel ... n'est rien d'autre que le lieu de tous les thèmes et de tous les styles possibles.⁹

Wenn wir diesem Denkangebot folgen, dann sind wir geneigt, *Stil* nicht von *Substanz* zu unterscheiden, sondern von der *Ansicht*, die erst das Modell des abstrahierten, körperlosen Standpunkts des austauschbaren Beobachters ermöglicht, das die interpretierenden Disziplinen auf falsche Bahnen lenkt. Die Vorstellung einer Ansicht (oder Perspektive, Sichtweise, Position, ...) suggeriert das Vorhandensein eines scharf gezeichneten Objekts im Denkraum, »klar und deutlich« in seinen Umrissen (wie Descartes über die Ideen sagt), auf den wir uns unabhängig von seinem Urheber beziehen können, als hätte er eine eigene Existenz. So sagen wir ohne mit der Wimper zu zucken, »es gibt drei wesentliche Lesarten von ›King Lear‹«, als ob man sich jede aufsetzen könnte wie eine getönte Brille, um jeweils einen anderen ›Lear‹ zu Gesicht zu bekommen (etwa einen poststrukturellen, einen New Historicist und einen Gender-›Lear‹).

Wenn das Denken sich vom Stil leiten lässt, mit dem es erscheint, tendiert es eher dazu, eine Form des Ausdrucks zu finden, das seinem Gebaren entspricht. Diese

8 Ebd., S. 175 f.

9 Ebd., S. 514.

Achtsamkeit findet ihren Ursprung im Sprecher oder Schreiber, doch überträgt sie sich auf Hörer und Leser, die gewahr werden, dass die Gedanken, die vor (und in) ihnen Gestalt annehmen, nicht einer anonymen Quelle entspringen, sondern einem Wesen, das eine Vorder- und Rückseite hat, das verwoben ist in Sprache, in Geschichte, in Kultur, in Begierden und in einem Leib – in menschlichen Verhältnissen also, die hier elastisch sind und dort unnachgiebig. Die Gedanken erscheinen mit eigener Stimme und eigenem Gewicht. Die Artikulation der Gedanken braucht Zeit, nicht weil die Sprache ein sequentielles Phänomen ist, sondern weil es dauert, bis ein Schreiber die Körnung der eigenen Stimme entwickelt und bis der Leser den Stil des Geschriebenen erkennt. (Anfangs zumindest; später erkennt man ihn schon nach ein paar Wörtern, wie man den Gang eines Bekannten nach wenigen Schritten erkennt.) Auf diese Weise fällt es mir schwerer den kritischen Text, der mir vorliegt, als »Perspektive« oder »Position« anzusehen, trennbar vom existentiellen Zusammenhang, in dem er entstanden ist. Stattdessen nehme ich im Stil die gesamte Bewegung von Gedanken und Gefühlen wahr, die den »intellektuellen Inhalt« prägen.

Eine Einstimmung auf den Stil führt nicht immer zum einmütigen Verständnis des Gesagten. Manchmal öffnet sich eine Kluft zwischen einer Idee (einer These oder Theorie) und dem Stil, in dem sie erscheint. Diese Kluft wird akut, wenn ich den Eindruck bekomme, dass jemand sich im Stil einer Idee völlig vergriffen und dabei der Idee selbst geschadet hat, obwohl rein formell (syntaktisch, begrifflich, logisch) sämtliche Regeln eingehalten wurden. Wenn jemand von der Gewalt spricht, die soziale Normen den Schwachen antun (eine verbreitete Klage in meinem Fach, zumindest in den USA), dann mag ich der Analyse und der moralischen Stoßkraft der Sache wohlwollend gegenüberstehen und gleichwohl vom Stil in eine Haltung des Überdrusses oder gar des Misstrauens gedrängt werden: Statt eines Plädoyers für die Gerechtigkeit höre ich dann Selbstgefälligkeit, und statt zur Tat inspiriert zu werden, fühle ich mich drangsaliert. Lange bevor ich zu einem wohlüberlegten Urteil über die Schlüssigkeit der Gedanken gekommen bin, verspüre ich das intellektuelle und affektive Klima, das sich im Text ausbreitet. Ich höre den Ton – neugierig, narzisstisch, ungeschützt, verspielt, aufgeplustert, ... –, der weder im Dienst der These steht, um die es hier angeblich geht, noch ganz abseits liegt. Er ist weder Mittel zum Zweck noch Selbstzweck, sondern nimmt eine zweideutige Stellung ein zu dem, »was gesagt wird«. Die Anführungszeichen sollen signalisieren, was wir alle wissen, doch zu übersehen lernen, nämlich dass auch in der wissenschaftlichen Kommunikation die in den Aussagesätzen »enthalten« Gedanken nur ein kleiner Teil von dem sind, was wirklich gesagt wird.

Haben wir damit gesagt, dass es »nichts außerhalb des Stils« gibt? Wäre das der Fall, dann hätten wir uns die Sache zu einfach gemacht. Obwohl der Stil alles durchdringt – er geht »all the way down« –, hat er deshalb nicht die Logik des Denkens aufgelöst und damit Stil und Inhalt zu einer ununterscheidbaren Masse püriert. Ich hege Sympathien für ein von meist pragmatischen Denkern vorgebrachtes Argument, dass Philosophie – und überhaupt jede Art von begründeter Kommunikation – nichts anderes als Schreiben und damit eine Form von Literatur ist. Dennoch werde ich das Gefühl nicht los, dass die Sache verwickelter ist. Selbst wenn wir zugeben, dass die

Vorstellung von »Philosophie als mehr als eine Art von Schrift« »eine Illusion ist«, wie Richard Rorty behauptet,¹⁰ würden wir nicht leugnen wollen, dass wir normalerweise sehr wohl in der Lage sind, ein Netz von Ideen, die durch logische Verbindungen miteinander verbunden sind, von einem sprachlichen Gewebe zu abstrahieren.

Was wir als Argument bezeichnen, hat eine innere Struktur und eine Festigkeit, die es erlaubt, es zusammenzufassen, zu analysieren und in den Kontext eines Diskurses oder einer Disziplin zu stellen. Das ist keine Illusion. Weit davon entfernt, obsolet oder selbsttäuschend zu sein, gilt die Unterscheidung zwischen Argument (allgemeiner: Inhalt) und Stil (allgemeiner: Form) nicht nur für das Schreiben, das auf die Vermittlung von Ideen ausgerichtet ist. Wir können so etwas wie ein Argument (oder eine Handlung) selbst in so wenig aussichtsreichen Fällen wie Proust über Diners oder Sebald über Landspaziergänge ans Licht bringen. Wenn man sagt, dass Erzählungen, die auf die Sinnhaftigkeit der Welt reagieren, ihren eigenen Stil haben, bedeutet es nicht, dass man sie damit in Unantastbarkeit hüllt und sie von rationaler Debatte verschont.

Aus ähnlichen Gründen erfasst die Beschreibung des Stils als rhetorischer Effekt nicht ganz seine Kraft, unabhängig davon, ob man Rhetorik als eine hinterlistige Praxis versteht, die im Konflikt steht mit der Wahrheit, oder als das, was es der Wahrheit erst ermöglicht, sich zu offenbaren (wie in Nietzsches Diktum über die Wahrheit als »ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen«). In ihrer klassischen Konzeption zählt die Rhetorik Techniken der Überredung auf; sie stellt Instrumente zur Verfügung, mit denen ein Publikum manipuliert werden kann. Man kann ein solches Verhalten missbilligen (wie es Philosophen traditionell getan haben) oder es feiern, aber in jedem Fall geht man davon aus, dass der Redner weiß, was er sagen und welche Wirkungen er beim Publikum hervorrufen will, so dass nur noch die Frage bleibt, wie man das am besten erreicht.

Genau das kann jedoch in einer Argumentation, die sich auf den Stil einstimmt, nicht vorausgesetzt werden, denn die Erfahrung, die eine Begegnung mit einem Gegenstand ausmacht, ist nicht einfach gegeben, sondern entfaltet sich erst im Schreiben selbst. Ich habe nicht eine Erfahrung, *dann* eine Idee über die Vermittlung dieser Erfahrung, die ich *dann* – mit rhetorischen Mitteln – meinem Leser zu vermitteln suche, aufrichtig oder täuschend. Es ist wahr, dass alles, was ich sage und schreibe, gar nicht anders kann, als sich der Rhetorik zu bedienen (so wie es sich auch der Logik, Grammatik, Pragmatik und Poetik bedient), aber das bedeutet noch lange nicht, dass es nichts ist als Rhetorik.

Indem wir aufmerksam werden auf den Stil – den Stil der Sache, der mein Interesse gilt, meinen eigenen Stil und die Art und Weise, wie sich beide überschneiden und vielleicht kollidieren –, vermeiden wir den Fehler, den »Gedankeninhalt« für den einzigen und wahren Zweck aller Kommunikation zu halten, ohne jedoch die absurde Meinung zu verteidigen, dass alles »letztendlich« nichts ist als Stil (oder Text oder

10 Richard Rorty, *Philosophy as a Kind of Writing: An Essay on Derrida*, in: *New Literary History* 10, 1978, H. 1, S. 144.

Schrift oder Rhetorik). Denn nun können wir deutlicher sehen, wie das Denken, die Wahrnehmung, ja die Welt selbst mit einem eigenen Stil auftritt, ohne den Denken, Wahrnehmung und Welt bar jeder Kraft wären. Wir sind eher fähig, den Moment, in dem mich ein Gedankengang kalt lässt, von jenem zu unterscheiden, in dem ich Kritik übe oder Widerspruch erhebe. Wenn wir die Dimension des Stils im Denken anerkennen und reflektieren, sind wir vielleicht – *vielleicht* – in der Lage, eine Darstellung zu liefern, die unserer Erfahrung treu bleibt, weil diese Erfahrung erst in der Darstellung Gestalt annimmt.

(Prof. Dr. Michel Chaouli, Indiana University, Department of Germanic Studies, Department of Comparative Literature, Bloomington, IN 47405, USA; E-Mail: chaouli@indiana.edu)

Christoph König Philologische Fragmente zur Gegenwart (2020-2023)

X 113 (14.9.2020)

Die Poesie gibt keine Antworten auf herkömmliche Fragen. Etwa in den ›Duineser Elegien‹ nach dem Tod. Das Gedicht mag beginnen mit dem Versuch, doch die poetische Antwort verändert die Frage; man wird nicht mehr fragen, was jenseits des Lebens steht, sondern von der Poesie sprechen (etwa in der ›Zehnten Elegie‹).

X 114 (11.11.2020)

Roland Reuß weist zu Recht auf das Verstummen der deutschen Universitäten in Zeiten der Pandemie hin;¹ er sieht die Ursache in der »geschwächten Rolle der Rektoren«, die strukturell sei und sich nun zeige. Diese Schwäche wiederum ergebe sich aus der verminderten Bindung an das Votum der Gremien, des Senats etwa. Wären sie stärker demokratisch legitimiert, folgert Reuß, könnten sie heute freier sprechen, auch gegenüber den Ministerien. Doch scheint mir die Sache intrikater zu sein, denn die Rede von Schwäche und Stärke dient verschiedenen Interessen. Die Ministerien haben durch neue Autonomieregeln die Rektoren und Präsidenten gegenüber der Kollegenschaft ›gestärkt‹. Was sie ›Stärke‹ nennen, soll ihnen die Universität vom Leibe halten, ist tatsächlich jedoch der Politik gegenüber, die die Stärke verleiht, eine Schwächung. Nur ein innerhalb der Universität ›schwächerer‹, den Kollegen sich verantwortender Präsident oder eine solche Präsidentin, ob jene in den Gremien arbeiten oder nicht, könnte in der Öffentlichkeit kraftvoll auftreten. Um das zu verhindern, hat man ihn ›stark‹ gemacht. Es kommt also auch auf die Art an, wie darüber gesprochen wird.

X 115 (15.12.2020)

Heidegger liest genau, um genau sich entfernen zu können. Darin liegt seine Unredlichkeit. (Anlässlich von Heideggers Interpretation des ›Also sprach Zarathustra‹ von Friedrich Nietzsche.)

X 116 (18.1.2023)

Christoph Möllers studiert die gerichtlichen Urteile zur Meinungsfreiheit von Autoren satirischer Flugblätter.² Einer seiner Fälle ist der Streit im Jahr 1967 um die Flugblätter

- 1 Roland Reuß, Stumm geschaltet. Die Ohnmacht der Unis in der Pandemie, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.11.2020.
- 2 Christoph Möllers, Mehr Mehrdeutigkeit wagen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 18.1.2023.

der Kommune I, die umstritten waren hinsichtlich der Frage, ob sie tatsächlich, wie es der Wortlaut will, zum Anzünden von Warenhäusern aufforderten. Das Gericht kam zur Auffassung, dass keine Absicht nachweisbar war, so dass die philologischen Gutachten von Eberhard Lämmert, Peter Szondi, Jacob Taubes und anderen, die allesamt das Literarische hervorhoben, nichts mit dem Freispruch für Fritz Teufel und Rainer Langhans zu tun hatten. Dieser Fall präliederte einen anderen, in dem das Landgericht dem Verfasser eines Flugblatts gegen einen vormaligen SS-Mann vorwarf, ein ›flüchtiger Leser‹ werde die Satire nicht verstehen, während das Bundesverfassungsgericht die Entscheidung aufhob und unterstrich, dass der Verfasser, ein Lehrer, »kundige Leser« erwarten dürfe: Das sei sein Grundrecht. Für Möllers wird damit der Leser geschützt und in weiterer Folge der Rezeptionsästhetik eine wichtige Rolle in solchen Rechtsfragen eingeräumt – die Philologen hätten in ihrem philologischen Ansatz 1967 dies noch versäumt. Doch geht es in dem Anspruch auf einen ›kundigen Leser‹ tatsächlich um den Leser? Vielmehr ist das das Adjektiv ›kundig‹ entscheidend, und es führt zum Werk. Kundig ist ein Leser, weil er das Werk verstehen kann – und das zu tun, wäre seine Rechtspflicht. Das eben haben die Philologen damals getan, indem sie das Satirische erkannten. Die Frage verschiebt sich also hin zur Aufforderung an die Richter, philologische Interpretation einschätzen und also selbst lesen zu können. Die Rezeptionsästhetik, die jedem Leser sein Recht einräumt, auch dem nicht kundigen, wäre also sogleich aus dem Verkehr zu ziehen.

X 117 (18.5.2023)

Die Herausgeber des geplanten Canetti-Handbuchs (Metzler Verlag) schützen Allah lieber als Nietzsche.³ Gerald Stieg (Paris) stellt seinem Artikel ›Canetti als Anti-Nietzsche‹⁴ eine Erklärung voran, in der er darlegt, dass der hier abgedruckte Artikel im Handbuch hätte erscheinen sollen; Stieg hatte ihn zurückgezogen, nachdem man ihm schrieb: »Wir haben gekürzt, insbesondere die doch heiklen Abschnitte über Islam.«⁵ In seinem Beitrag teilt Stieg aus dem Nachlass von Elias Canetti bislang unveröffentlichte Aufzeichnungen Canettis mit, die dessen haltlosen Hass auf Nietzsche in bislang unbekannter Radikalität zeigen. Canetti schreibt etwa im Jahr 1987: »Ich komme über die Eingott-Besessenheit der Bibel nicht hinweg, sie hat das größte Unheil angerichtet. Ihr legitimes Kind ist der Koran und spät, auf sonderbaren Wegen, Nietzsche. Entstammt alles Unglück der Zahl Eins?«⁶ Und 1992 in Er-Form über sich: »Er hat den Koran nie ganz lesen können. [...] Der Koran fasziniert ihn, bis er ihn plötzlich an das Gesetz Nietzsches erinnert. Dann bricht er ihn angeekelt ab.«⁷

3 Das ›Handbuch Elias und Veza Canetti‹, hg. von Anke Detken und Alexander Košenina, Stuttgart und Weimar: Metzler, erscheint im Frühjahr 2024.

4 Études Germaniques 78, 2023, H. 1, S. 139-145.

5 Ebd., S. 139.

6 Zit. nach ebd., S. 143.

7 Zit. nach ebd.

Canettis Lektüre Nietzsches, die sich als anhaltendes Bemühen erweist, Nietzsche nicht zu lesen, lässt sich in dessen Kommentaren des Korans deutlicher verstehen. Darauf waren die Herausgeber bereit zu verzichten. Würde sich Canetti in Bezug auf Nietzsche selbst desavouieren (in der Nichtlektüre), doch zum Koran Richtiges, aber heute akademisch Gefährliches sagen?

(Prof. Dr. Christoph König, Lehrstuhl für Neuere und neueste deutsche Literatur, Universität Osnabrück, Neuer Graben 40, 49069 Osnabrück; E-Mail: christoph.koenig@uni-osnabrueck.de)

Ineditum

Hans-Harald Müller

Ein Brief von Andreas Heusler zur Gründung der ›Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte‹

THULE

Arlesheim bei Basel
25. Septmeber [!] 1922

Hochgeehrter Herr Doctor,

nehmen Sie für Ihr liebenswürdiges Schreiben¹ meinen besten Dank entgegen!

Was Sie mir mitteilen, hat mich nach mehreren Seiten hin gefreut. Vor allem sehe ich aufs neue, dass die Unternehmungslust im Reiche nicht ausgestorben ist. Und es ist doch genug geschehen, was sie hätte töten können! Deutschland hat nach dem Kriege noch stärkere Proben seiner Kraft und seines Lebenswillens abgelegt als während der Blockade ...

Doch Sie wünschen keine politischen Betrachtungen von mir! –

Ein zweites, das mich freute, war der Umstand, dass sich die verschiedenen gründungslustigen Redakteure² geeinigt haben, so dass statt einer Mehrheit von lebensunfähigen Organen eines, das Ihre, erscheinen wird, dem man mit umso besserem Gewissen Gedeihen wünschen kann.

Ich bin eigentlich gegen Zeitschriftengründung; weil ich sehe, dass jede Zeitschrift als solche zum Schreiben und Drucken aufpeitscht, und weil ich die Überproduktion in Drucksachen als eines unserer Weltübel ansehe. Der Krieg hatte hier ein wenig gestoppt – oder doch den Tintenstrom sehr auf das eine Feld, das der Kriegsliteratur gelenkt –: seither dehnt es sich nach allen Seiten wieder unheimlich aus ... Falls der arme Planet nicht im Menschenblut ersäuft werden soll, wonach es immer noch aussieht, wird sein Ende wohl die Erstickung unter Papierhaufen sein.

Doch auch über diese weltgeschichtliche Aussicht wünschten Sie nichts von mir zu hören ...

Das dritte also, was mich an Ihrem Brief freute, war die wohlwollende Erinnerung an mich, die Sie aus Ihrer Studentenzeit bewahrt haben.³

- 1 Der maschinenschriftliche Brief Heuslers (2 S.) ist nur im Nachlass Rothackers (Universitäts- und Landesbibliothek Bonn, ULB) überliefert. Rothackers Werbebrief findet sich weder hier noch im Nachlass Heuslers (Universitätsbibliothek Basel). Im Rothacker-Nachlass befindet sich jedoch eine Kopie von Rothackers Antwort (vom 11.10.1922) auf den Brief Heuslers.
- 2 Mit den geplanten Konkurrenzprojekten fand eine Einigung nicht statt – die ›Deutsche Vierteljahrsschrift‹ war schlicht schneller als diese, s. dazu Hans-Harald Müller: Zwischen ›Bewegung‹ und Wissenschaft. Eine wissenschaftshistorische Untersuchung zur Gründung der ›Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte‹, in: DVjs 97, 2023, S. 559-588.
- 3 Rothacker hatte nach der Promotion (1911) im Wintersemester 1913/14 und Sommersemester 1914 in Berlin studiert und hier vermutlich Heuslers Vorlesungen besucht. In seinem Studienbuch (ULB

Wenn es eine Schuld ist, eine neue Zschr zu lancieren, so wird sie in Ihrem Falle verkleinert durch den Umstand, dass eine ältere Zschr., der Euphorion, durch den Tod abgehen und Ihnen Platz machen wird. Wenigstens erwarten Sie dies.⁴

Sie haben sich vortreffliche Mitarbeiter⁵ gesichert, dazu einen des Lobes nicht bedürftigen Verleger. Es wird also gewiss gut gehen.

Nun wünschen Sie mich als >dauernden Mitwirker und Mitarbeiter<. Ich werde mit Freuden einmal etwas einsenden, wenn ich etwas brauchbares habe – nur dass dieses frohe Ereignis bei mir in grossen Abständen eintritt. Zumal jetzt, wo ich mit drei⁶ Kontraktarbeiten belastet bin, hab ich blutwenig Hoffnung, dass ich auf Jahre hinaus ein Nebenbei fertig bringe. Nicht jeder hat Burdachs stätige Fruchtbarkeit – von seiner Gelehrsamkeit zu schweigen.

Weil ich sicher bin, dass ich Ihnen nur spärliche Tropfen in Ihr Fass liefern könnte, würde ich es lieber sehen, wenn Sie mich nicht⁷ unter den Patronen der Zschr gedruckt nennen wollten. Es bedarf meines Namens augenscheinlich nicht. Sie haben schon genug Nothelfer. Wenn Sie aber schon durchaus wünschen mich zu nennen, so sträub ich mich nicht. Die Erfahrung lehrt nämlich, dass eine solche Nennung wenig auf sich hat: nicht jeder >dauernde Mitwirker und Mitarbeiter< hat mitgewirkt und -gearbeitet; man pflegt solchen Dingen nicht nachzurechnen.

Was nun aber mir die Hauptsache ist: ich hoffe sehr, wenn ich doch noch einmal etwas fertig bringe für Sie, dass Sie mir dann die Tür offenhalten, – mag ich nun als Dauernder genannt sein oder nicht.

Ihre Ideen, die Sie über die heutige Lit.-wissenschaft andeuten, berühren tiefe Saiten in mir. Längst wundre ich mich, dass die Lit.-geschichte nicht den Mut hat, mündig zu werden, so wie es die Kunstgeschichte längst ist. Unter >mündig< versteh ich: dass sie nicht Dienerin der allgem. Kultur- oder Ideengeschichte sein will, sondern dies zur Vorarbeit rechnet und sich auf ihr Eigenstes besinnt: Stilgeschichte – natürlich das Wort sehr weitherzig genommen.

Auch Ihre kurzen Bemerkungen über Gundelfinger, Strich und Walzel regen an und scheinen mir dem Ziele nicht fern zu treffen. Das Problem, die literar. Betrachtung durch

Bonn, NL Rothacker) findet sich kein entsprechender Vermerk. Zum Kontext s. Ralph Stöwer, Erich Rothacker. Sein Leben und seine Wissenschaft vom Menschen, Bonn 2012 (Bonner Schriften zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 2), S. 51.

4 Bei dieser Erwartung Rothackers war der Wunsch der Vater des Gedankens. An Hugo Bieber schrieb er im September 1922: »Leider konnten wir den Euphorion was das Richtige gewesen wäre nicht verschlucken.« Rothacker an Bieber, 7.9.1922 (ULB Bonn, NL Rothacker).

5 Welche Mitarbeiter Rothacker, der in seinen Angaben stets großzügig war, in seinem Brief an Heusler nannte, ist unklar; in den Briefen Niemeyers, Kluckhohns und Rothackers aus dem Jahr 1922 tauchten verschiedene Namen stets prominenter Wissenschaftler aus den verschiedenen Philologien und der Philosophie auf.

6 Im Original gesperrt.

7 Im Original gesperrt.

Handgriffe aus der bildenden Kunst zu bereichern, kann einen wohl plagen, und es ist immerhin verdienstlich, wie sich⁸ Walzel⁹ in diese Engpfade vorgewagt hat.

Ihrer Zschr ein Glückauf! Und Ihnen alles Gute!

Stets Ihr AHeusler

Wieso Erich Rothacker, der in Berlin selbst bei ihm gehört hatte,¹⁰ auf der Suche nach einem Herausgeber und Mitarbeiter für die ›Deutsche Vierteljahrsschrift‹ 1922 ausgerechnet auf Andreas Heusler¹¹ verfiel, ist nicht bekannt. Heusler, seit 1907 Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften, war ein international geachteter Nordist und Germanist – Repräsentant oder Sympathisant der Geistesgeschichte war er so wenig wie Konrad Burdach, der ebenfalls zum Herausgeber der ›Deutschen Vierteljahrsschrift‹ gekürt wurde.

Um die Mitte des Jahres 1922 wurden der Verleger Hermann Niemeyer, der Germanist Paul Kluckhohn und der Philosoph Erich Rothacker einig, dass sie eine geistesgeschichtlich orientierte literaturwissenschaftliche Zeitschrift herausgeben wollten; über Konzeption und Programmatik der Zeitschrift gingen die Meinungen Kluckhohns und Rothackers freilich zu diesem Zeitpunkt noch auseinander. Gleichwohl mahnte Niemeyer, dessen Rolle als Verleger der Zeitschrift unterschätzt wurde,¹² mit der Anwerbung von Herausgebern und Beiträgern für das Periodikum zur Eile, weil er Kenntnis von Konkurrenzunternehmungen zu seinem Projekt erlangt hatte.

Erich Rothacker war in der gelehrten Welt zu Beginn der 1920er Jahre eine kaum bekannte Größe, aber er war ein kluger Stratege, Meister im raschen Entwurf großartiger Szenarien – Kleinmut zählte nicht zu seinen Eigenschaften. Heusler freilich wusste sich den Umgarnungsversuchen des 23 Jahre Jüngeren mit erprobtem Geschick zu entziehen: Er hielt sich alle Optionen offen und verpflichtete sich zu nichts. Sein Name zierte die Herausgeberleiste der Zeitschrift bis in die 1930er Jahre¹³ –

8 Von hier an ist der Rest des Briefs von Hand an den Rand geschrieben.

9 Gemeint sind die Untersuchungen, die Walzel in zahlreichen Publikationen an seinen grundlegenden Beitrag anschloss: Wechselseitige Erhellung der Künste. Ein Beitrag zur Würdigung kunstgeschichtlicher Begriffe, Berlin 1917 (Philosophische Vorträge. Veröffentlicht von der Kantgesellschaft 15).

10 S. Anm. 3.

11 Zu Heusler s. das ausgezeichnete Porträt von Ulrich Wyss: Andreas Heusler, in: Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts, hg. von Christoph König, Hans-Harald Müller und Werner Röcke, Berlin u. a. 2000, S. 128-140.

12 Zu Hermann Niemeyer vgl. jetzt Holger Dainat: Der dritte Mann. Hermann Niemeyer und die ökonomische Basis der DVjs, in: DVjs 97, 2023, S. 589-629.

13 In seiner Antwort auf Heuslers Brief hatte Rothacker am 11.10.1922 geschrieben: »[...] nach einigem Hin und Her können wir es uns nicht versagen, doch nach dem Kleinen Finger zu greifen, den uns Ihr liebenswürdiges Schreiben, für das ich Ihnen vielmals danke, hinstreckte. Denn so darf ich doch wohl Ihren Satz: Wenn Sie aber durchaus wünschen etc. wohl deuten? Sie haben uns die freundlichsten Wünsche auf den Weg mitgegeben, Sie haben uns Hoffnungen auf spätere Beiträge gemacht, aber Sie hatten eben um anderweitiger literarischer Verpflichtungen willen keine grosse Lust, bei uns nur sozusagen dekorativ zu figurieren. Es wäre wohl naheliegend und taktvoll genug gewesen, wenn wir uns damit

aus seiner Feder erschien indes nur ein einziger Beitrag, über ›Goethes Verskunst‹.¹⁴

Kaum verbindlicher als zu einer eventuellen Mitarbeit erklärte sich Heusler zu Rothackers Ideen über die »heutige Literaturwissenschaft«: Er wollte keine allgemeine »Kultur und Ideengeschichte«, sondern eine »mündige«, auf »ihr Eigenstes konzentrierte« Literaturwissenschaft – Stilgeschichte in einem weitherzigen Sinne.

Auf die zu Beginn der 1920er Jahre noch immer virulente Kontroverse zwischen Positivismus und Geistesgeschichte ging Heusler nicht ein. Über sie äußerte er sich unmissverständlich an anderer Stelle: »Die Frage: ob Philologie oder Geisteswissenschaft besser sei, kommt mir so vor wie: ob Einatmen oder Ausatmen besser sei.«¹⁵

(Prof. Dr. Hans-Harald Müller, Brahmsallee 12, 20144 Hamburg; E-Mail: harrym@uni-hamburg.de)

beschieden hätten, zumal die Äußerungen Ihres wohlwollenden Interesses an uns dankenswert genug waren. Aber da die Hoffnungen die Sie uns auf einen späteren Beitrag machten doch bestimmt sind, so wäre es uns doch sehr lieb wenn unser Titelblatt heute schon und von vornherein sagte, dass dieser Beitrag zum eigensten Programm der Zeitschrift gehörte.«

14 Andreas Heusler, Goethes Verskunst. Ein Basler Aulavortrag, in: DVjs 3, 1925, S. 76-93.

15 Andreas Heusler an Wilhelm Ranisch. Briefe aus den Jahren 1890-1940, in Zusammenarbeit mit Oskar Bandle hg. von Klaus Düwel und Heinrich Beck. Mit einem Geleitwort von Hans Neumann, Basel u. a. 1989 (Beiträge zur nordischen Philologie 18), Brief Nr. 164 (10. Jänner 1932), S. 542. Der Hinweis auf dieses Zitat findet sich schon bei Wyss (Anm. 11), S. 138.

Nachlässe – Sammlungen – Autographen

Neuerwerbungen des Deutschen Literaturarchivs Marbach im Bereich der Philologien und weiteren Wissenschaften

Ernst Bertram: Sammlung Wilhelm Totok. Manuskripte und Briefe von Ernst Bertram.

Deutscher Germanistenverband: Korrespondenzen, Protokolle von Vorstandssitzungen, Unterlagen zu den ›Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes‹ und zum Germanistentag 2001.

Käte Hamburger: Unterlagen zu ihrer Habilitation.

Helmut Henne: Teilnachlass. Briefe von Robert Gernhardt an Helmut Henne; Briefwechsel zwischen Wilhelm Braune und Max Niemeyer; Briefe von Hermann Paul an Max Niemeyer.

Hartmut von Hentig: Nachtrag zum Vorlass. Manuskripte ›1945‹, ›Deutsche Gestalten‹, ›Fahrten und Gefährten‹, ›Das Gelassenheitsgebet‹, ›Rückblick nach vorn‹, ›Die Schule neu denken‹, Konvolut ›Weltethos‹ u. a.; Briefe an und von Gabriele von Arnim, Egon Bahr, Karl Heinz Bohrer, Christoph Brudi, Günter de Bruyn, Vicco von Bülow, Christoph Butterwegge, Franz Josef Degenhardt, Erhard Eppler, Marianne Frisch, Max Frisch, Maria Frisé, Anne Frommann, Joachim Gauck, Martin Heisenberg, Wilhelm Hennis, Ulrich Herrmann, Eva Kumpmann, Christoph Meckel, Christian Meier, Angela Merkel, Neue Sammlung (Zeitschrift), Friedrich Pfäfflin, Elisabeth Raiser, Konrad Raiser, Sabine Reichwein, Klaus G. Saur, Bernhard Schlink, Herbert Schnoor, Gerhard Schröder, Charlotte von der Schulenburg, Gustav Seibt, Helmut Skowronek, Jens Sparschuh, Fulbert Steffensky, Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, Harald Weinrich, Maria Wellershoff, Gert Westphal, Willi Winkler, Eva Zeller u. a.; Briefwechsel mit Guido Baumann, Michael Lawton, Robert Neumann u. a. zur ›Neuen Sammlung‹.

Uvo Hölscher: Briefe an Aenne Traub und Andreas Traub.

Paul Hoffmann (1917-1999): Widmungen und Briefe an Wolfgang Graf Vitzthum.

Reinhart Koselleck: Nachtrag zum Nachlass (Familienarchiv). Dissertation ›Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt‹ und Materialien, Vortragsmanuskripte; Briefe an und von Aleida und Jan Assmann, Hans Blumenberg, Karl Heinz Bohrer, Pierre Bourdieu, Werner Conze, Hilde Domin, Ernst Forsthoff, Hans-Georg Gadamer, Hans Ulrich Gumbrecht, Dieter Henrich, Wolfgang Iser, Hans Robert Jauß, Hanno Kesting, Heinz-Dieter Kittsteiner, Jürgen Kocka, Arno und Elisabeth Koselleck (u. a. Kriegsbriefe), Karl Löwith, Nicolaus Sombart, Geburtstagskonvolute; Materialien zu Preisverleihungen und Ehrungen, Materialien zum Englandsaufenthalt; Materialien von und zu Johannes Kühn.

Helmut Lethen: Nachtrag zum Vorlass. Manuskripte ›Amsterdam 64 oder Wie das magische Denken in den Kulturwissenschaften die Wiederkehr der Dinge sehr befördert hat‹, ›Das Bild des Soldaten in der westdeutschen Nachkriegszeit‹, ›Denn für dieses Leben ist der Mensch nicht schlau genug‹, ›Der mythische Kältepol des Bauhaus-Diskurses und seine anthropologische Dimension‹, ›Die Evidenz des Schmerzes‹, ›Die Geste als Ausdruck im Licht einer Handlung‹, ›Die Staatsräte‹, ›Einige Schlaglichter auf die Kulturgeschichte des Schmerzes‹, ›Fiktion als Annäherung an die Wirklichkeit‹, ›Häresie der Formlosigkeit‹. Das Rätsel der Formvollendung im Briefwechsel von Oelze und Benn‹, ›Über das Spiel von Infamien‹, ›Über die Abwesenheit

des Körpers in den Verhaltenslehren der Kälte<, >Verhaltenslehren der Kälte< (Nachwort zur Neuausgabe 2022), >>Wir bedienen die Gefriermaschinen<. Der Zeitgeist der Avantgarden<, Reden und Vorträge >Das Reale der Identität<, >Historizität und Aktualität eines Buches<, >Physiognomien der Sachlichkeit<, >Unter dem Pflaster ist die Kanalisation oder War das Böse das wirklich Reale der historischen Avantgarden?<, >Wider die Natur oder Kann die Denkfigur der >kalten persona< auf die Pilotinnen des II. Weltkriegs übertragen werden<, Vorlesungen >Einführung in die Kulturwissenschaften<, >Neue Sachlichkeit<, >Primitivismus und Avantgarde<, >Schmerz aus kulturwissenschaftlicher Sicht< u. a.; Gutachten, Notizen; Briefe von ihm an Hans J. Lietzmann, Inka Mülder-Bach, Anne Christine Nagel u. a.; Briefe an ihn von Marcel Beyer, Gabriele Brandstätter, Eva Geulen, Reinhard Mehring, Anne Christine Nagel, Michael Niehaus, Rowohlt Verlag, Stephan Schlak, Erhard Schüttpelz, Wallstein Verlag u. a.; Unterlagen zu Tagungen; Manuskripte anderer von Gerd Giesler, Marcus Hahn, Jörg Hauptmann, Ludwig Jäger, Fiona Jenkins, Per Leo, Reinhard Mehring, Wolfert von Rahden, Karl-Siegbert Rehberg u. a.; Briefe anderer. Dazu gehören Fotos, Zeichnungen und Tondokumente.

Hans-Joachim Mähl: Briefe an und von Dirk Schröder.

Karl Robert Mandelkow: Materialien aus Büchern, die die Universitätsbibliothek Hamburg aus Mandelkows Bibliothek übernommen hat.

Christian Meier: Konvolut Materialien zum >Arbeitskreis Theorie der Geschichte<.

Wolfgang Pfeiderer: Briefe an Emmy Frey.

Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft: Materialien zu Bearbeitungsstufen und Korrespondenzen zu einzelnen Lemmata; Korrespondenzen und Materialien zum Reallexikon allgemein.

Eugen Rosenstock-Huessy: Teilnachlass. Manuskripte, Briefe und Dokumente aus der Breslauer Zeit (1923-1933, aus dem sog. Breslauer Koffer); Manuskripte >Akademik oder Argonautik?<, >Anfänge meines Friedensdienstes<, >Apologia pro vita mea<, >Der Erste oder Zweite Adam. Herakleitos wider Heidegger<, >Für Lehrer. Eine Fußnote zur Sprache des Menschengeschlechts<, >Furor Teutonicus oder Furor Classicus?<, >Gesetz oder Sakrament<, >Heilsgeschichte wider Theologie<, >Hitler und Israel oder vom Gebet<, >Die Kirche am Ende der Welt<, >Ein Landfriede<, >Mihi est propositum<, >Das namenlose Elend der Physiker<, >Das Neue an der Soziologie<, >Rückblick auf die >Kreatur<<, >Partner, Bruder, Stern<, >Sieger und Besiegte. Deutschland zwischen französischer und russischer Revolution<, >Sprache und Geschichte<, >Der Sprecher der amerikanischen Seele: William James<, >Die vier Evangelien<, >Was kostet die Geschichte?<, >Die weggelaufene Eschatologie<, >Die Weigerung des Quintaners. Vom Anerkennen<, >Zeitgeist, Mythos, Krieg< u. a.; Exzerpte und Notizen zu Karl Löwith und Franz Rosenzweig; Briefe an und von Friedrich Baethgen, Tet von Borsig, Eugen Drewermann, Hans Ehrenberg, Rudolf Ehrenberg, Rolf Gardiner, Romano Guardini, Hermann U. Kantorowicz, Thea Kantorowicz, Georg Meinecke, Ernst Michel, Georg Müller, Carl Muth, Georg Picht, Greda Picht, Werner Picht, Margrit Rosenstock-Huessy, Adele Rosenzweig, Edith Rosenzweig, Franz Rosenzweig, Rafael Rosenzweig, Wolfram von den Steinen, Margarete Susman, Paul Tillich, Viktor von Weizsäcker, Joseph Wittig u. a.; Dokumente; Manuskripte anderer: Gedicht von Franz Rosenzweig; Manuskripte und Briefe aus dem Nachlass von Georg Müller; Fotos, Tonbänder u. a. aus dem Nachlass von Sabine Leibholz-Bonhoeffer.

Richard Samuel: Briefe an und von Dirk Schröder.

Paul Sars: Teilvorlass. Briefe an ihn von Bernhard Böschenstein, Helmut Böttiger, Matthias Caduff, Eric Celan, Gisele Celan-Lestrangle, Gino Chiellino, John Felstiner, Hans Georg Gadamer, Peter Glaser, Michael Hamburger, Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Wolfgang Kausen, Hanne Lenz,

Jakov Lind, Christoph Meckel, Otto Pöggeler, George Steiner, Michael Theunissen, Erika Top-hoven, Harald Weinrich, Dirk Weissmann u. a.; Briefe anderer von Gisèle Celan-Lestrange an Diet Kloos-Barendregt, von John Felstiner an Diet Kloos-Barendregt zu Paul Celan.

Albrecht Schöne: Brief an ihn von Willi Rehkopf; Brief von Hans Carossa an Willi Rehkopf.

Jörg Schöner: Teilvorlass. Habilitationsschrift ›Satirische Aufklärung, Konstellationen und Krise des satirischen Erzählens in der deutschen Literatur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts‹, Reden und Vorträge, Vorlesungen u. a. zum Sturm und Drang, zum Realismus, zur Literatur im Kaiserreich und zu Frank Wedekind, Unterlagen zu Seminaren und Kolloquien; Briefe an und von Leslie A. Adelson, Alexander von Humboldt-Stiftung, Hans-Peter Bayerdörfer, Wolfgang Beutin, Wolfgang Braungart, Manfred Briegel, Klaus Briegleb, Friedhelm Debus, Deutsche Forschungsgemeinschaft, Wolfgang Frühwald, Gerhart von Graevenitz (DVJs), Peter Härtling, Hebrew University of Jerusalem / Institute of Languages, Literatures and Arts, Dirk Hempel, Sven-Aage Jørgensen, Klaus Kanzog, Wojciech Kunicki, Hans-Harald Müller, Walter Müller-Seidel, Auma R. Obama, Jutta Osinski, Margarita Pazi, Georg Reuchlein, Karl Richter, Eda Sagarra, Dieter Schlenstedt, Nina Schneider, Friedrich Sengle, Hartmut Steinecke, Peter Strohschneider, Grażyna Szewczyk, Marian Szyrocki, Frank Trommler, Universität Hamburg, Hartmut Vinçon, Friedrich Vollhardt, Wilhelm Voßkamp, Liliane Weissberg, Wulf Wülfing, Natascha Würzbach, Zeitschrift für Germanistik, Carsten Zelle u. a.; Briefe anderer.

Gerhard Schulz: Teilnachlass. Staatsexamensarbeit ›Die Bedeutung des Bergbaus für die Gedankenwelt des Novalis‹, Dissertation ›Die Berufstätigkeit Friedrich von Hardenbergs (Novalis) und ihre Bedeutung für seine Dichtung und seine Gedankenwelt‹, ›Kleist. Eine Biographie‹ u. a.; Materialien, Notizen und Korrespondenzen zur Novalis-Edition und zu Novalis allgemein; Briefe an und von Ernst Behler, Friedrich Beißner, Hans Bender, Walter A. Berendsohn, Horst Bienek, Leslie Bodi, Martin Bodmer, Dieter Borchmeyer, Richard Brinkmann, Hilde Domin, Margarete Elzer, Richard Exner, Walter Helmut Fritz, Wolfgang Frühwald, Ulrich Fülleborn, Hans-Dietrich Genscher, Robert Gernhardt, Goethe-Nationalmuseum, Goethe-und-Schiller-Archiv, Georges-Arthur Goldschmidt, Cordelia Gundolf, Käte Hamburger, Eckhard Heftrich, Arthur Henkel, Walter Hinck, Walther Killy, Paul Kluckhohn, Ruth Klüger, Hermann August Korff, Hans Joachim Kreuzer, Helmut Kreuzer, Michael Krüger, Hans Küng, Hugo Kuhn, Victor Lange, Augustin Lodewyckx, Hans-Joachim Mähl, Karl Robert Mandelkow, Fritz Martini, Peter von Matt, Hans Mayer, Norbert Miller, Robert Minder, Katharina Mommsen, Hugo Moser, Walter Müller-Seidel, Walter Muschg, Ulrich Ott, Hans Paeschke, Klaus Piper, Siegbert Salomon Prawer, Marcel Reich-Ranicki, Siegfried Scheibe, Hannelore Schlaffer, Heinz Schlaffer, Arno Schmidt, Salman Schocken, Albrecht Schöne, Dirk Schröder, Ingo Schulze, Egon Schwarz, Helmut Sembdner, Friedrich Sengle, George Steiner, Carola Stern, Siegfried Sudhof, Reinhard Tgahrt, Erich Trunz, Herbert Uerlings, Silvio Vietta, Wilhelm Voßkamp, Patrick White, Gero Wilpert, Christa Wolf, Gotthart Wunberg, Bernhard Zeller, Eva Zeller, Dieter E. Zimmer u. a.; Dokumente (Studienbuch, Urkunden, Preise); Manuskripte anderer von Richard Samuel; Briefe anderer von Leslie Bodi, Martin Bodmer, Hans-Joachim Mähl, Fritz Martini, Gertrud Bauer Pickar, Richard Samuel, Siegfried Scheibe u. a. Dazu gehören Fotos.

Egon Schwarz: Briefwechsel mit Otto Eberhardt.

Heinz Stolte: Teilnachlass. Gedichte: Sammlung ›Lyrisches Abenteuer‹ u. a., Prosa: ›Alma im Weingarten. Psychiatrie und Justiz im Naziterror‹, ›Dichterleben. 9 Essays‹, ›Meditationen: Vorträge und Aufsätze‹ u. a., Vorlesungen über die deutsche Novelle im 20. Jahrhundert, Friedrich Hebbel, Gerhart Hauptmann, Heinrich von Kleist, Hermann Hesse, Johann Wolfgang von Goethe, Klassiker der Moderne, Literaturpädagogik des Deutschunterrichts, Lyriker, Poetik, Realisten, Thomas Mann; Verschiedenes: Bibliographie, Tagebuch (begonnen 1940) u. a.; Briefe von ihm an Karl

Astel, Lion Feuchtwanger, Thomas Mann, Ilse Stolte u. a.; Briefe an ihn von Lion Feuchtwanger, Thomas Mann, Yehudi Menuhin, Karl Popper, Claus Roxin, Wilhelm Schäfer, Peter Wapnewski u. a.; Konvolut Lebensdokumente (Ausweise, Urkunden u. a.); Manuskripte anderer; Briefe anderer. Dazu gehören Bücher, Fotos, Programmhefte und Zeitungsausschnitte.

Jacob Taubes: Brief an Sven K. Knebel.

Robert Weimann: Nachtrag zum Nachlass. Gedichte, Prosa (u. a. >Authority and Representation in Early Modern Discourse<, >Shakespeare and the Power of Performance<, Interviews, Reden und Vorträge, Vorlesungen), Verschiedenes (Autobiographisches, Gutachten, Notizen und Exzerpte, Seminare u. a.); Briefe an und von Akademie der Künste, Akademie der Künste der DDR, Akademie der Wissenschaften der DDR, Douglas Bruster, Cambridge University Press, Deutsche Shakespeare-Gesellschaft, William Dodd, Tobias Döring, Klaus Garber, Andreas Höfele, John D. Hopkins, Irena Makaryk, Dieter Mehl, Reinhart Meyer-Kalkus, Claudia Olk, PEN-Zentrum Deutschland, K. Ludwig Pfeiffer, Frank Schirrmacher, Martin Stevens, Wallstein Verlag, Wolfgang Wicht u. a.; Dokumente (u. a. Unterlagen zur Akademie der Künste der DDR); Manuskripte und Briefe anderer. Dazu gehören zahlreiche Sonderdrucke.

Georg Witkowski: Briefe an Woldemar von Biedermann.

Gotthart Wunberg: Nachlass. Prosa >Autorität und Schule<, >Chiffrierung und Selbstversicherung des Ich. Antikefiguration um 1900<, >Erwartung und Resignation. Zur deutschen Literatur im 19. Jahrhundert<, >Integrationsfigur Goethe<, Texte zu Jurek Becker, Samuel Beckett, Hans Magnus Enzensberger, Georg Herwegh, Joseph Roth, Arthur Schnitzler u. a.; Hörfunkmanuskripte >Der literarische Geschmack in Deutschland nach 1945<, >Methoden der Literaturwissenschaft< u. a., Seminararbeit >Zum Naturbegriff Martin Heideggers< (1954) u. a., Vorlesungsreihe >Einführung in die deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts anhand von Textbeispielen< (Vorlesungen zu Restauration, Biedermeier, Junges Deutschland, Vormärz, Realismus, Naturalismus), Vorlesungen >Die literarische Moderne I: Historismus und Fin de siècle<, >Die literarische Moderne II: Historismus und zwanzigstes Jahrhundert<, >Literaturgeschichte als Rezeptionsgeschichte<, >Zum Problem literarästhetischer Erfahrung in der Moderne< u. a., Seminare und Vorträge; Kalendertagebücher; Gutachten; Briefe von Beda Allemann, Jan und Aleida Assmann, Jurek Becker, Richard Brinkmann, Wolfgang Emmerich, Hartmut von Hentig, Bruno Hillebrand, Paul Hoffmann, Edgar Lohner, Karl Robert Mandelkow, Peter von Matt, Albrecht Schöne, Jörg Schönert, Paul Raabe, Elmar Tophoven, Werner von Trott zu Solz, Ernst Tugendhat, Silvio Vietta u. v. a.; Lebensdokumente; Manuskripte anderer. Zum Nachlass gehört ein Widmungsexemplar von Richard Dehmel.

(Ruth Doersing, Deutsches Literaturarchiv Marbach, Schillerhöhe 8-10, 71672 Marbach am Neckar; E-Mail: ruth.doersing@dla-marbach.de)

Projekt

Tina Werner

Rainer Maria Rilke als »Dichter-Phänomenologe«¹ bei Käte Hamburger

Käte Hamburger zufolge hat Rilke lyrisch realisiert, was Edmund Husserl mit seiner phänomenologischen Methode philosophisch erreichen wollte. Diese These hat nicht nur Hamburgers gesamte Forschung zu Rilke geprägt, sondern auch ihr aus »Die Logik der Dichtung«² bekanntes binäres Gattungssystem.³ An die bisherige wissenschaftshistorische Aufarbeitung von Hamburgers Forschung⁴ zu Rilke im Speziellen und der Rilke-Forschung⁵ im Allgemeinen anknüpfend, geht es in meinem Promotionsprojekt⁶ mit dem Arbeitstitel »Käte Hamburgers Rilke-Forschung: Schreibtätigkeiten in der literaturwissenschaftlichen Forschungspraxis« darum, wie – das meint hier hauptsächlich: mit welchen Schreib- und Arbeitstechniken – Hamburger ihre »Dichter-Phänomenologen«-These zu Rilke (weiter-)entwickelt hat. Auf ihr akademisches Wirken, »diese Tätigkeit, das Schreiben von Büchern und Abhandlungen auf einem bestimmten Gebiet«, zurückblickend, spricht Hamburger von einem »schreibenden Leben«.⁷ Schreiben und literaturwissenschaftliches Tätigsein gehen Hand in Hand. Weil Schreibtätigkeiten als Teil der philologischen Praxis im Rahmen der fachlichen Selbstreflexion bislang jedoch kaum berücksichtigt wurden, wird es in meinem Projekt zugleich darum gehen, anhand des Archivmaterials möglichst viele Praktiken in ihrem Zusammenhang mit Schreibtätigkeiten zu identifizieren bzw. rekonstruieren.

Den mehrfach veröffentlichten Beitrag »Die phänomenologische Struktur der Dichtung Rilkes«⁸ als Bezugspunkt nutzend, wird dazu ein umfangreiches Korpus an Archivmaterialien aus

- 1 Käte Hamburger, Die phänomenologische Struktur der Dichtung Rilkes, in: Philosophie der Dichter. Novalis, Schiller, Rilke. Festschrift zum 70. Geburtstag, hg. von Käte Hamburger, Stuttgart u. a. 1966, S. 179-280, hier S. 197.
- 2 Käte Hamburger, Die Logik der Dichtung, Stuttgart 1957.
- 3 Vgl. Rüdiger Campe, Käte Hamburgers Stil, in: Der Stil der Literaturwissenschaft, hg. von Eva Geulen und Claude Haas, Berlin 2022 (Sonderhefte der Zeitschrift für deutsche Philologie 140), S. 195-206, hier S. 200. Vgl. ferner Claudia Löschner, »Ein sehr großer Dichter und schwacher Mensch«. Käte Hamburgers Herleitung des Lyrikbegriffs am Beispiel Rilkes, in: Käte Hamburger. Kontext, Theorie und Praxis, hg. von Andrea Albrecht und Claudia Löschner, Berlin, Boston 2015, S. 119-137.
- 4 Vgl. insbesondere den Sammelband von Albrecht und Löschner (Anm. 3) sowie Claudia Löschner, Denksystem. Logik und Dichtung bei Käte Hamburger, Berlin 2013.
- 5 Vgl. etwa Christoph König, »O komm und geh«. Skeptische Lektüren der »Sonette an Orpheus« von Rilke, Göttingen 2014, darin die Reflexion von Hamburgers Position zu Rilke in Verbindung mit der Ivan Nagels in Walter Höllers Kritiker-Colloquium (Berlin, 1965), S. 234-241, insbesondere Anm. 418 (S. 318 f.). Vgl. ferner Kristin Bischof, Der Gedankengang der »Aufzeichnungen«. Lektüre mit Wissenschaftsgeschichte von Rainer Maria Rilkes »Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge«, Göttingen 2020; im Rahmen ihrer kritischen Hermeneutik von Rilkes »Malte« liefert Bischof eine umfassende wissenschaftshistorische Kontextualisierung der entsprechenden Rilke-Forschung.
- 6 Das Projekt entsteht an der Ludwig-Maximilians-Universität München in der Klasse für Literatur der Graduiertenschule Sprache und Literatur München unter Betreuung von Prof. Dr. Stephan Kammer.
- 7 Käte Hamburger, Rede anlässlich der Ehrung durch die Universität Siegen, DLA Marbach, A:Hamburger, Käte, 91.4.97.
- 8 Der Beitrag wurde insgesamt dreimal veröffentlicht: 1965, 1966 und 1971; ich halte mich an die in Anm. 1 zitierte lange Fassung, der die 1971er Fassung entspricht.

Hamburgers Bestand am DLA Marbach analysiert. Das manuell zusammengestellte Korpus setzt sich zusammen aus diversen Forschungsaufzeichnungen, die Bezugnahmen auf Rilke enthalten, insbesondere Exzerpte (zu Primär-/Sekundärliteratur) und Notizzettel. Auch thematisch relevante Briefe aus den Korrespondenzen mit Paul Hofmann und Ingrid Strohschneider-Kohrs werden berücksichtigt.⁹

Ferner wird mit meinem Dissertationsprojekt – in Kooperation mit dem Deutschen Literaturarchiv Marbach – gemeinsam mit Anna Kinder und Claus Zittel die Käte Hamburger Forschungsstelle des Stuttgart Research Centre for Text Studies (SRCTS) ausgebaut, wobei aktuell das Projekt eines online-Repositorys mit veröffentlichten Schriften Hamburgers vorbereitet wird.

(Tina Werner, Ludwig-Maximilians-Universität München, Schellingstraße 3 RG R. 157/158; E-Mail: tina.werner-werhahn@lrz.uni-muenchen.de)

9 Die Korrespondenz aus den Jahren 1934 bis 1947 mit dem heute kaum bekannten Philosophen und Hamburgers langjährigem Lebensgefährten deckt einen Großteil der schwedischen Exilzeit Hamburgers ab, der Briefwechsel mit der Berufskollegin Strohschneider-Kohrs die Jahre 1960 bis 1990. Beide Korrespondenzen kennzeichnet ein teils intensiver Austausch über aktuelle Forschungsprojekte.

Kommentierte Bibliographie

Der fächerübergreifenden Ausrichtung der Zeitschrift entsprechend, erfasst die vorliegende Bibliographie wissenschaftsgeschichtliche Neuerscheinungen aus den Philologien. Die Gesamtheit der vielfältigen wissens- und wissenschaftshistorischen Einsätze kann aus verständlichen Gründen nicht vollständig und umfassend dokumentiert werden; auch deshalb bitten wir um Anregungen und Hinweise interessierter Kolleginnen und Kollegen.

Die vorliegende Bibliographie umfasst die Neuerscheinungen aus den Jahren 2022 und 2023; nicht aufgeführt finden sich die 2022 erschienenen Titel, die bereits in Heft 61/62 der >Geschichte der Philologien< verzeichnet sind. (rk)

Systematische und theoretische Aspekte

Martin Bartelmus, Yashar Mohagheghi, Sergej Rickenbacher (Hg.), Ressource »Schriftträger«. Materielle Praktiken der Literatur zwischen Verschwendung und Nachhaltigkeit, Bielefeld: transcript 2023.

Mit wissenschaftshistorischen Beiträgen von Laura Basten: Eugenische Publikations-Szene. Wilhelm Ostwald zwischen Recycling und Veredelung – Alexander Nebrig: Die Ressourcen der Interlinearversion und der nachhaltige Umgang mit dem Original bei Goethe, Pannwitz und Benjamin – Julia Steinmetz: Das UNIKAT in SERIE. Die Autographensammlung als Ressource der Wissenschaftsgeschichte.

Frank Kelleter, Alexander Starre (Hg.), Culture². Theorizing Theory for the Twenty-First Century, Bd. 1, Bielefeld: transcript 2022.

Mit wissenschaftshistorischen Beiträgen von J. Jesse Ramírez: Make the Dialectic Great Again! On Postcritique in Rita Felski's >The Limits of Critique< (2015) – Ulla Haselstein: Only a Matter of Form? On Caroline Levine's >Forms< (2015) – Kathryn S. Roberts: The McGurl Era? Literary History, Peak College, and >The Program Era< (2009) – Stefanie Mueller: Connexionist Bartleby? A Melvillean Reading of Luc Boltanski and Ève Chiapello's >The New Spirit of Capitalism< (1999/2005) – Philipp Löffler: Of Apes and Children. Communication, Interdisciplinarity, and Michael Tomasello's >Why We Cooperate< (2009).

Thomas S. Kuhn, Incommensurability in Science. The Last Writings of Thomas S. Kuhn, hg. von Bojana Mladenovic, Chicago: The Univ. of Chicago Press 2022.

Promoviert hatte Thomas Samuel Kuhn im Jahr 1949 in theoretischer Festkörperphysik an der Harvard University. Doch angeregt und unterstützt von James Bryant Conant – dem Präsidenten der renommierten Ostküsten-Hochschule – konzentrierte er sich zunehmend auf die historischen Prozesse der Wissensproduktion und gab erste Seminare zur Geschichte der Naturwissenschaften. Nachdem er 1956 Assistenzprofessor für Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte in Berkeley geworden war, verfasste er hier sein Hauptwerk >The Structure of Scientific Revolutions<. 1962 erschienen, machte der schmale Band – Kuhn selbst bezeichnete die Schrift als »Essay« – den Verfasser zu einem Star; trotz diverser Kritik (etwa am unklaren Paradigma-Begriff mit 21 unterschiedlichen Verwendungsweisen) und trotz der vorgängigen Formulierung zentraler Ideen in der Monografie >Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache< des polnischen Mikrobiologen Ludwik Fleck wurde die Schrift über die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen zu einem Grundlagentext der modernen Wissenschaftsforschung. Zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung erst 40 Jahre alt, hatte Thomas S. Kuhn in den nachfolgenden Jahrzehnten mit der Präzisierung und Verteidigung seiner Begriffe und Thesen zu tun; »Paradigma« und »Paradigmenwechsel«, »normalwissenschaftliches Rätsellösen« und »Inkommensurabilität« avancierten

zu ebenso grundlegenden wie umstrittenen Kategorien. Als der Wissenschaftshistoriker 1996 starb, hatte er ein wissenschaftstheoretisches Grundlagenwerk unter dem Titel ›The Plurality of Worlds: An Evolutionary Theory of Scientific Discovery‹ zu zwei Dritteln fertiggestellt und die Philosophen John Haugeland und James Conant – Enkel des Harvard-Präsidenten James Bryant Conant – mit der Herausgabe des Buchs beauftragt. Der fragmentarische Text ist nun endlich erschienen, zusammen mit zwei bisher unveröffentlichten Texten (›Scientific Knowledge as Historical Product‹ und den Shearman Memorial Lectures ›The Presence of Past Science‹). Im Zentrum von Kuhns Bemühungen steht eine empirisch begründete Bedeutungstheorie, die sowohl die Möglichkeit historischen Verstehens als auch Brüche zwischen vergangener und gegenwärtiger Wissenschaft einräumt. Bewahrt und erweitert wird die umstrittene Inkommensurabilitätsthese: Gegen die Vorstellung von einem kumulativ ablaufenden wissenschaftlichen Fortschritt gelten wissenschaftliche Erkenntnisprozesse als diskontinuierlich und zeitweise revolutionär – ohne dabei irrational zu sein. Diesen Punkt unterstreicht Kuhn mehrfach: War seine Inkommensurabilitätsthese vielfach als Dementi von rationalen Theorienvergleichen und vernunftgeleiteter Wissenschaft verstanden worden, betonen die nun vorliegenden Nachlass-Schriften die Auffassung, dass Inkommensurabilität durchaus kompatibel ist mit der Rationalität wissenschaftlichen Wandels und der Überzeugung von progressiv ablaufenden Wissenschaftsentwicklungen. Was die Wissenschaftsforschung aus diesen Anregungen macht, muss die Zukunft zeigen. (rk)

Herman Paul (Hg.), Writing the History of the Humanities: Questions, Themes, and Approaches, London: Bloomsbury Academic 2023.

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen von Fabian Krämer: What Are the Humanities? A Short History of Concepts and Classifications – James Turner: From Philology to the Humanities: Fragmentation and Discipline Formation in the United Kingdom and United States – Hampus Östh Gustafsson: The Humanities in Crisis. Comparative Perspectives on a Recurring Motif – Devin Griffiths: Modernizing the Comparative Method: Marx and Darwin – Floris Solleveld: Language and the Mapping of the World. Nineteenth-Century Linguistics in Relation to Ethnology and Geography – Christian Bradley Flow: »Big«-ness in Action: Notes from a Lexicon – Julianne Nyhan and Andrew Flinn: Oral History and the (Digital) Humanities – Michael Facius: Practical Learning. The Transnational Career of an Epistemic Value in Japan – Herman Paul: An Ethos of Criticism: Virtues and Vices in Nineteenth-Century Strasbourg – Falko Schnicke: Producing the Masculine Scholar: Europe in the Nineteenth and Twentieth Centuries – Larissa Schulte Nordholt: Scholarly Activism in Africa: The General History of Africa (1964-98).

Claudia Schnurmann, Margrit Schulte Beerbühl (Hg.), Wissenstransfer in globalgeschichtlicher Perspektive, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2022.

Scientia Poetica. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und Wissenschaften 26, 2022, hg. von Andrea Albrecht, Lutz Danneberg, Gerhard Regn, Wilhelm Schmidt-Biggemann und Friedrich Vollhardt.

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen von Helge Perplies: Americana bei Jean Bodin und Johann Fischart, Hexen bei Jean de Léry. Zur Funktionalisierung indigener Völker im dämonologischen Diskurs – Jana Vijayakumaran: Dialogische Evidenz. Anschaulichkeit und ›Gegenwart‹ im historischen Dialogroman der Spätaufklärung – Isabella Walser-Bürgler: Gustav Freytags lateinische Qualifikationsschriften ›De initiis scenicae poesis apud Germanos‹ (1838) und ›De Hrosuitha poetria‹ (1839). Vorarbeiten zu Freytags kulturgeschichtlichem, nationalpädagogischem und literarischem Programm – Avraham Rot: Expressionism and Deutsche Physik: Gottfried Benn, Hugo Dingler and ›The Collapse of Science‹, 1927-1933 – Simone Winko: Bezugnahmen auf die Textwelt. Untersuchungen zu Handlungstypen in der literaturwissenschaftlichen Interpretationspraxis – Hans-Peter Müller: Abschied von der Wissenschaftslehre nach hundert Jahren. Max Weber und die Methodologie der Sozialwissenschaften – Andrea Albrecht und Franziska

Bomski: Grabenkämpfe und Brückenschläge. Interdisziplinarität in der Praxis – Julie Thompson-Klein: Interdisciplinary Collaboration. Insights from Art-Science, Digital Humanities, and SHAPE-ID – Benjamin Krautter: Die Operationalisierung als interdisziplinäre Schnittstelle der Digital Humanities – Yvonne Ilg und Anke Maatz: Leichter gesagt als getan? Ein Bericht aus der interdisziplinären Praxis zwischen Linguistik und Medizin – Gabriele Dürbeck: Inter-, Trans-, and Multidisciplinary. Approaches to the Anthropocene as a Challenge for Literary Studies – Andrea Albrecht: Interdilettantismus. Zum Ethos wissenschaftlicher Grenzgänge und zur Geltungskultur interdisziplinärer Arbeit – Rüdiger Zill: Interdisziplinarität oder Einheit der Wissenschaften? Zur Geschichte der Zeitschrift ›Studium Generale‹ unter besonderer Berücksichtigung eines ihrer prominentesten Leser – Franziska Bomski: Interdisziplinäre Disproportionen. Eine Kritik der ›Literature and Science Studies‹ am Beispiel der chaostheoretischen Musil-Forschung – Fiona Walter: Frühneuzeitphilologie zwischen Verwissenschaftlichung und Popularisierung. Max von Waldbergs Kollektaneen und Publikationen zur Volksliedtradition des 17. Jahrhunderts – Elisabeth Grabenweger: Tradition und Zäsur. Die umkämpfte Minor-Nachfolge an der Wiener Germanistik 1912-1914 und ihre kulturelle Bedeutung – Sandra Schell und Yvonne Zimmermann: »Linkssengleaner«. Marie Luise Gansberg, Jost Hermand und die ›Sengle-Schule‹ – Anna Axtner-Borsutzky: Walter Müller-Seidels unveröffentlichtes Typoskript ›Die Situation der deutschen Germanistik. Gedanken zur Münchner Tagung 1966‹ – Holger Dainat: Was wird hier eigentlich gespielt? Das Theater unserer Fachgeschichte. Bühnengeschehen und Beobachtungsverhältnisse.

Hermeneutik, Philologie, Textkritik

Hannes Bajohr, Eva Geulen (Hg.), Blumenbergs Verfahren. Neue Zugänge zum Werk, Göttingen: Wallstein 2022.

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen von Rüdiger Campe: Implikation. Eine Rekonstruktion von Blumenbergs Verfahren – Petra Gehring: Blumenberg als Metaphernverwender – Felix Heidenreich: Bedeutsamkeitsanalyse. Ein dekonstruktives, therapeutisches und ästhetisches Verfahren – Sebastian Feil: Metaphorologie/Hexiologie. Peirce und Blumenberg über die Rückwendung zur Lebenswelt – Wolfgang Hottner: Sprunghafte Übergänge. Überlegungen zum Zusammenhang von Blumenbergs absoluter Metapher und Kants Hypotypose – Niklaus Largier: ›Nominalismus‹ als Dramatisierungsformel des Epochalen – Hannes Bajohr: Die verblassende Wirklichkeit des Staates. Zur politischen Theorie Hans Blumenbergs – Katharina Hertfelder: Zur Formel bei Hans Blumenberg – Christoph Paret: Lückenbüßer-Philosophie. Hans Blumenberg zwischen »Umbesetzung« und Besetzungsverzögerung – Anselm Haverkamp: Blumenbergs Tränen. Legitimität als Arbeit am Mythos – Johannes Endres: Hans Blumenbergs paläolithische Weltkunstgeschichte.

Thomas Ballhausen, Martin A. Hainz, Matthias Schmidt (Hg.), Der philologische Affekt. Schreiben mit Werner Hamacher, Wien: Sonderzahl 2022 (Triedere: Zeitschrift für Theorie, Literatur und Kunst 23).

Christian Berner, Sarah Schmidt, Brent W. Sockness, Denis Thouard (Hg.), Kommunikation in Philosophie, Religion und Gesellschaft. Akten des internationalen Schleiermacher-Kongresses 25.-29. Mai 2021, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Schleiermacher-Archiv 35).

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen von Matthew Ryan Robinson: Beyond Schleiermacher's »Theory of Culture« to his »Theory of Functional Communication Systems« with Observations on Intercultural Theology, which Illustrate the Significance of this Shift – Mirjam Sauer: Bildung im Gespräch. Der Umgang mit positioneller Differenz in den Briefen Schleiermachers als Beitrag zu einer »Ethik des Kommunikativen« – Marco Stallmann: »Religiöse Mit-

theilung ist nicht in Büchern zu suchen«. Aufklärungskritische Dimensionen der Geselligkeit im Kirchenverständnis der Reden – Florian Priesemuth: Sprache und Rede. Zur Sprachphilosophie in den Psychologievorlesungen – Carlotta Santini: Pour une épistémologie de l'image. Schleiermacher sur la formation et la diffusion des formes archétypiques.

Hanjo Berressem, Ökologien des Lesens. Für eine erweiterte Philologie, Bielefeld: transcript 2023 (Wie wir lesen – zur Geschichte, Praxis und Zukunft einer Kulturtechnik 5).

August Boeckh, Encyclopädie der Philologie. Historisch-kritische Ausgabe, hg. von Christiane Hackel, Hamburg: Meiner 2023.

Als Friedrich Creuzer im April 1809 die Universität Heidelberg verließ und einem Ruf nach Leiden folgte, bekam der zu diesem Zeitpunkt erst 23jährige August Boeckh seine Chance. Der Schüler von Friedrich August Wolf und Freund von Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher hatte sich hier 1807 mit einer Abhandlung über Platons Dialog ›Timaios‹ habilitiert und war daraufhin zum außerordentlichen Professor der Philologie berufen worden. Nun kündigt er zum Sommersemester 1809 unter dem Titel ›Encyclopaediam antiquitatis litterarum exponet easque recte tractandi viam ac rationem monstrabit‹ eine Vorlesung an, die er nach seiner Berufung an die neu gegründete Berliner Universität ab 1811 auch in der preußischen Hauptstadt halten und in insgesamt 26 Semestern bis zum Jahr 1865 wiederholen wird. Ergänzt um Erweiterungen und Nachschriften erschien das Skript dieser Vorlesung postum als ›Encyclopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften‹. Sie fixierte Boeckhs Konzeption einer umfassenden Philologie als »Erkennen des vom menschlichen Geist Producirten, d. h. des Erkannten« und beeinflusste die erfolgreiche Entwicklung der Klassischen Philologie ebenso nachhaltig wie hermeneutische Grundsatzentscheidungen der geisteswissenschaftlichen Disziplinen im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Auch deshalb ist die nun vorliegende historisch-kritische Ausgabe der ›Encyclopädie der Philologie‹ großartig und bedeutsam: Denn die drei Bände mit Grundtext und Ergänzungen sowie Kommentar und Register erschließen ein wissenschaftsgeschichtlich singuläres Dokument, das eine universal verstandene Philologie als Grundlagenwissenschaft der historisch-philosophischen wie der textinterpretierenden Disziplinen schaffen wollte. Die Editorin Christiane Hackel verdient für diese imponierende Leistung mehr als nur Dank: Seit über einem Jahrzehnt in aufopferungsvoller Weise um das Lebenswerk des Philologen und Wissenschaftspolitikers August Boeckh bemüht, hat sie mit dieser nun endlich veröffentlichten Ausgabe ein Werk (wieder) zugänglich gemacht, das für Generationen von Hörern an der Berliner Universität prägend wurde – und das nun unter veränderten Bedingungen möglicherweise ebenso weitreichend wirken kann. Zu hoffen und zu wünschen ist es in jedem Fall. (rk)

Mary Coghill, Semiotics and City Poetics. Jakobson's Theory and Praxis, Berlin, Boston: de Gruyter Mouton 2023 (Semiotics, Communication and Cognition [SCC] 25).

Stephanie Cudré-Mauroux, Christoph König, Martin Steinrück (Hg.), Lire Jean Bollack – Jean Bollack lesen, Basel: Schwabe 2023 (Bollackiana 1).

David Durand-Guédy, Jürgen Paul (Hg.), Personal Manuscripts. Copying, Drafting, Taking Notes, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Studies in Manuscript Cultures 30).

Mit wissenschaftshistorischen Beiträgen von Frédéric Bauden: Data Overload and Information Management in the Mamluk Period (1250-1517) – Elisabeth Décultot: Between Reading and Writing. Manuscript Collections of Excerpts in Eighteenth-Century Germany – Philippe Depreux: *Raison d'être* and Use of Stand-alone *formulae* in Early Medieval European Legal Manuscripts – Mélanie Dubois-Morestin: The ›Livre de Raison‹ of Jean Teisse – Judith Olszowy-Schlanger: User-Production of Hebrew Manuscripts Revisited: the Case of Manuscript Oxford, Bodleian Library, Huntington – Ilona Steimann: Jewish Exemplars and Hebraist Copies of Hebrew Manuscripts.

Jutta Eming, Marina Münkler, Falk Quenstedt, Martin Sablotny (Hg.), *Wunderkammern: Materialität, Narrativik und Institutionalisierung von Wissen*, Wiesbaden: Harrassowitz 2022 (Episteme in Bewegung 29).

Merve Emre, *The Return to Philology*, in: *Publications of the Modern Language Association* 138, 2023, S. 171-177.

Enrica Fantino, *Je näher ihm, desto vortrefflicher. Eine Studie zur Übersetzungssprache und -konzeption von Johann Heinrich Voß anhand seiner frühen Werke*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Transformationen der Antike 42).

Barbara Graziosi, Johannes Haubold, Charlie Cowen-Breen, Creston Brooks, *Machine Learning and the Future of Philology: A Case Study*, in: *Transactions of the American Philological Association* 153, 2023, S. 253-284.

Gylfi Gunnlaugsson, Clarence E. Glad (Hg.), *Old Norse-Icelandic Philology and National Identity in the Long Nineteenth Century*, Leiden: Brill 2022 (National cultivation of culture 28).

Patricia A. Gwozdz, *Ecce figura. Lektüren eines Konzepts in Konstellationen (100 v. Chr. – 1946)*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023.

Sophus Helle, *What Is Philology? From Crises of Reading to Comparative Reflections*, in: *Poetics Today* 43, 2022, S. 611-637.

Agnieszka Helman-Ważny, Charles Ramble, *Bon and Naxi Manuscripts*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Studies in Manuscript Cultures 28).

Mit dem wissenschaftshistorischen Beitrag von Michael Friedrich: *Lost in Translation? A Brief History of the Study of Dongba Manuscripts from its Beginnings to 1945*.

Rainer J. Kaus, Hartmut Günther (Hg.), *Hermeneutik im Dialog der Methoden. Reflexionen über das transdisziplinäre Verstehen*, Bielefeld: transcript 2022.

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen von Jürgen Mittelstraß: *Begreifen versus Verstehen. Über methodische Probleme einer philosophischen Hermeneutik* – Gernot Heiße: *The Falling Apple. A Short Story of Gravitation* – Gabriel Motzkin: *Hermeneutics and Intersubjectivity* – Rainer J. Kaus: *Der Schmuck der Klarheit. Ein Beitrag zum Verstehen der Rhetorik* – Rainer J. Kaus: *The Idea of a Structural Hermeneutics in Freud's Interpretation of Dreams – Its Epistemological and Social Relevance* – Brigitte Boothe: *Die Unergründlichkeit der Traummitteilung und die Unabschließbarkeit der Deutung* – Frank Matakas: *Das Unverständliche verstehen. Zur Rolle des Psychiaters* – Uwe Japp: *Das Wissen der Literaturwissenschaft* – Peter Tepe: *Kognitive Hermeneutik. Theoretische Grundlagen und praktische Anwendung* – Hartmut Günther: *Hermeneutik und Literaturdidaktik* – Stanley Corngold: *Aspects of Hermeneutic Procedure in Kafka, with Special Reference to >Die Verwandlung<* – Claudia Liebrand: *Contexts of Comprehension. Using the Example of Gottfried Keller's >The Smith of his Fortune<*.

Renate Lachmann, *Rhetorik und Wissenspoetik. Studien zu Texten von Athanasius Kircher bis Miljenko Jergovic. Eine Diskussion literaturwissenschaftlicher Terminologie und rhetorische Analyse von literarischen und Wissenstexten von 1996 bis 2019*, Bielefeld: transcript 2022.

Daniel Scott Mayfield (Hg.), *Blumenberg's Rhetoric*. Berlin, Boston: de Gruyter 2023.

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen von Heinrich Niehues-Pröbsting: *Phenomenology and Rhetoric (or: Husserl >in Distress at Seeing<)* – Nicola Zambon: *Rhetoric from the Spirit of Phenomenology? On a Lecture Blumenberg Never Gave* – Sonja Feger: *»The Truth must dazzle gradually«. Some Remarks on Detours and Rhetorical Pertinence (By Recourse to*

Hans Blumenberg and Emily Dickinson) – Friedrich Weber-Steinhaus: Conceptuality, Myth, Metaphor: Reading Plato's Phaedrus with Blumenberg – Joachim Küpper: »Tis sixty years since« – Rhetoric, or Philosophy of History? Remarks on Blumenberg's »Die Legitimität der Neuzeit« – Daniel Rudy Hiller: Man: Poor or Rich? Blumenberg as a Thinker in the Tradition of Classical Liberalism – Katrin Trüstedt: Standing In, Speaking For: The Rhetorical Scene of Substitution – Simon Godart: Getting Closer. Approaching Rhetoric From a (Certain) Distance – Alexander Waszynski: Against Thematocentrism: Blumenberg's Zigzag Paths – Daniel Scott Mayfield: Functionality • Subtlety • Cognition: *iuncturae* Between Rhetoric, Philology, and Philosophy by Recourse to Blumenberg (as Well as Boeckh and Boethius).

Kevin McLaughlin, *The Philology of Life: Walter Benjamin's Critical Program*, New York: Fordham Univ. Press 2023 (Idiom: Inventing Writing Theory).

Kristina Mendicino, Dominik Zechner (Hg.), *Thresholds, Encounters. Paul Celan and the Claim of Philology*, New York: SUNY Press 2023.

Markus Messling, *Philology and the Appropriation of the World: Champollion's Hieroglyphs*, Cham: Palgrave Macmillan / Springer Nature 2023.

Johann Michel, *Qu'est-ce que l'herméneutique?*, Paris: PUF 2023.

Kevin Newmark, *Parting Ways: With Werner Hamacher*, in: *Cultural Critique* 118, 2023, S. 172-216.

Mike Rottmann, »Dem Gegenstand gerecht werden«. Über einen Topos philologischer Theorieverwerfung in der Literaturwissenschaft, in: *Topik der Theorie. Zur rhetorischen Struktur der Theorie nach deren proklamiertem Ende*, hg. von Michael Eggers und Adrian Robanus, Berlin: J. B. Metzler 2023, S. 151-175.

Erhard Schüttpelz, *Deutland*, Berlin: Matthes & Seitz 2023 (Fröhliche Wissenschaft 219).

Denis Thouard, Annie Ernaux, *la littérature par endessous*, in: *Esprit* 493-494, Januar-Februar 2023, S. 154-159.

Denis Thouard, Fénelon et Kant. Une autre histoire de la subjectivité, in: *Lectures et Figures de Fénelon*, hg. von Charles-Olivier Sticker-Métral und François Trémolières, Paris: Garnier 2023, S. 323-339.

Denis Thouard, *Herméneutique et traduction, d'un paradigme à l'autre?*, in: *Politique des traductions*, hg. von Marc Crépon und Ginevra Martina Genier, Paris: Editions Rue d'Ulm 2023, S. 29-44.

Denis Thouard, *Kritische Philologie und Interpretation. Am Beispiel von Christoph König*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 97, 2023, S. 255-266.

Denis Thouard, *L'altérité de l'interprète. Un exercice d'herméneutique réflexive sur l'incipit de l'»Elégie de Dürerplatz«*, in: *Monde(s) et poésie. Au cœur des sciences du langage et de la culture*, hg. von Lia Kurts-Wöste, Bordeaux: Presses Univ. de Bordeaux 2023, S. 377-388.

Dominik Zechner, *A Philology of Survival: Adorno, Benjamin, Hamacher*, in: *Philosophy Today* 66, 2022, S. 95-114.

Institutionen- und Personengeschichte

Andrea Albrecht, Lutz Danneberg, Ralf Klausnitzer, Kristina Mateescu (Hg.), Internationale Wissenschaftskommunikation und Nationalsozialismus. Akademischer Austausch, Konferenzen und Reisen in Geistes- und Kulturwissenschaften 1933 bis 1945, Berlin u. a.: de Gruyter Oldenbourg 2022.

Mit wissenschaftshistorischen Beiträgen von Holger Dainat: »[...] wozu gerade Deutschland und nicht zuletzt die Forscher dieser Versammlung den vordringlichsten Beitrag leisten müßten [...]« Zur (Vor-)Geschichte des wissenschaftlichen Tagungswesens – Hans-Joachim Dahms: Internationale Philosophie-Kongresse in der Zeit des Nationalsozialismus – Pascale Roue: Ein internationaler Weg zu einer nationalen Philosophie. Die Türkei auf den Philosophie-Kongressen der 1930er Jahre – Ralf Klausnitzer: »Erste Welttagung der Germanisten«. Die Pläne für einen internationalen Germanisten-Kongress und ihr Scheitern – Sören Flachowsky: Europäische Großraumwissenschaft unter deutscher Hegemonie. Das Reichserziehungsministerium und die geplante Neuordnung des internationalen wissenschaftlichen Verbandswesens – Helke Rausch: Transatlantischer Faschismus? Deutsche und amerikanische Eugeniker auf internationalen Kongressen der 1930er Jahre – Johannes Dafinger: Vorträge ausländischer Wissenschaftler in Deutschland und deutscher Wissenschaftler im Ausland auf Einladung bilateraler Freundschaftsgesellschaften 1933-1945 – Andrea Albrecht, Ralf Klausnitzer und Kristina Mateescu: Internationale Vortrags- und Studienreisen von Kultur- und Geisteswissenschaftlern 1933-1945 – Wolfgang Schieder: Zwischen transnationaler Wissenschaft und Kulturpropaganda. Adolf Buntenandts Auslandsreisen 1935-1944 – Vesa Vares: Mit Fröbel gegen den Bolschewismus. Die Reisen der Erziehungswissenschaftlerin Hildegard Hetzer nach Skandinavien – Andrea Albrecht, Katrin Hudey, Xiaoqiao Wu und Zhu Yan: Chinesische Stimmen zum »Dritten Reich« – Wissenschaftlicher Austausch und Propaganda zwischen 1933 und 1945 – Frank-Rutger Hausmann: »Ungewollte Internationalität« – deutsche Romanistik im Exil – Michael Custodis: Musik als Widerstand. Norwegische Gegenpropaganda im Stockholmer Exil.

Mitchell G. Ash, Die Max-Planck-Gesellschaft im Prozess der deutschen Vereinigung 1989-2002. Eine politische Wissenschaftsgeschichte, Leiden: Brill 2023 (Studien zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft 5).

Emanuel Bertrand, Wolf Feuerhahn, Valérie Tesnière (Hg.), Editer l'histoire des sciences (France, XXe siècle). Entre sciences et sciences humaines, Villeurbanne: Presses de l'Essib 2023 (Papiers).

Andreas Bieberstedt, Doreen Brandt, Klaas-Hinrich Ehlers, Christoph Schmitt (Hg.), 100 Jahre Niederdeutsche Philologie. Ausgangspunkte, Entwicklungslinien, Herausforderungen, Teil 1: Schlaglichter auf die Fachgeschichte, Berlin: Peter Lang 2023 (Regionalsprache und regionale Kultur 6).

Courtney Marie Burrell, Otto Höfler's Characterisation of the Germanic Peoples. From Sacred Men's Bands to Social Daemonism, Berlin, Boston: de Gruyter 2023.

Nuria de Castilla, François Déroche, Michael Friedrich (Hg.), Libraries in the Manuscript Age, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Studies in Manuscript Cultures 29).

Mit wissenschaftshistorischen Beiträgen von Jean-Pierre Drège: Two Libraries of the Tang Capital – Ivo Smits: Institutional Libraries in Japan's Classic Court Age – Inmaculada Pérez Martín: Byzantine Libraries: The Public and the Private – Donatella Nebbiai: How Private Libraries Contributed to the Transmission of Texts – Jacques Verger: Libraries and Teaching: Comments on Western Universities in the Middle Ages.

Natalie Chamat, Florilegium Benjamin. Walter Benjamin und das Schriftgedächtnis in der Übersetzung, Göttingen: Wallstein 2022.

Gesa Dane, Gail K. Hart (Hg.), »Ich kann nichts als lesen und schreiben.« Zum literarischen und literaturwissenschaftlichen Werk von Ruth Klüger, Göttingen: Wallstein 2023.

Fabien Dubosson, Lucas Marco Gisi, Irmgard M. Wirtz (Hg.), Briefe im Netzwerk / Lettres dans la toile. Korrespondenzen in Literaturarchiven / Les réseaux épistolaire dans les archives littéraires, Göttingen: Wallstein 2022.

Mit einem wissenschaftshistorischen Beitrag von Stephan Kammer: Skizzen zu einer Philologie der Netzwerke.

Wolfgang U. Eckart, Heinz Schott (Hg.), Strategien der Kommunikation von Naturwissen und Medizin. Zeitschriften gelehrter Akademie in der frühen Neuzeit, Halle (Saale), Stuttgart: Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften / Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft 2022 (Acta historica Leopoldina 81).

Philipp Felsch, Wie Nietzsche aus der Kälte kam. Geschichte einer Rettung, München: C.H. Beck 2022.

Franz Fromholzer, Die Sprache der Physis. Friedrich Nietzsche und die Heraufkunft der Theatrokrate, Göttingen: Wallstein 2023.

Dorothee Gelhard, Thomas Roider (Hg.), Gertrud Bing im Warburg-Cassirer-Kreis. Mit dem Text ihrer Dissertation von 1921, Göttingen: Wallstein 2023.

Schon deshalb interessant, weil Gertrud Bing 1921 bei Ernst Cassirer und Robert Petsch promoviert wurde und zu Aby Warburgs vertrauter Assistentin avancieren konnte. Als Teil des Direktoriums war sie 1933 maßgeblich an der Rettung der Bibliothek beteiligt. (rk)

Gerhard Katschnig, Geschichte der Kulturwissenschaft. Vom Gilgamesch-Epos bis zur Kulturpoetik, Tübingen: UTB/Francke 2023.

Martin Kintzinger, Wolfgang Eric Wagner (Hg.), Intellektuelle. Karrieren und Krisen einer Figur vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Basel: Schwabe 2023.

Philip Kraut, Die Arbeitsweise der Brüder Grimm, Stuttgart: S. Hirzel 2023.

Ein Glücksfall: Unsere germanistischen Gründungsväter Jacob Grimm und Wilhelm Grimm haben nicht nur ungewöhnlich vollständig erhaltene Zettelsammlungen und Notizhefte, Werkmanuskripte und intensiv benutzte Bücher der persönlichen Bibliothek hinterlassen, sondern auch materiale Werkzeuge ihrer philologischen Praxis. Jacob Grimm hinterließ seine Lupe (so unscheinbar, dass man sie » auf einem Flohmarkt wahrscheinlich gar nicht beachten würde«, so S. 9) und seinen Schreibtisch, Gänsekiel und Tintenfass sowie einen Briefbeschwerer, von Wilhelm Grimm sind eine Streusandbüchse zum Trocknen der Tinte und ein Behältnis für Federkiele sowie sein Bürossessel erhalten. Auf der Grundlage dieser Hinterlassenschaften und zahlreicher Dokumente rekonstruiert Philip Kraut in seiner Berliner Dissertation die Arbeitsweise der Brüder Grimm. Und das ist ertragreich: Denn die materialen Gegenstände und Werkzeuge des Arbeitens mit Texten erlauben die Rekonstruktion von Lektüren, von Prozeduren des Abschreibens und Exzerpieren von Quellen sowie von Vorgängen des Formulieren von Belegen und Argumenten. Damit lassen sich die Wege des Wissens – etwa von annotierter Buchlektüre bis zum Werkmanuskript – verfolgen; deutlich werden dabei Arbeitsprozesse, die mit topischer Materialsammlung und -ordnung als werk-konstituierender Bedingung begannen und zu den noch heute beeindruckenden Bänden des Wörterbuchs führten. Die Rekonstruktion dieser Arbeitsschritte anhand von Originalmaterialien der Brüder Grimm erschließt die Geschichte gelehrter Arbeitspraktiken weiter und macht den kulturgeschichtlichen Rang der Textsorten Exzerpt und Notizbuch, Werkmanuskript und Druckvorlage deutlich. Besonders eindrucksvoll sind Neuentdeckungen wie Wilhelm Grimms altdeutsche Enzyklopädie (S. 188-194) und die Nachträge zur »Geschichte der deutschen Sprache« (S. 262-267). – Welche materialen Reste von unseren philologischen Praktiken jenseits gedruckter Publika-

tionen bleiben werden, wissen wir nicht; wahrscheinlich werden die Festplatten unserer Rechner schon in wenigen Jahrzehnten ebenso unlesbar sein wie die Lochkarten früherer Maschinenpoesie und -pöetologen. Umso mehr sind die materialen Gegenstände der Brüder Grimm und ihre genauen Beobachtungen durch Philip Kraut zu schätzen. Danke! (rk)

Britta-Juliane Kruse, Gelehrtenkultur und Sammlungspraxis. Architektur, Akteure und Wissensorganisation in der Universitätsbibliothek Helmstedt (1576-1810), Berlin, Boston: de Gruyter Oldenbourg 2023 (Cultures and Practices of Knowledge in History 14).

Im Mittelpunkt dieser sehr lesenswerten und fundierten Studie von Britta-Juliane Kruse steht ein Ort, der einzigartig reiches Quellenmaterial für die Geschichte der Wissensinstitutionen und die Materialität der Wissenssammlung und -systematisierung im Europa der Frühen Neuzeit bietet: die Universitätsbibliothek Helmstedt. Die Autorin veranschaulicht zum einen die voranschreitende Verbindung zwischen dem Interessenswandel unter Generationen fürstlicher Mäzene und der Entwicklungen in der Sammlungspraxis früherer sowie gegenwärtiger privater Bücher- und Objektsammlungen, Gelehrten- und Hofbibliotheken mit zeitgenössischen (religions-)politischen Ereignissen (z. B. dem Dreißigjährigen Krieg oder den Reformationsbewegungen des 16. und 17. Jahrhunderts) und zeigt zum anderen, wie diese auf die Gestalt und Ausrichtung der Sammlungen der Universitätsbibliothek Helmstedt einwirkten. Die Architektur der Universitätsbibliothek verdeutlicht zum einen ihre Funktion als Statussymbol für die Universität und ihre Gelehrten, aber auch für ihre fürstlichen Stifter und Förderer. Andererseits zeigt Kruse das ständige Spannungsfeld einerseits zwischen den menschlichen Netzwerken in und um diese Bibliothek – zwischen Bibliothekaren und Mäzenen, Nutzern und Besuchern – und andererseits zwischen wirtschaftlichen, politischen und sozialen Kräften und den infrastrukturellen Zielen der Institution auf, die sich materiell auf die Arbeit der Bibliothek und das Leben des Personals auswirkten, die mit der (nicht immer erfolgreichen) Durchführung von Erwerbungs-, Erweiterungs-, Katalogisierungs- und Erschließungsprojekten betraut waren. Mit scheinbarer Leichtigkeit, aber exzellenter Reichweite und Tiefe stellt Kruse die Geschichte der Bibliothek vergleichend dar, indem sie auf die Materialität und Praktiken verweist, die in den Quelltexten und -objekten zu und aus ähnlichen Bibliotheken in Europa zu finden sind, von denen einige in direkter Konkurrenz zur Universitätsbibliothek Helmstedt standen. Dank ihrer gründlichen und umfassenden Analyse der aus der Universitätsbibliothek Helmstedt erhaltenen Quellen – darunter Korrespondenzen, Architekturpläne, Inventare, Kataloge, Berichte und Notizen des Bibliothekspersonals, Benutzungsordnungen, Bestelllisten und Finanzunterlagen – gelingt es ihr, neue Einblicke u. a. in die Baukonzepte und die Ausstattung der Bibliotheksräume oder die finanziellen bzw. wirtschaftlichen Abhängigkeiten der Bibliothek zu geben. Eine Auswahl neuer und sehr wertvoller Quellen wird im Anhang des Bandes erstmals wiedergegeben. Besonders hervorzuheben und zu begrüßen ist Kruses feministischer Ansatz. Angesichts des ausschließlich männlichen Umfelds der Universität und ihrer Institutionen in der Frühen Neuzeit wird es nicht überraschen, dass der Spielraum für einen solchen methodologischen Ansatz notwendigerweise begrenzt ist. Kruse hebt jedoch eine Reihe weiblicher Persönlichkeiten hervor, die im Laufe der drei Jahrhunderte, welche die chronologische Basis ihrer Studie bilden, eine Vielzahl von Rollen in der Geschichte der Universitätsbibliothek spielten – sei es als Gründerinnen oder Nutzerinnen von Büchersammlungen, die ihren Weg in die Bestände der Universitätsbibliothek fanden, als Mäzeninnen und Geldgeberinnen, als Erbinnen und Versteigererinnen von Sammlungen, die von der Bibliothek erworben wurden, als Assistentinnen und Schreiberinnen ihrer bibliothekarischen Ehegatten oder sogar als (wissenschaftliche) Autorinnen von Büchern, die von der Bibliothek gekauft wurden. (*Dr. Madeleine Brook, DLA Marbach*)

Gerhard Lohse, Bruno Snell (1896-1986): Geisteswissenschaft und politische Erfahrung im 20. Jahrhundert, Göttingen: Wallstein 2023 (Wissenschaftler in Hamburg 6).

- Christian Lück, *Die Deutschen und das Recht. Zur politischen Idee der Germanistik 1806-1848*, Paderborn: Brill Fink 2022.
- Thomas Mohnike, *Géographies du german. Les études nordiques à l'université de Strasbourg, 1840-1945*, Strasbourg: Presses Univ. de Strasbourg 2022 (Sciences de l'histoire).
- Philipp Müller, *Kopf und Herz. Die Forschungspraxis von Johann Gustav Droysen*, Göttingen: Wallstein 2023.
- Luigi Orlandi, *Andronikos Kallistos. A Byzantine Scholar and His Manuscripts in Italian Humanism*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Studies in Manuscript Cultures 32).
Mit wissenschaftshistorisch relevanten Kapiteln: *Tracing Manuscripts in Time and Space: On Kallistos' Scribal Activity – Writing and Learning Greek at the School of Andronikos Kallistos – From the Desk of a Byzantine Philologist* sowie dem Appendix: *Texts; u. a. Diairesis on the science of physics; Epigram in praise of Bessarion's book >In Calumniatorem Platonis<*.
- Theresa Perabo, *Wilhelm Mannhardt und die Anfänge der Volkskunde. Neue Wege der Wissensproduktion im 19. Jahrhundert*, Münster: Waxmann 2022.
- Sandra Richter (Hg.), *The Literature Archive of the Future. Statements and Perspectives*, Göttingen: Wallstein 2023 (marbacher schriften. N. F. 21).
- Erwin Rohde, *Briefe aus dem Nachlass, Bd. 4: Briefe zwischen 1878 (Dez.) und 1886 (Nov.)*, hg. von Marianne Haubold, Hildesheim: Georg Olms 2023.
- Désirée Schauz, *Umkämpfte Identitäten. Die Göttinger Akademie der Wissenschaften und ihre Mitglieder 1914-1965*, Göttingen: Wallstein 2022.
- Karsten Schmidt, Haimo Stiemer (Hg.), *Bourdieu in der Germanistik*, Berlin, Boston: de Gruyter 2022.
- Rafael Schögler, *Die Politik der Buchübersetzung. Entwicklungslinien in den Geistes- und Sozialwissenschaften nach 1945*, Frankfurt am Main: Campus 2022.
- Herbert Schrittmesser, Herbert Zeman (Hg.), *Wirtschaft und Wissenschaft im alten Österreich – Vom Schwarzen Kameel in Wien zur Deutschen Karl-Ferdinands-Universität in Prag. Karl Josef Sauer (1815-1898): Lebenserinnerungen – August Sauer (1855-1926): Leben und Wirken in Prag*, Wien: LIT-Verlag 2022.
- Der voluminöse Band mit einem Umfang von 481 Druckseiten kann als besonderes Zeugnis der Kultur- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung in Österreich gebucht werden: Er versammelt die privaten Lebenserinnerungen von Karl Josef Sauer – Vater des Literarhistorikers August Sauer – und die biographische Darstellung seines Sohnes, dessen rastloses Leben ganz im Dienst der neugermanistischen Literaturforschung stand. Und das ist verdienstvoll: Denn der bedeutende Literarhistoriker August Sauer war nicht nur der Begründer der verdienstvollen Zeitschrift für Literaturgeschichte >Euphorion< (die noch heute arbeitet) und Begründer historisch-kritischer Ausgaben von Eichendorff, Grillparzer, Stifter u. a., sondern auch Förderer des jungen Rilke sowie Lehrer von Moriz Enzinger, Wilhelm Kosch, Josef Nadler, Georg Stefansky. – Hervorzuheben bleiben aber auch die Lebenserinnerungen des Vaters des Gelehrten: Sie offerieren detailgetreue Bilder des sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens im Wien des 19. Jahrhunderts aus der Perspektive eines Angestellten, denn Karl Josef Sauer arbeitete als Buchhalter bei jener Familie Stiebitz, der die Spezereiwarenhandlung »Zum Schwarzen Kameel« gehörte. In seinen Memoiren, die er während seiner letzten Lebensjahre bei seinem Sohn August in Prag niederschrieb, berichtet er vom glänzenden Musik- und Theaterleben, erinnert sich an die Revolution 1848 und schildert seinen beruflichen Werdegang von frühen Wanderungen nach Italien bis in die Donau-Metropole der k.u.k.-Monarchie. Die Ausführungen zu August Sauer, insbesondere zum »wissenschafts-

geschichtlichen Standort des Gelehrten« (so der Titel des Abschnitts S. 337-377) und zum »kulturgeschichtlichen Standort des akademischen Würdenträgers, kulturpolitischen Redners und Schriftstellers« (so der Titel des Abschnitts S. 379-449) weisen nicht nur auf eine ausstehende Biographie als »wissenschaftsgeschichtliches Desideratum ersten Ranges« hin (so S. 335); sie liefern dazu auch wesentliche Bausteine und räumen mit bisherigen Fehlurteilen auf. Interessant und inspirierend. An die Arbeit. (rk)

Theudel von Wallmoden, Wir bauen Archen. Essays und Reden, hg. von Thorsten Ahrend, Christoph König und Nikola Medenwald, Göttingen: Wallstein 2023.

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen: Versuch einer Standortbestimmung des geisteswissenschaftlichen Publizierens – Der Text und der Leser – Was ist Editionswissenschaft und warum veröffentlichen wir wissenschaftliche Editionen? – Klassiker Verlegen: Warum? Welche? Wie?

Herbert Zeman, Wilhelm Scherer. Essayist, Feuilletonist, Sprach- und Literaturwissenschaftler. Aufbruch der Goethe-Forschung, Baden-Baden: Rombach Wissenschaft 2023.

»Die Lebensleistung Scherers ist eine leuchtende Markierung auf dem österreichischen und deutschen Weg der Literatur- und Kulturwissenschaft vom 19. in das 20. Jahrhundert«, erklärt der verdienstvolle Verfasser in der Vorbemerkung zu seiner Publikation, die mit dieser vierten und völlig neubearbeiteten Auflage viel Neues bringt: Stand bisher eine wissenschaftsgeschichtliche Gesamtdarstellung des Gelehrten im Zentrum, rückt diese Ausgabe nun die Goethe-Forschungen des Philologen in den Mittelpunkt. Scherers Bemühungen um Goethe waren in der Tat richtungweisend: Im programmatischen Aufsatz »Goethe-Philologie«, der 1877 in der populären Kulturzeitschrift »Im neuen Reich« erschienen war, projizierte Scherer nicht nur eine Intimkommunikation zwischen dem poetischem Werk und einer »auf das feinste Verständnis« gegründeten Philologie, die in ihrer Gesamtheit die Defizite ihrer einzelnen und stets beschränkten Glieder ausgleichen sollte. Die immer wieder angemahnte »peinliche Gewissenhaftigkeit« für »Einzelheiten« und noch die »kleinsten Veränderungen« markierte zugleich die Kompetenzen wie die Bedeutung der eigenen Zunft und erhob den philologischen Umgang mit Texten zur Athletik: »Jedem Philologen wird das Streben nach der Wahrheit an sich, nach dem Echten, Ursprünglichen, Authentischen, eine Art von Sport, dem wir uns mit einem gewissen humoristischen Behagen hingeben.« Zugleich trug Scherer zur Popularisierung wissenschaftlicher Erkenntnisse bei, indem er – seit 1877 erster ordentlicher Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Berliner Universität – Kapitel aus seiner Geschichte der deutschen Literatur zwischen 1880 und 1883 in der Wiener Zeitung »Neue Freie Presse« im Vorabdruck veröffentlichte. Und er sorgte mit der Planung der Weimarer Goethe-Ausgabe, der Gründung der Weimarer Goethe-Gesellschaft und der Einrichtung des Goethe-Archivs in den Jahren 1885 und 1886 zur Stiftung jener Institutionen, die von kaum zu überschätzender Bedeutung für die Entwicklung der Neugermanistik wurden. Herbert Zeman rekonstruiert aber nicht nur diese eminenten Zusammenhänge. Er folgt Scherers allgemeiner Anregung, Goethes Absichten bei der editorischen Anordnung seiner Gedichte zu bedenken, und kann so Goethes Entwicklung eines eigenständigen »anakreontischen« Stils zu »neuer individueller Dichter-Sprache« (so S. 11 f.) nachweisen. Damit zeigt er eindrucksvoll, was und wie aus der Wissenschaftsgeschichte gelernt werden kann. Danke, auch dafür. (rk)

Germanistische Literaturwissenschaft

Claudia Bamberg, Katrin Henzel (Hg.), August Wilhelm Schlegels Modellierung von Literaturgeschichte, Berlin: Erich Schmidt Verlag 2023 (Philologische Studien und Quellen 289).

Mit Beiträgen von Matthias Löwe: Ritter und Papst: Romantische Mediävistik im Spannungsfeld von Nationalideologie und Kosmopolitismus bei August Wilhelm Schlegel und Novalis – Melanie Seidel: Quo vadis Europa? August Wilhelm Schlegels Literaturgeschichtsschreibung zwischen

Nationalstaatlichkeit und europäischem Bündnis – Cosima Jungk: Im Dienste der Nation: Friedrich Schlegels literaturgeschichtliche Arbeiten 1812/13 im Kontext – Ludwig Stockinger: August Wilhelm Schlegels Berliner Vorlesungen als Ereignis politisch-romantischer Beredsamkeit – Ruth Florack: »Nation« als Schlüsselkonzept vergleichender Literaturgeschichtsschreibung. Anmerkungen zu »De la littérature« von Germaine de Staël und August Wilhelm Schlegels Berliner Vorlesungen – Stefan Knödler: August Wilhelm Schlegels Wiener Vorlesungen »Ueber dramatische Kunst und Litteratur« zwischen deutscher und französischer Romantik – Frederike Middelhoff: Poesie- als Translationsgeschichte. Zur Bedeutung der Übersetzung in August Wilhelm Schlegels literaturgeschichtlicher Modellierung – Yvonne Al-Taie: Verschlingungen. Eigentümlichkeit und Gesetzmäßigkeit als poetologische Leitkategorien in August Wilhelm Schlegels Literaturgeschichtsschreibung – Elena Polledri: Friedrich und August Wilhelm Schlegels Boccaccio-Lektüre und die romantische Novellenpoetik – Johannes Schmidt: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Theaters: August Wilhelm Schlegels Wiener Vorlesungen und das Drama nach 1800.

Katja Barthel (Hg.), Dynamiken historischer Schreibszenen. Diachrone Perspektiven vom Spätmittelalter bis zur klassischen Moderne, Berlin, Boston: de Gruyter 2022 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte 168).

Die Erforschung des Schreibens (und des Lesens – beide sind ja untrennbar miteinander verwoben) hat in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren eine Blütezeit erlebt. Die Forschung hat in dieser Zeit ausgesprochen wertvolle Einblicke in die Materialität, die Instrumente und die Techniken des Schreibens, in seine semantischen und gestischen Formen sowie in das reflexive Schreiben über den Schreibakt geliefert. Die nuancierten Differenzen, die in die Begriffe »Schreibszenen« (Campe) und »Schreib-Szene« (Giuriato und Zanetti) graphisch-visuell eingeschrieben sind, haben sich als nützlich und äußerst produktiv ergeben, wie der Rückgriff fast aller Beiträge im vorliegenden Band auf sie bestätigt. Wie Katja Barthel in ihrer Einleitung anmerkt, gibt es im Bereich der historisch-systematisierenden Ansätze der Schreibforschung noch einiges zu tun, nicht zuletzt, um die bislang eher isolierenden, synchronen Ansätze der Schreibforschung in der historisierenden Literaturwissenschaft zu überwinden. Dennoch schlägt sie nicht der Einfachheit und der Illusion eines systematischen historischen Überblicks halber einen diachronen Ansatz vor. Vielmehr schlägt die Herausgeberin ein integratives Modell vor, das historisch-systematische Ansätze (hier durch eine »klassische« chronologische Inhaltsgliederung gesteuert) durch vier Schwerpunkte (Schreiben als Akt; Schreiben als Thema; Technik des Schreibens; Kulturalität des Schreibens) in einen produktiven Dialog bringen will. Damit erhebt der Band natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit, legt aber eindeutig den Grundstein für ein vielversprechendes Forschungsprojekt mit Langzeitperspektive. Barthel ist es somit gelungen, einen sehr ansprechenden Band vorzulegen, der für erfahrene Forschende von Wert ist, aber auch für Forschende, die sich noch in der Schreibforschung vortasten, zugänglich ist.

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen von Sandro Zanetti: Über Schreiben als Kulturtechnik hinaus. Literaturwissenschaftliche Schreibprozessforschung – Elisabeth Wäghäll Nivre: Georg Wickram neu betrachtet? Historische Schreibpraktiken und das literarische Schaffen Wickrams (um 1505-1562) aus wissenschaftshistorischer Perspektive – Elisabeth Décultot: Über das Exzerpieren schreiben – Exzerptsammlungen und ihre Autoren im 18. Jahrhundert. (*Dr. Madeleine Brook, DLA Marbach*)

Cord-Friedrich Berghahn, Kai Bremer, Peter Burschel (Hg.), Lessing digital. Studien für eine historisch-kritische Neuedition, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Beihefte zu Editio 52).

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen von Rüdiger Nutt-Kofoth: Analytische Druckforschung in der germanistischen Editorik – Janina Reibold: Werk, Beiwerk und Edition von Lessings Schriften (1753-1755) – Winfried Woesler: Eine Revision der Lessing-Handschriften und -Drucke als Voraussetzung einer digitalen Neuedition.

Hendrik Birus, *Gesammelte Schriften, Bd. 3: Goethe-Studien*, Göttingen: Wallstein 2022 (Münchener Komparatistische Studien 14).

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Aufsätzen: Der Entzug des Hier und Jetzt: Goethes ›Ueber Kunst und Alterthum‹ an der Schwelle zum Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit des Kunstwerks – Goethes ›Italienische Reise‹ als Einspruch gegen die Romantik – Auf dem Wege zur Weltliteratur und Littérature comparée: Goethes ›West-östlicher Divan‹.

Friedrich Gundolf, *Deutsche Geistesgeschichte im 16. und 17. Jahrhundert. Deutsche Bildung von Luther bis Lessing // Deutsche Geistesgeschichte von Luther bis Nietzsche*, hg. von Mathis Lessau, Philipp Redl und Hans-Christian Riechers, Göttingen: Wallstein 2023 (Friedrich Gundolfs ›Geschichte der deutschen Literatur. Heidelberger Vorlesungen 1911-1931‹ 1).

Friedrich Gundolf, *Deutsche Literatur im 16. Jahrhundert. Deutsche Literatur in der Reformationszeit*, hg. von Mathis Lessau, Philipp Redl und Hans-Christian Riechers, Göttingen: Wallstein 2023 (Friedrich Gundolfs ›Geschichte der deutschen Literatur. Heidelberger Vorlesungen 1911-1931‹ 2).

Friedrich Gundolfs Vorlesungen zur Geschichte der deutschen Literatur. Überblick und Hörerschaftsverzeichnisse, hg. von Mathis Lessau, Philipp Redl und Hans-Christian Riechers, Göttingen: Wallstein 2023 (Friedrich Gundolfs ›Geschichte der deutschen Literatur. Heidelberger Vorlesungen 1911-1931‹, Supplementband).

Christian Kiening, Susanne Reichlin, *Mediävistik zwischen Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Die Deutsche Vierteljahrsschrift 1923-1956*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 97, 2023, H. 2, S. 287-332.

Judith Lange, Martin Schubert (Hg.), *Geschichte der altgermanistischen Edition*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Bausteine zur Geschichte der Edition 6).

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen von Thomas Bein: Karl Lachmann als Grundleger textkritischer Verfahren. Zu Lachmanns Wälther-Ausgabe(n) – Kurt Gärtner: Karl Lachmann als Grundleger textkritischer Verfahren: Die Iwein-Ausgabe – Michael Stolz: Karl Lachmann als Grundleger textkritischer Verfahren. Die Parzival-Ausgabe – Horst Brunner: Verpasste Möglichkeiten: Überlegungen zu von der Hagens ›Minnesingern‹ – Holger Ehrhardt: Zu den editionsphilologischen Positionen der Brüder Grimm – Jürgen Wolf: Hans Ferdinand Maßmann als Editor. Ein Leben zwischen Wissenschaft, Nationalidee und Turnerbund – Freimut Löser: Der Vor-Quint'sche Eckhart heute: Eine Skizze zu den Editionsmethoden Franz Pfeiffers mit einem Ausblick auf Positionen Franz Jostes, Philipp Strauchs und Adolf Spammers – Wernfried Hofmeister: Joseph Diemer (1807-1869): Der edierende Bibliothekar und sein Sensationsfund im Sommer 1841 – Holger Runow: »Tausendsassa« und »Hexenmeister«: Karl Bartsch als Editor von prekär und nicht überlieferten Texten – Norbert Kössinger: Franz Lichtensteins Ausgabe von Eilharts ›Tristrant‹ (1877) – Rolf Bergmann, Stefanie Stricker: Von Steinmeyer und Sievers zurück zu den Handschriften – Andrea Hofmeister-Winter: Anton Emanuel Schönbachs Ausgabe der ›Altdeutschen Predigten‹ (1886-1891) – Martin Schubert: Gustav Roethe als Editor: Die Ausgabe Reinmars von Zweter und die ›Deutschen Texte des Mittelalters‹ – Lydia Wegener: Wiederbeginn ohne Neuaufbruch: Philipp Strauchs erstes Heft der ›Schriften aus der Gottesfreund-Literatur‹ – Elisabeth Lienert: Victor Junks Ausgabe von Rudolfs von Ems ›Alexander‹ (1928/29) – Simone Loleit: Edieren mit Blick auf die Beteiligung des Publikums: Ludwig Tiecks ›Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter‹ (1803) – Judith Lange: Karl Weinhold: Ein ›Mittelhochdeutsches Lesebuch‹ für den Schulunterricht.

Michał Mrugalski, Schamma Schahadat, Irina Wutsdorff (Hg.), *Central and Eastern European Literary Theory and the West*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (de Gruyter Reference).

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen von Renate Lachmann: *The Migration of Concepts* – Irina Wutsdorff: *Translation of Theories, Theories of Translation* – Schamma Schahadat: *Migrants of Theory* – Michał Mrugalski: *Journal and Society of Aesthetics and the General Science of Art* – Danuta Ulicka: *Institute of the History of the Arts* – Craig Brandist: *The Institute for the Comparative History of the Literatures and Languages of the West and East* – Nikolaj Plotnikov: *The State Academy of Art Studies in Moscow (RAKhN/GAKhN)* – Alexander Nebrig: *Formalism in Germany* – Peter Steiner: *Herbartian Aesthetics in Bohemia* – Igor Pilshchikov: *The Four Faces of Russian Formalism* – Michał Mrugalski: *Formalism in Poland* – Renate Lachmann: *Jurij Striedter's Reading of Russian Formalism* – Jessica Merrill: *The North American Reception of Russian Formalism* – Patrick Flack: *Phenomenology in German-Speaking Areas and in Russia* – Josef Vojvodík: *Phenomenology in Czechoslovakia (Jan Patočka, Přemysl Blažiček)* – Piotr Sadzik: *Phenomenology in Poland* – Robert Bird: *Hermeneutics in Russia* – Josef Vojvodík: *Hermeneutics in the Czech Context (F. X. Šalda, Václav Černý, and Dimitrij Tschizewskij [Dmytro Chyzhevsky])* – Schamma Schahadat: *Poetics and Hermeneutics*.

Sven Schöpf, »Schrift [...] fällt beim Lesen nicht ab wie Schlacke« *Die buchmediale Visualität von Walter Benjamins ›Ursprung des deutschen Trauerspiels‹*, Bielefeld: transcript 2022.

Sprachwissenschaft

Marc Kupietz, Thomas Schmidt (Hg.), *Neue Entwicklungen in der Korpuslandschaft der Germanistik*, Tübingen: Narr 2022.

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen von Sarah Ihden, Gohar Schnelle, Ingrid Schröder, Lars Erik Zeige: *Der Verbund »Deutsch Diachron Digital – Referenzkorpora zur deutschen Sprachgeschichte«*. Strategien der Erschließung, Analyse und nachhaltigen Nutzung historischer Sprachdaten – Patricia Scheurer, Raphael Müller, Bernard Schroffenegger, Phillip Ströbel, Benjamin Suter, Martin Volk: *Ein Briefwechsel-Korpus des 16. Jahrhunderts in Frühneuhochdeutsch. Resultierend aus dem Digitalisierungsprojekt »Bullinger Digital«* – Amelie Dorn, Jan Höll, Theresa Ziegler, Wolfgang Koppensteiner, Hannes Pirker: *Die österreichische Presselandschaft digital: Das Austrian Media Corpus (amc) und sein Potenzial für die Linguistik*.

Michiel Leezenberg, *From Cosmopolitan to Vernacular in the Language Sciences: A Global History Perspective*, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 46, 2023, H. 1, S. 18-37.

Frederick J. Newmeyer, *American Linguistics in Transition. From Post-Bloomfieldian Structuralism to Generative Grammar*, Oxford: Oxford Univ. Press 2022.

Brinthanan Puvaneswaran, *Sprache in der Geschichte. Etappen der Erforschung des Biblischen Hebräisch*, Berlin, Boston: de Gruyter 2022.

Floris Solleveld, *Language in the Global History of Knowledge*, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 46, 2023, H. 1, S. 7-17.

Klassische Philologie

(zusammengestellt von Matthias Dyck MA, Dr. József Krupp, Mingbo Lu, Christina Lucas, PD Dr. DS Mayfield und Felix Wiegandt; zuständig: Prof. Dr. Jürgen Paul Schwindt, Seminar für Klassische Philologie, Universität Heidelberg, Marstallhof 2-4, 69117 Heidelberg; E-Mail: juergen.paul.schwindt@skph.uni-heidelberg.de)

- Damien Agut-Labordère, Miguel John Versluys (Hg.), *Canonisation as Innovation: Anchoring Cultural Formation in the First Millennium BCE*, Leiden, Boston: Brill 2022 (Euhormos: Greco-Roman Studies in Anchoring Innovation 3).
- Benjamin Alberts, *Nietzsches Problem der Rangordnung*, Berlin, Boston: de Gruyter 2022 (Monographien und Texte zur Nietzsche-Forschung 78).
- Magali Année, *L'état de langue sonore de la Grèce ancienne. Pour une philologie anthropologique*, Limoges: Lambert-Lucas 2022.
- Aristoteles, *Poetik. Einleitung, Text, Übersetzung und Kommentar von Martin Hose. Mit einem Anhang: Texte zur aristotelischen Literaturtheorie*, Berlin, Boston: de Gruyter 2022 (Sammlung wissenschaftlicher Commentare).
- Roland Barthes, *Évocations et incantations dans la tragédie grecque*, hg. von Christophe Corbier und Claude Coste, Paris: Classiques Garnier 2023 (Études de littérature des XXe et XXIe siècles 114).
- Malika Bastin-Hammou, Giovanna Di Martino, Cécile Dudouyt, Lucy C.M.M. Jackson (Hg.), *Translating Ancient Greek Drama in Early Modern Europe: Theory and Practice (15th-16th Centuries)*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Trends in Classics – Pathways of Reception 5).
- Kim Beerden, Timo Epping (Hg.), *Classical Controversies: Reception of Graeco-Roman Antiquity in the Twenty-First Century*, Leiden: Sidestone Press 2022.
- Anna Kathrin Bleuler, Oliver Primavesi (Hg.), *Lachmanns Erbe. Editionsmethoden in klassischer Philologie und germanistischer Mediävistik*, Berlin: Erich Schmidt Verlag 2022 (Beihfte zur Zeitschrift für deutsche Philologie 19).
- Kevin Bovier, *La Renaissance de Tacite. Commenter les Histoires et les Annales au XVIe siècle*, Basel: Schwabe Verlag 2022 (Antike nach der Antike 2).
- Nicoletta Bruno, Giulia Dovico, Olivia Montepaone, Marco Pelucchi (Hg.), *The Limits of Exactitude in Greek, Roman, and Byzantine Literature and Textual Transmission*, Berlin, Boston: de Gruyter 2022 (Trends in Classics, Supplementary Vol. 137).
- John Butcher, Paola Megna, Nigel Wilson (Hg.), *Studi sulla riscoperta umanistica di Omero*, Città di Castello: Nuova Prhomos 2023.
- Mario Capasso, *Scholars and Scholarship in Papyrology*, Pisa, Rom: Fabrizio Serra 2023 (Hermae 5).
- Antonio Cernecca, Gianluca Schingo (Hg.), *»Poche righe in stile non epigrafico«: Il carteggio fra Theodor Mommsen e Ettore Pais (1881-1903)*, Newcastle upon Tyne 2022 (History of Classical Scholarship, Supplementary Vol. 3).
- Joel P. Christensen, *Digital Classics*, in: *Transactions of the American Philological Association* 152, 2022, S. 43-54.
- Lucie Claire, Marc-Antoine Muret, *lecteur de Tacite: éditer et commenter les Annales à la Renaissance*, Geneva: Droz 2022 (Travaux d'Humanisme et Renaissance 635).
- Andrea Comboni, Sandro La Barbera (Hg.), *Le vie del falso: storia, letteratura, arte*, Bologna: Il Mulino 2023.
- Sina Dell'Anno, *»Der Philolog redet nicht selbst«: Zur Cento-Technik Johann Georg Hamanns*, in: *Cento-Texts in the Making. Aesthetics and Poetics of Cento-Techniques from*

- Homer to »Zong!«, hg. von Manuel Baumbach, Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 2022 (Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium 109), S. 201-218.
- Sina Dell'Anno, *satura* – Monströses Schreiben in Antike und Aufklärung. Lucilius, Varro, Horaz, Petron, Martianus Capella, Hamann, Jean Paul, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Theorie der Prosa).
- Antonio Duplá-Ansuategui, Amalia Emborujó Salgado, Oskar Aguado-Cantabrana (Hg.), *Del clasicismo de élite al clasicismo de masas*, Madrid: Polifemo 2022.
- Kathy Eden, *Rhetorical Renaissance. The Mistress Art and Her Masterworks*, Chicago: Univ. of Chicago Press 2022.
- Henri Estienne, *On Books*, hg. von Jeroen De Kayser, Noreen Humble und Keith Sidwell, Gent: Lysa 2022 (LYSA Neo-Latin Texts 2).
- Sonia Francisetti Brolin, *Studi classici a Torino nel Novecento: filologia e letteratura greco-latina nell'ateneo torinese*, Alessandria: Edizione dell'Orso 2023 (Culture antiche. Studi e testi 37).
- Silverio Franzoni, Elisa Lonati, Adriano Russo (Hg.), *Le sens des textes classiques au Moyen Âge. Transmission, exégèse, réécriture*, Turnhout: Brepols 2022 (Recherches sur les réceptions de l'antiquité 4).
- Alessandro Garcea, Daniel Vallat (Hg.), *Ars et commentaries. La grammaire dans le commentaire de Servius à Virgile*, Turnhout: Brepols 2022 (Corpus Christianorum. Lingua patrum 14).
- Christian Gnilk, *Der rechte Gebrauch im Spiegel des falschen*, Basel: Schwabe Verlag 2023 (Chrësis: Die Methode der Kirchenväter im Umgang mit der antiken Kultur 3).
- Simon Goldhill, *What is a Jewish Classicist? Essays on the Personal Voice and Disciplinary Politics*, New York: Bloomsbury Academic 2022.
- Emily Greenwood (Hg.), *Diversifying Classical Philology*, Bd. 1, Baltimore: Johns Hopkins Univ. Press 2022 (American Journal of Philology 143/2).
- Emily Greenwood (Hg.), *Diversifying Classical Philology*, Bd. 2, Baltimore: Johns Hopkins Univ. Press 2022 (American Journal of Philology 143/4).
- John Guillory, *Professing Criticism. Essays on the Organization of Literary Study*, Chicago: Univ. of Chicago Press 2022.
- Stephen Halliwell, Christopher Stray (Hg.), *Scholarship and Controversy: Centenary Essays on the Life and Work of Sir Kenneth Dover*, London: Bloomsbury Academic 2023.
- Ana Lóio (Hg.), *Editing and Commenting on Statius' Silvae*, Leiden, Boston: Brill 2023 (Mnemosyne Supplements 464).
- Volker Losemann, *Antike und Nationalsozialismus. Gesammelte Schriften zur Wissenschafts- und Rezeptionsgeschichte II*, hg. von Claudia Deglau, Kerstin Droß-Krüpe, Patrick Reinard und Kai Ruffing, Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2022 (Philippika 160).
- Romain Menini (Hg.), *Hellénistes français*, Paris, Genève: Librairie Droz S. A. 2022.
- Pascale Paré-Rey, *Histoire culturelle des éditions latines des tragédies de Sénèque (1478-1878)*, Paris: Classiques Garnier 2023.
- Yakir Paz, *From Scribes to Scholars. Rabbinic Biblical Exegesis in Light of the Homeric Commentaries*, Tübingen: Mohr Siebeck 2022 (Culture, Religion, and Politics in the Greco-Roman World 6).

Philippe Rousseau, *Destin des hommes et jeux des dieux. Lectures de l'Iliade*, hg. von Xavier Gheerbrand, Einführung von Pierre Judet de La Combe, Villeneuve d'Ascq: Septentrion 2022 (Cahiers de philologie).

Stephanie Roussou, Philomen Probert (Hg.), *Ancient and Medieval Thought on Greek Enclitics*, Oxford: Oxford Univ. Press 2023.

Maria Giovanna Sandri (Hg.), *Trattati greci sui tropi: introduzione ed edizione critica*, Berlin, Boston: de Gruyter 2023 (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte 150).

Sarah C. Schuster, *An-denken. Philologische Essays*, Frankfurt am Main: Edition Faust 2022.

Maren Elisabeth Schwab, Anthony Grafton, *The Art of Discovery: Digging into the Past in Renaissance Europe*, Princeton, NJ, Oxford: Princeton Univ. Press 2022.

Camille Semenzato, Lucius Hartmann (Hg.), *Von der Antike begeistert. Philologie, Philosophie, Religion und Politik durch drei Jahrtausende: Festschrift für Christoph Riedweg*, Basel: Schwabe Verlag 2023.

Jane Stevenson, *Women and Latin in the Early Modern Period*, Leiden: Brill 2022.

Baukje van den Berg, Divna Manolova, Przemysław Marciniak (Hg.), *Byzantine Commentaries on Ancient Greek Texts, 12th-15th Centuries*, Cambridge: Cambridge Univ. Press 2022.

Paolo Viti (Hg.), *I Miscellanea di Angelo Poliziano: edizione e commento della Prima Centuria*, Florence: Olschki Editore 2022.

Uwe Walter, *Hellas und das große Ganze. Die alten Griechen in »Weltgeschichten« zwischen Geschichtswissenschaft, Buchverlagen und historischer Bildung*, Leiden: Brill 2023 (Studien zur alten Geschichte 36).

Anja Wolkenhauer, Johannes Helmrath (Hg.), *Ägypten übersetzen. Fremde Schrift als Imaginationsraum europäischer Kulturen*, Wiesbaden: Harrassowitz 2022 (Wolfenbütteler Forschungen 173).

Romanistik

(zusammengestellt von Prof. Dr. Frank-Rutger Hausmann, Untere Dorfstr. 9, 79241 Ibringen; E-Mail: fraruha@t-online.de)

Wolfgang Asholt, Hans Manfred Bock (1944-2022), in: *Lendemains* 47, 2023, S. 107-113.

Eugenio Coseriu, *Geschichte der romanischen Sprachwissenschaft*, Bd. 4: Das 17. und 18. Jahrhundert, Teil 2: Lexikologie – Neue Sprachen im Blickfeld – Dialektologie – historischer Sprachwandel, bearb. und hg. von Wolf Dietrich, Tübingen: Narr 2022.

Jürgen W. Falter, Kristine Khachatryan, Lisa Klagges, Jonas Meßner, Jan Rosensprung, Hannah Weber, *»Wie ich den Weg zum Führer fand«. Beitrittsmotive und Entlastungsstrategien von NSDAP-Mitgliedern*, Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag 2022.

Der Band bietet Einblicke in die Beweggründe, die Deutsche motivierten, in die NSDAP einzutreten, und darin, welche Strategien sie nach 1945 wählten, um sich in ihren Entnazifizierungsprozessen zu entlasten. Erstmals werden die in den Entnazifizierungsakten enthaltenen Aussagen von Mitgliedern der NSDAP mit ihren während des »Dritten Reichs« verfassten Lebensgeschichten verglichen.

Steve Pagel, *Die Wurzeln der Kontaktlinguistik: Zur Entstehung des Sprachkontaktparadigmas in der Sprachwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Rolle der Romanistik*, Heidelberg: Heidelberg Univ. Publ. 2023.

Gerhard Poppenberg, *Geist, Geschichte, Wirklichkeit. Grundfragen der Philologie in der deutschen Romanistik der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2022.

Bernardina Rago, »Il Gattopardo« nella DDR. L'assimilazione di un romanzo aristocratico nella Germania socialista, Berlin: Frank & Timme 2023 (Sanssouci – Forschungen zur Romanistik 20).

Christian Simon, *An der Peripherie des nazifizierten deutschen Hochschulsystems. Zur Geschichte der Universität Basel 1933-1945*, Basel: Schwabe 2022 (Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel N. F. 11.).

Das Verhalten der Basler Universitätsangehörigen reichte in der Zeit von 1933 bis 1945 von freundlichen Kontakten mit deutschen Institutionen über eine formale Trennung zwischen »Politik« und »Wissenschaft« bis zu Hilfsbereitschaft gegenüber Opfern des Nationalsozialismus. Diese Beziehungen zu den deutschen Hochschulen und Kollegen stehen im Zentrum des Bands.

Paul Valéry, *Cours de Poétique*, Bd. 1: *Le corps et l'esprit*, Bd. 2: *Le langage, la société*, hg. von William Marx, Paris: Gallimard 2023 (Bibliothèque des idées).

Julien Zanetta, *L'Hôpital de la peinture. Baudelaire, la critique d'art et son lexique*, Paris: Presses de l'École Normale Supérieure 2022.

Sinologie

(Zusammengestellt von Prof. Dr. Michael Lackner, Universität Erlangen, Internationales Kolleg für Geisteswissenschaftliche Forschung »Schicksal, Freiheit und Prognose. Bewältigungsstrategien in Ostasien und Europa«, Hartmannstr. 14, 91052 Erlangen; E-Mail: michael.lackner@fau.de)

Shadi Bartsch, *Plato Goes to China. The Greek Classics and Chinese Nationalism*, Princeton, NJ: Princeton Univ. Press 2023.

Jean François Billeter, *Court traité du langage et des choses. Tiré du Tchouang-Tseu*, Paris: Editions Allia 2022.

Kelly James Clark, Justin Winslett, *A Spiritual Geography of Early Chinese Thought. Gods, Ancestors, and Afterlife*, London: Bloomsbury 2023.

Gedichte aus der Tang-Zeit. Zweisprachige Ausgabe mit Analysen und Hintergrundinformationen, hg. mit einem Nachwort von Dorothea Wippermann, übers. von Richard Wilhelm, Gossenberg: Ostasien Verlag 2023 (Bibliothek der Tang und Song 8).

Konfuzius, *Gespräche*, übers. und kommentiert von Hans van Ess, München: C.H. Beck 2023.

Michael Lackner, Zhao Lu (Hg.), *Handbook of Divination and Prognostication in China*, Teil 1: *Introduction to the Field*, Leiden: Brill 2022.

Ronnie L. Littlejohn, *Chinese Philosophy and Philosophers. An Introduction*, London: Bloomsbury 2022.

Maitre de Huainan, *Traité des figures célestes*, übers. von Marc Kalinowski, Paris: Belles Lettres 2022.

Jing Tsu, *Kingdom of Characters. The Language Revolution That Made China Modern*, London: Penguin 2023.

Benoît Vermander, *Comment lire les classiques chinois?*, Paris: Editions Les Belles Lettres 2022.

Dorothea Wippermann (mit Henning Klöter), *Teng Shuo 滕硕. Metaphern in der chinesisch-deutschen Literaturübersetzung. Eine korpusbasierte Untersuchung zu Übersetzungsproblemen und Lösungsmöglichkeiten*, München: Iudicium 2023 (SinoLinguistica 18).

Slavistik

Adam Mickiewicz, *Pariser Vorlesungen über die slavische Literatur und ihre Kontexte*, hg. von Walter Kroll, Leiden: Brill 2023.

Andere kultur- und geisteswissenschaftliche Disziplinen

Geschichtswissenschaft

Marc Crepon, Ginevra Martina Venier, *Politique des traductions*, Paris: Editions Rue d'Ulm 2023.

Comment mesurer les enjeux politiques de la traduction dans un monde fracturé, du point de vue de sa pratique comme des réflexions théoriques qu'elle appelle? C'est le défi relevé par ce livre. Revenant sur » la tâche du traducteur « (W. Benjamin), il articule deux ordres de problème. Le premier concerne l'inscription des traductions dans l'histoire et la prise en considération d'un double contexte – celui du texte original dans son moment propre et celui de leur écriture dans une autre aire culturelle et un temps différé, avec des risques toujours possibles de décontextualisation. Le second a trait à un » humanisme de la traduction « (S. B. Diagne) dans un monde d'échange inégal. Les traductions sont le vecteur privilégié d'un autre accès au monde: mais comment en corrigent-elles l'injustice?

Florence Hulak, *Histoire libérale de la modernité. Races, nation, classes*, Paris: PUF 2023.

Florence Hulak zeigt, wie wichtig der erste Liberalismus von Augustin Thierry für den Gedanken des Klassenkampfes bei Marx wurde – im Unterschied zum mittleren, doktrinalen Liberalismus von Guizot bis zu Toqueville. Damit demonstriert die Autorin zugleich, inwieweit gängige Darstellungen (Michel Foucault, Jacques Rancière oder Marcel Gauchet) zentrale Elemente dieser Geschichte verpassen und deshalb Marx' Vorhaben nicht richtig einordnen können. (*dt*)

Domenico Paone, *La fabrique des sémites. Ernst Renan entre langues et religions*, Paris: PUF 2023.

Domenico Paone hat in den Archiven recherchiert und mit vielen Nuancen rekonstruiert, wie Ernest Renan zwischen Sprachgeschichte und Religionsgeschichte die zuweilen rassistische Kategorie der >Semiten< entwarf. Er zeigt, wie Renan in seiner >Histoire des origines du christianisme< eine widersprüchliche Beurteilung des Judentums pflegt, manchmal hoch lobend, manchmal abwertend, ohne dass es zu einem eindeutigen Bild kommt, wenn auch die späte (zwar im neuen Zusammenhang der neuen >Dritten Republik< entstandene) >Histoire du peuple d'Israël< viel von den frühen heiklen Werturteilen fallen lässt. Dass die Sprachgeschichte die Matrix der >Werkstatt der Semiten< war und dabei die Religionsgeschichte nachhaltig prägte, mag wohl sein, diese wurde aber – wie S. 33 erinnert – zuerst von dem Theologen Johann Gottfried Eichhorn verbreitet. Religionsgeschichte und Philologie wurden wechselseitig in Renans Forschung involviert, ohne dass der Historiker sich völlig von dem (ehemaligen) Theologen befreien mochte. Die Beziehungen zwischen Sprache und Religion sind also nicht dermaßen eindeutig, wie es zuweilen in der Konstruktion des Buchs erscheint. Durch die feine Analyse der Entfaltung von Renans Hauptwerk liefert Paone jedoch einen wichtigen Beitrag zur sachlichen Erwägung der schwankenden Ideen Renans. Man vermisst jedoch auf manchen Seiten durch die viele Detailforschung gelegentlich die

Orientierung (so über Renans Lektüren, wo die Rolle von Nicholas Wiseman sicher wichtig war, wichtiger aber sind die Ideen, die Renan sich über diese Vermittlung aneignen konnte und was er damit machte). Dies ist wahrscheinlich der Preis der historischen Unparteilichkeit, da Paone ein komplexes Bild von Renans Geisteswelt liefert. Eine angemessene Beurteilung des großen Gelehrten ist damit ermöglicht, die die Voreingenommenheit der meisten Darstellungen deutlich macht. Ein so wichtiges Buch hätte jedoch eine letzte sprachliche Emendation verdient. (dt)

Folker Reichert, *Fackel in der Finsternis. Der Historiker Carl Erdmann und das »Dritte Reich«*, Bd. 1: Die Biographie, Bd. 2: Briefe 1933-1945, Darmstadt: wbg Academic 2022.

Denis Thouard, François Rastier, Pierre Temkine, Valentin Temkine, Godot dans l'histoire, Belval: Circé 2023 (Collection Penser le theatre).

Politikwissenschaft

Mark Bevir, *A History of Political Science*, Cambridge: Cambridge Univ. Press 2022.

Philosophie

Jocelyn Benoist, Markus Gabriel, Jens Rometsch (Hg.), *Realismus und Idealismus in der gegenwärtigen Philosophie*, Tübingen: Mohr Siebeck 2023 (*Realism and Idealism in Contemporary Philosophy. Bonn Studies in the New Humanities*).

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen von Jean-François Kervégan: Zwischen Idealität und Realität: Die Position des Begriffs in Hegels Prima Philosophia – Emmanuel Cattin: Hegel und die Mysterien des Realen – Markus Gabriel: Was existiert nicht? – Thomas Buchheim: Realismus diesseits von alt und neu: Überlegungen zur ontologischen Statur des Realen – Jocelyn Benoist: Der Realismus und der systematische Ort des Subjekts – Renaud Barbaras: Zugehörigkeit und Subjektivität – Eva Schürmann: Was heißt »die Sache selbst«, wenn es das »Ding an sich« nicht gibt? Über die vergessene Vermittlung – Anton Friedrich Koch: Ist der hermeneutische Realismus ein dialektischer Materialismus? Heidegger und Adorno weiterdenken.

Christian Berner, Charlotte Morel (Hg.), *Philosophie du sens, Villeneuve d'Ascq: Septentrion 2023 (Opuscles phi)*.

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Beiträgen von Marc de Launay: De la signification au symbole dans la >Critique de la faculté de juger< – Jean-François Goubet: Le sens en partage. Les savants fichtéens, dépositaires de l'idéal – Olivier Tinland: Hegel, Russell et le problème du holisme sémantique – Charlotte Morel: Lotze: du mécanique au signifiant – Mildred Galland-Szymkowiak: Sens et symbole dans l'esthétique. Schelling et Lipps en parallèle – Emmanuel Salanskis: Sens et signification dans le troisième traité de la >Généalogie de la morale< – Jean-Claude Gens: Signification et force. Les catégories diltheyennes de la vie – Matthieu Amat: Objectivité et individualité du sens. Perspectives néokantiennes en philosophie de la culture (Rickert, Simmel, M. Weber, Windelband) – Julien Farges: De quel «sens» la phénoménologie husserlienne est-elle la philosophie? – Christian Berner: Formes symboliques et configuration du sens chez Ernst Cassirer.

Maurizio Ferraris, *Doc-Humanity*, übers. von Sarah De Sanctis, Tübingen: Mohr Siebeck 2023 (*Reality and Hermeneutics 2*).

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Kapiteln wie 3. Speculation: Where Do we Come from? – Ontology: Recording – Technology: Iteration – Epistemology: Alteration – Teleology: Interruption – Transvaluation: Where are we Going? – Deconstruction: The Other Side of the Hill – Analysis: Documedia Surplus Value – Action: The Struggle for Recognition – Redemption: Webfare.

Sergio Genovesi, Ereignis und Erfahrung. Entwurf eines empirischen Realismus des Ereignisses in Auseinandersetzung mit Claude Romanos Ereignishermeneutik, Tübingen: Mohr Siebeck 2023 (Reality and Hermeneutics 4).

Mit wissenschaftshistorisch relevanten Kapiteln wie Claude Romano und die Ereignishermeneutik – Das Ereignis als Untersuchungsgegenstand der Ontologie, der Erkenntnistheorie und der modalen Philosophie – Das Ereignis im Rahmen der heutigen Realismus-Debatte.

Corine Pelluchon, Ricœur, philosophe de la reconstruction: Soin, attestation, justice, Paris: PUF 2022.

Sozialwissenschaften

Roberto Esposito, Vitam instituere. Genealogia dell'istituzione, Turin: Piccola Biblioteca Einaudi 2023.

Ein Versuch, über die Kritik der Institutionen (Foucault) hinaus zu gelangen. Gehört zu einer Trilogie über das Thema. Viel über das römische Recht (und die Debatte Yan Thomas vs. Pierre Legendre), über Machiavelli, Spinoza, Hegel und danach. (*dt*)

Richard Kühl, Der Große Krieg der Triebe. Die deutsche Sexualwissenschaft und der Erste Weltkrieg, Bielefeld: transcript 2022.

Rainer Nicolaysen, Eckart Krause, Gunnar B. Zimmermann (Hg.), 100 Jahre Universität Hamburg. Studien zur Hamburger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte in vier Bänden, Bd. 3: Erziehungswissenschaft, Sozialwissenschaften, Wirtschaftswissenschaften, Rechtswissenschaft, Göttingen: Wallstein 2022.

Tommy Stöckel, Wissenschaftsorganisatoren in den Sozialwissenschaften 1890-1940, Wiesbaden: Springer VS 2022.

Heinz-Elmar Tenorth, Ulrich Wiegmann, Pädagogische Wissenschaft in der DDR. Ideologieproduktion, Systemreflexion und Erziehungsforschung: Studien zu einem vernachlässigten Thema der Disziplingeschichte deutscher Pädagogik, Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt 2022 (Bildungsgeschichte. Forschung – Akzente – Perspektiven).

Max Weber, Qu'est-ce que les sciences de la culture?, hg. von Wolf Feuerhahn, Paris: CNRS 2023.

Mit einer langen wissenschaftshistorischen Einleitung S. 11-227.